

Unterhaltungen

des

literarischen Kränzchens in Königsberg

im Auftrage herausgegeben

von

Dr. R. Reusch.

Zweiter Jahrgang 1866.

Inhalt.

Vorträge. D. Fabricius: Longfellow's Spanischer Student S. 69.; F. Marcinowski: Die Lannhäuser-Sagen S. 18. 41. 58.; W. Merlecker: Wegen des Kennchen von Tharau S. 5. 23.; Dr. Reusch: Die nordischen Welten S. 37.; D. Rosenkranz: Liebespoesie der Troubadours S. 89. 105.; E. Schwahn: Ueber die Frauengestalten der Nibelungen-Sage S. 123. 164. — **Gedichte.** Dr. A. Hagen: Die Seythen S. 145., Nicht wider den Strich S. 159., Der Schnee, Der Traum S. 160., Räthsel S. 16. 32. 128. 144.; G. Hilder: Auf der Kunstausstellung S. 48.; E. Hubaczek: Reimspiel auf Die S. 144.; Dr. Reusch: Abschied vom Freunde S. 47.; Ch. Wohlmann: Räthsel S. 128. — **Dramatisches.** E. Wichert:

Kaiser Otto III., Trauerspiel, S. 50. 81. 97. 113. 133.; **Volkschümer.** E. Hubaczek: Littauische Sagen S. 76., Slompeter S. 77., Seejungfern im Tilsiter Schloßteich 78., im Leiche bei Pokalna S. 95. — **Besprechungen.** Dr. Hehe's Aschenpöster S. 4.; Dr. Kesselmann's Hafis' Divan S. 80.; E. Palleske's Vorlesung S. 33.; Lucians Toxaris S. 153. — **Berichte:** Vorberathung S. 161.; Sitzungen 2. 3. 17. 33. 35. 49. 81. 129. 161.; Nekrologe S. 130.; Finanzkommission S. 132.; Literarische Sektion S. 11.; Volksthumssektion S. 17.; Bibliothek cf. Rehrseite des Titels; Druckfond S. 176. **Redaktionsanzeigen** S. 1. 48. 113. 161. — **Briefwechsel** S. 176.

Königsberg, 1866.

Verlag der Akademischen Buchhandlung Schubert & Seidel (H. Seidel).

Katalog unserer Bibliothek.

Die wenigen gekauften Bücher sind in dem nachfolgenden Katalog mit einem vorgezeichneten Stern bezeichnet. Die übrigen sind geschenkt und zwar, insofern der Name des Gebers nicht in Klammer beigefügt ist, von dem Verfasser. Die fehlenden Nummern enthalten Fortsetzungen früherer.

36. Fr. Reuter: Die Kamellen. B. 6. Durchlächtig.
*38. Frischbier: Preuß. Sprichwörter. Aufl. 2. Berl. 1865.
*52. Pfeiffer: Deutsche Klassiker des Mittelalters. B. 3. Das Nibelungenlied. Leipzig 1866.
79. Festzeitung zur 7. Jahresfeier des literarischen Kränzchens zu Königsberg am 17. November 1865.
80. Brohm: Die Taubstummen, Lustspiel in 3 Akten. Bromb. 1865.
81. — Chronik des Thorner Singvereins. Thorn 1865.
82. Luise Marianne Schwatlo: Friedrich der Große. Königsberg 1865.
83. Aug. Stobbe: Lustspiele und Gedichte. Königsb. 1865.
84. Heinr. Schulz: Die Grünen und die Blauen oder die preuß. Blutzengen. Sensb. 1865. (Hubaczek.)
85. Album schlesischer Dichter. 5. Sammlung. Leipz. 1866. (Vgl. Nr. 65.)
86. K. Gottschall: Ulrich von Hutten. Königsb. 1843.
87. Karl Veltjusen: Skomand, Heldengedicht. Pgd 1861.
88. G. v. Zielinski: Die Steppen. — Der Kirgise. Aus dem Polnischen von Alb. Weiß. Leipz. 1858.
89. Prowe: Achter Jahresbericht über die städt. Töchter- schulen zu Thorn. Thorn 1866.
90. Hefsa: Prutena. B. 2. Königsb. 1825. (Dr. Neusch.)
91. Müller: Emanuel Kant's Leben. Königsb. und Tilsit. (Dr. Neusch.)
92. v. Kaumer: Rede zur Gedächtnisfeier Friedrichs II. Leipz. 1847. (Dr. Neusch.)
93. Meier: Beiträge zur Handels- und politischen Geschichte Königsbergs. (Dr. Neusch.)
94. Ohlert: Ueber d. Metamorphose d. Pflanzen. (Dr. Neusch.)
95. — Ueber die Bewegungen der Erdrinde. (Dr. Neusch.)
96. A. Hagen: Die heidnischen Gräber mit ihren Altstüh- mern. (Dr. Neusch.)
97. A. Hagen: Die Poesie vor hundert Jahren (Dr. Neusch.)
98. Die Tiepolt'schen Stiftungen in Königsberg.
99. F. Neusch: Joh. George Hamann's Grabmal. (Dr. Neusch.)
100. F. Neusch: Sprichwörter und sprichwörtliche Redens- arten. (Dr. Neusch.)
101. Dickmann: Volksschulwesen im Reg.-Bez. Königsberg 1828—47. (Dr. Neusch.)
102. Die beiden Hufeisen von Eudymedien. (Dr. Neusch.)
103. Peter von Bohlen: Autobiographie. Königsb. 1841. (Dr. Neusch.)
104. Hefsa: Littauische Volkslieder. (Kgsb. 1825. (Dr. Neusch.)
105. G. Hagen: Gedächtnisrede auf J. F. Enke. Berl. 1861. (Dr. Neusch.)
106. Denkmal Friedrich Wilhelm's III. in Königsberg, enthüllt den 3. Aug. 1851. (Dr. Neusch.)

107. Morgenbesser: Beiträge zum republikanischen Gesetzbuch 1796. (Dr. Neusch.)
108. William Edmund Laune Aytoun: Programm von Direktor Dr. Schmidt. Königsb. 1866. (Krause.)
109. Borussia von Carl Bornemann. Berl. 1867. (Graf v. Wartensleben.)
110. Gysbrecht van Aemstel. Trauerspiel von Joost van den Vondel. Leipzig 1867. (De Wilde.)
*111. Gespräche mit einem Grobian.
112. Alb. Weiß: Album polnischer Volkslieder. Leipz. 1867.

Preisermäßigung.

Der Ordner Dr. Neusch (Heumarkt 4.) verwendet, so weit der kleine Vorrath reicht, portofrei folgende Vereins- schriften und zwar auf Franco-Einzahlung

1. von 2 Thlr. drei Exemplare des dritten Jahrgangs unsrer „Unterhaltungen“. (Schreiben v. 1. März 1867.)
2. von 20 Sgr. ein Exemplar des zweiten Jahrgangs der „Unterhaltungen“. (Schreiben vom 2. März 1867.)
3. von 20 Sgr. ein Exemplar des ersten Jahrgangs unsrer „Unterhaltungen“. (Schreiben v. 3. März 1867.)
4. von 1 Thlr. ein Exemplar des ersten und zweiten Jahrgangs unsrer Unterh. (Schreiben v. 4. März 1867.)
5. von 7 1/2 Sgr. ein Exemplar unsers preuß. Almanachs Jahrg. 5. (1861) auf 276 S. enthaltend:
D. Rosenkranz: Biographie Barnhagen's von Ense;
E. Hagen: über den zweiten Theil des Göthischen Faust;
Nesselmann: das litauische Volkslied, Gedichte etc.
(Schreiben vom 5. März 1867.)
6. von 7 1/2 Sgr. ein Exemplar des Almanachs Jahrgang 6. (1863) auf 280 S. enthaltend:
E. Hagen: das griechische Theater; Nesselmann:
Sadi's Hofgarten; A. Hagen: Schenkendorf's Kriegs- fahrten; kleinere Aufsätze, Gedichte etc.
(Schreiben v. 6. März 1867.)
7. von 10 Sgr. ein Exemplar beider Jahrgänge des Al- manachs 1861/63 (Schreiben v. 7. März 1867.)

Die obigen Preisermäßigungen treten jedoch nur auf direkte Bestellung bei dem Ordner ein. Die Bestel- lung selbst erfolgt einfach durch Postanweisung des resp. Betrages an den Ordner, in welcher jedoch die Rubrik „die Zahlung bezieht sich auf ihren Brief von“, um Verwechslungen zu vermeiden, mit dem (oben stets in Klammer beigefügten) Datum des Schreibens genau und deutlich ausgefüllt werden muß. Volksschullehrer, welche uns bei Sammlung der preuß. Volksthümer (Sagen und Märchen, Lieder und Reime, Gebräuche und Aberglaube) freundlichst unterstützen, erhalten den laufenden Jahrgang unserer Unterhaltungen gegen Post anweisung von nur 10 Sgr. an Herrn Lehrer Frischbier (Altstadt, Bergstraße Nr. 10. 11.) ebenfalls portofrei zu- gesandt.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens in Königsberg

No. 11.

ausgegeben den 28. Februar

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet. Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an. Akademische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

Briefe und Sendungen an das Kränzchen erbitten wir unter der Adresse des Ordners Tribunalsrath Dr. Neusch, Steindamm Heumarkt 4.

Fürwort der Ordner.

Das literarische Kränzchen in Königsberg verfolgt seit nunmehr sieben Jahren den Zweck, gebildete und geistig regsame Familien unserer Stadt zu literarischen, belletristischen und populär wissenschaftlichen Unterhaltungen zu vereinigen. Sein Band umschlingt nicht nur Männer und Frauen jedes Alters, sondern auch Mitglieder der verschiedensten Berufsclassen zu gemüthlicher Einheit. Daher suchen die bei den monatlichen Sitzungen gehaltenen Vorträge in der Wahl ihrer Gegenstände wie in der Darstellungsweise allen diesen Elementen möglichst gerecht zu werden und bei allgemeiner Verständlichkeit jedem die gewünschte Anregung und Unterhaltung zu gewähren. Dieser Umstand bietet eine Gewähr dafür, daß das Vereinsblatt, welches jene Vorträge sammelt, auch bei einem ausgebehnteren Leserkreise, außerhalb des Kränzchens, dauerndes Interesse erwecken werde. Sein nächster Zweck, die Theilnahme eines solchen Kreises zu vermitteln, dürfte also gewiß erreichbar sein.

Doch das Vereinsblatt will noch mehr. Die im Kränzchen gehaltenen Vorträge beschränken sich keineswegs auf solche, die von hiesigen Mitgliedern eingebracht werden; auch von auswärts eingehende literarische Leistungen, deren Streben dem des Kränzchens entspricht, werden in seinem Kreise mit gleichem Danke aufgenommen und mit derselben Liebe zur Geltung gebracht. Damit ist ihnen der Weg in die Spalten des Vereins- blatts gebahnt. Haben sie aber nicht mehr den Charakter und Umfang eines bloßen Vortrags, so ist ihnen wenigstens eine wohlwollende Anzeige und Besprechung in dem Blatt gewiß, abgesehen davon, daß sie der Bibliothek des Kränzchens gern und sorgsam eingereicht und dadurch allen Mitgliedern zugänglich gemacht werden. Wie daher diese Bibliothek mit der Zeit eine Spe- zialsammlung aller unsrerem Ost- und Westpreußen angehörigen literarischen Erzeugnisse zu werden verspricht, so dürfte sich das Vereinsblatt bald vielleicht zu einem Organe aufschwingen, welches den schriftstellerischen Kräften unserer Provinz einen festen Mittelpunkt gewährt, um den sich dieselben, gegenseitig mittheilend, anregend und fördernd, sammeln könnten.

Dieser zweiten Bestimmung des Blatts schließt sich un- mittelbar eine dritte an. Das literarische Kränzchen sucht die Kräfte der Provinz zu bestimmten Aufgaben zu vereinigen, deren Lösung eben nur durch gemeinsames Zusammenwirken zu ermög- lichen ist. Eine dieser Aufgaben, die Sammlung der Volksthü- mer unserer Heimath, ist auch bereits in Angriff genommen und hat durch Herausgabe der zweiten Auflagen von Neusch' Sam- ländischen Sagen (Königsberg 1863.) und Frischbier's „Preu- ßischen Sprichwörtern“ (Berlin 1865.) in zweien ihrer mannig- fachen Richtungen eine anerkannt gelungene Lösung gefunden. Zur Förderung solcher Zwecke dient wiederum wesentlich das Vereinsblatt, indem es die Aufgaben veröffentlicht, die zerstreuten Kräfte zur Mitthätigkeit aufruft, Vorschläge über die Wege und Mittel der Ausführung bringt und über die fortschreitenden Arbeiten, sowie deren endliche Resultate Bericht erstattet.

Um aber alle diese Zwecke möglichst vollständig zu erreichen, ist es nothwendig, daß das Vereinsblatt eine weitere Verbreitung in unserer Provinz finde, und dadurch mag die Bitte entschuldigt werden:

Diese Zeilen einer freundlichen Ansicht zu würdigen und sie vielleicht auch im Kreise von Bekannten gütigst vorzulegen.

G. Düring. D. Fabricius. S. Frischbier. A. Hagen.
S. Hartung. A. Hiersemenzel. F. Marcinowski.
G. S. Nesselmann. S. Neusch. N. Neusch.
D. Rosenkranz. W. Seidler. F. Thiel. G. Wichert.

Sitzung den 19. Januar.

Bericht des Tagesordners Merleker. Die erste Abtheilung füllte der Vortrag des Tagesordners, „wegen des Nennchen von Tharau,“ mit dem wir den zweiten Jahrgang unseres Vereins- blatts sofort eröffnen. Nach der Pause gab die dramatische Sektion ihr erstes Debüt, indem sie (6 Herren und 2 Damen) 2 Akte aus Paul Hense's „Hadrian“ mit vertheilten Rollen vortrug. Allerdings konnte diese Vorlesung nur einen Theil des längeren Trauerspiels bringen; die Lücken aber wurden von dem



Sektionsordner E. Wichert durch erzählende Einschaltungen ergänzt, so daß dem Zuhörer nicht allein die schöne Sprache des Verfassers in ihren Glanzstellen gezeigt, sondern auch ein Bild des ganzen Stücks entrollt wurde. Daneben erfreute die Gesellschaft, deren Personenzahl wohl gegen 200 betrug, das einfache und sichere Auftreten der Sektions-Mitglieder, welches ihr eigenes Behagen an dem Vortrage verrieth und ihnen denselben überaus gelingen ließ. So hat die Sektion, welche jetzt schon auf 16 Mitglieder angewachsen ist und ihre, früher monatlichen Sitzungen verdoppelt hat, den Beweis geliefert, daß ihr eigentliches Ziel, die Tüchtigkeit des Vortrags, auch dem Kränzchen einen höheren Genuß bereitet, als Versuche von Theateraufführungen, und da wir — denn auch dies war heute zum ersten Male der Fall — bei dem Vortrage von Bühnendichtungen, ohne fremde Kräfte zu erbitten, mit uns selbst vollständig auskommen.

Sitzung den 16. Februar.

Tagesordner D. Fabricius. Der Ausfall jeder Sitzung hängt wesentlich von der Theilnahme ab, die die Vorberathung findet. Daher begrüßen wir den gesteigerten Besuch der Mittwochsversammlungen als ein Zeichen, daß Lehmann's Parole „Hör' auf“ für uns keine Anwendung finden dürfte. Der Grundsatz Sektionen zu schaffen, ehe die Kräfte vorhanden, welche die erforderlichen Arbeiten übernehmen, scheint sich zu bewähren. Wenigstens hat die dramatische Sektion schon ein selbständiges Leben gewonnen, das unseren Versammlungen neuen Impuls verspricht. Jeder lebenskräftige Verein besitzt eine geheime Geschichte. Gewöhnlich sind es nur wenige, die ihn mit treuem Herzen zugethan sind. Aber er ist nicht abhängig von einer einzelnen Kraft, sondern wird getragen von dem Bedürfnisse der jedesmaligen Gesellschaft. Derjenige, welcher seiner Zeit recht zu dienen weiß, gleicht nicht dem Manne, der auf Sand baut. Er findet immer treue Arbeiter, die dem Werke auch in der Ferne ihre Theilnahme und ihre Thätigkeit widmen. So hatten wir heute die Freude, uns die Abhandlung eines frühern Mitgliedes der Versammlung vorgeführt zu hören, die den Haupttheil des Abends ausfüllte. Assessor Marciniowski las eine Arbeit seines Bruders, der dem Kränzchen noch wohl in der Erinnerung ist durch seinen mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen „Wartburgkrieg.“ Diesmal war es ein ähnlicher Stoff. Ausgehend von dem Interesse, das Wagner's Oper „Tanhäuser“ in weiten Kreisen erregt hat, zeichnete der Verfasser zuerst das Leben des Dichters Tanhäuser und ging dann zu den erhaltenen Liedern desselben über, die in einer geschmackvollen Uebersetzung allgemein ansprachen. Darauf behandelte er den Tanhäuser der Sage und gab einen gehaltvollen Bericht über die verschiedenen Hypothesen, die aufgestellt sind, um den Dichter Tanhäuser mit dem Tanhäuser der Sage in Uebereinstimmung zu bringen. Oberlehrer Zander's Programm vom Jahre 1858 wurde dabei ausführlich berücksichtigt.

Wenn so der Hauptvortrag durch seinen wissenschaftlichen Werth der Sitzung eine ernstere Bedeutung gab, so trugen die

übrigen Vorträge, die demselben vorausgingen und folgten, auch das Ihrige dazu bei, durch Abwechslung die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln.

Die Sitzung eröffnete Prof. Nesselmann mit einem Nekrolog auf Rückert; Niemand dürfte dazu geeigneter gewesen sein, da derselbe schon seit Jahren auf demselben Felde, wie Rückert thätig gewesen ist.

Nach der Pause gab der Tagesordner eine Inhaltsangabe des „Spanischen Studenten“ von Longfellow mit Benutzung einer von Kreisrichter Symanski-Varten eingesandten Uebersetzung; die mitgetheilten Proben erfreuten sich der Theilnahme der Versammlung. Zum Schluß trug Herr Schwahn einige von einer Dame gedichtete Sonette vor und E. Wichert referirte nach drei darüber in der letzten Zeit erschienenen Werken (deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn von Schröder Ausg. 2. Wien 1862. — Weihnachtsskizzen in Sitte und Sage von Dr. Mannhardt Berlin 1864. — Die heilige Weihnachtszeit von Dr. Marbach Aufl. 2. Frankfurt a. M. 1865.) über „Sitten und Gebräuche in der Weihnachtszeit.“ Die Naivität der Weihnachtsspiele, wie sie von Bauern noch heut zu Tage aufgeführt werden, wußte der Redner zum Ergötzen der ganzen Gesellschaft geltend zu machen.

So verfloß der Abend in mannigfaltiger Anregung, und es bleibt nur zu wünschen, daß wir für jede Sitzung eine solche Fülle von Vorträgen bereiten hätten, wie es dies Mal der Fall war.

Asshepoester, op rijm gebracht door J. P. Heije, met hoogduitsche Vertaling door Henriette Heinze-Berg. Amsterdam, J. H. G. Van Neteren.

Dieses mit eleganten Illustrationen ausgestattete Werk, in dem die kleinen Pantoffeln Aschenbrödel in künstlerischer Verklärung glänzen, dürfte auch in Deutschland Beachtung verdienen. Das liebe Mährchen wird hier großen und kleinen Kindern in Bild und Reim wieder vorgeführt, wie Aschenbrödel die demüthige Magd ihrer stolzen Schwester ist, wie sie beim Schenern der Stube und des Flurs nur einen Freund, den schnurrenden Kater, hat, wie sie ihr Abendbrot mit der Aussicht hungrig zu Bette zu gehen der alten Bettlerin giebt. Gar lieblich strahlt dann in den Illustrationen die holde Fee, in die sich plötzlich die Alte verwandelt hat; wir erblicken den Kater als Kutscher, die grünen Frösche als Livreebediente, und Aschenbrödel selbst als Ballbame, von Amoretten umgänfelt. Sechs Ratten werden sechs prächtige Kappen, der Kürbis eine elegante goldne Kutsche, und im Fauteuil des Wagens empfängt sie die verhängnißvollen Pantoffeln. Der Prinz führt sie zum Ball,

Und Aschenbrödel, die durch Glanz
Und Lieblichkeit längst jedes Herz
Gewann, tanzt zum Bezaubern ganz.

Doch die Freude läßt sie die Mitternachtsstunde versäumen, und als Bauernmagd muß sie zu Fuß den Ballast wieder verlassen, während der Kater mit den sechs Ratten und den vier Fröschen allein nach Hause kutschirt. Betrübt entschlämmt sie, aber die gültige Fee erscheint ihr im Traum und zeigt sich wieder versöhnt. Der verlorne Pantoffel macht sie zur Fürstenbraut.

Möge das Mährchen auch in dieser Form sich neue Freunde erwerben. Nächstens sollen die beliebten Mährchen: Der gestiefelte Kater, der Däumling und das Rothkäppchen aus derselben geschickten Feder und in derselben trefflichen Ausstattung folgen.

Wegen des Aennchen von Tharau.

Vortrag des Regierungs-Assessors Merleker.

Hochverehrte Anwesende!

Wie unser Kränzchen im rauhen Herbst und strengen Winter seinen wahren Frühling feiert, so neuentprossen tritt mein Erstlingswerk vor Ihre nachsichtige Aufmerksamkeit. Zu den ersten Studien benutzte ich unsere letzten Ferien, in denen Andere den Freunden des Sommers huldigten. Wie viel Stoff aus ihnen nicht für die glücklich begabten Novellendichter unseres Kränzchens! Ich nehme denselben eine Situation vorweg: Lauter Sommerabend; der volle Mond vergoldet die Spitzen der Wellen der Ostsee, des Schloßteichs — oder des Grabens in Zulkenhal; eine Gesellschaft von Damen und Herren hat sich am Rande des Wassers malerisch gelagert; allgemeines Stillschweigen; plötzlich hebt zuverlässig, der Professor in Freitags-Verlorenen Handschrift würde sagen, mit mathematischer Gewisheit, ein Tenorsolo das Lied an:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?

oder:

Aennchen von Tharau ist's,
Die mir gefällt!

Reise hörte ich die Klänge in meine Einsamkeit hinübertönen. Aber was bedeutete es, daß mir wegen des Aennchen von Tharau so Manches nicht gefiel?

Gekannt hatte ich das alte Lied mit vielen Tausenden — natürlich nur in der hochdeutschen Uebersetzung von Herder; ich hatte auch, so zu sagen als Studierter, gewußt, daß es von Simon Dach gedichtet ist, einem Königsberger Poeten zur Zeit des Großen Kurfürsten. Aber was wußte ich und viele andere sonst von dem Leben und den andern Werken dieses Dichters, und seinem Grunde, das Aennchen von Tharau zu besingen. Die Mitgliedschaft in diesem verehrungswürdigen Kränzchen war mir ein Sporn, Forschungen darüber anzustellen; ich wollte mit einem Vortrage aus dem Leben Simon Dach's hervortreten; aber da brachte das letzte Heft des Jahres 1864 der unserm Kränzchen wohlbekannten Altpreussischen Monatschrift, herausgegeben von den Herren Wichert und Meide, die gewünschte Lebensskizze.

Wie der Akademiker Chapelle in Gutzkow's Urbild des Tartüffe so eben mit seiner antiken Tragödie durchgefallen ist, rath ihm sein Freund, lieber einen modernen Stoff zu bearbeiten und zum Beispiel über die Scheinheiligen zu schreiben. Chapelle faßt die Idee auf, aber alsbald erfährt er im Fortgang des Gutzkowschen Stückes, daß Molier's Tartüffe diesen Stoff bereits bearbeitet hat. Verzweifelt ruft Chapelle aus: Moliere hat mir meinen Stoff gestohlen. So hatte mir die Altpreussische Monatschrift mein Thema entwendet!

Ich wollte jetzt eine Monographie über die berühmteste Dichtung Dach's, das Aennchen von Tharau, schreiben, aber

mein Zorn nahm überhand, als ich zufällig erfahren mußte, daß der Vater unseres allverehrten Herrn Ordners Neusch in den Neuen Preussischen Provinzial-Blättern von 1848 (Seite 42 ff.) in einem Aufsatz „Ueber das Erlöschen historischer Erinnerungen“ alle zuverlässigen Nachrichten zusammengetragen hat, welche wir über das Entstehen jenes Liedes besitzen. Aber mein Zorn hat sich abkühlen müssen; er endigt in einer edlen Rache gegen die Redactoren der Altpreussischen Monatschrift und gegen den seligen Herrn Geheimrath Neusch, indem ich die Resultate derselben benutze, und damit diese Resultate von Neuem der Vergessenheit entziehe.

Wie Simon Dach ausgesehen hat, davon kann sich jetzt Jedermann leicht Ueberzeugung verschaffen, denn unter den Bildnissen berühmter Rectoren der Königsberger Universität prangt an dem neuen Universitäts-Gebäude auch das Haupt Dach's an einem Ehrenplatze, auf dem Mittelbau; wenn man das Gebäude anschaut, ist links oben neben dem Reiterbilde Herzog Albrecht's und den vier Facultäten, Sabinus, der erste Rector der Universität, rechts Dach zu schauen. Sein Kopf hat viele Aehnlichkeit mit dem Shakespeare's, aber Dach's übrige Figur hat nicht der des großen Britten geglichen, sie ist eher der Gestalt Kant's gleich gekommen, denn Dach war sein Lebtag lang kränklich und schwächlich.

Lange Zeit und bis zu seinem Tode hat Dach in dem Hause Magisterstraße Nr. 30., jetzt dem Herrn Kaufmann Breitenberg gehörig, gewohnt; in der Nähe des blauen Thurms mit der lohnenden Aussicht auf den Pregel. Kein Gedenkzeichen findet sich an dem Hause an seinen berühmtesten Bewohner. Zwar ist die Ansicht des Wissenschaft und Kunst verehrenden Eigenthümers nach meinen sorgfältigen amtlichen Recherchen nicht richtig, daß die Anbringung von historischen Gedächtnistafeln an Häusern einer hohen Taxe unterworfen sei; aber zur Anbringung eines Erinnerungs-Zeichens an Dach wird es wohl so bald nicht kommen. Erst vor wenigen Jahren wurde für den klassischen Heroen Lessing in Breslau an dem Hause, in welchem derselbe mehrere Jahre gewohnt hatte, als er damals im siebenjährigen Kriege Secretair des Generals Tauenzien, des Gouverneur's von Schlesien, war, das Brustbild des Dichters in Marmor nebst einer Inschrift zur bleibenden Erinnerung gestiftet. Und auch diese Dvation kam nur zu Stande durch die Opferwilligkeit der dortigen israelitischen Mitbürger, denen überhaupt das Verdienst einer lebhaften Anerkennung der künstlerischen und wissenschaftlichen Verdienste gebührt.

Stiften wir hienach für Simon Dach einstweilen nur eine Gedächtnistafel in unserer Erinnerung; aber eben nur soviel als auf eine Tafel heraufgeht. Am 29. Juli 1605 wurde Dach in Memel geboren; sein Vater war gerichtlicher Dolmetscher der lithauischen Sprache. Nachdem er die Schulen in Memel und Königsberg, auch als Famulus eines jungen Geistlichen nach Sachsen gekommen, in Magdeburg besucht hatte, und öfter vor der ausbrechenden Pest hatte fliehen müssen, studierte er in Königsberg, hauselehrte und wurde 28 Jahr alt Collaborator, später Conrector an der hiesigen Domschule. Das war ein trauriges, mühseliges Schulmeisterleben mit kärglichem Einkommen, wie mitunter auch noch heutzutage. Sein äußerst schwächlicher zu

Brustbeschwerden geneigter Körper war den Mühseligkeiten einer Stellung nicht gewachsen, der er sich mit einem Eifer hingab, unter dem seine Gesundheit dauernd litt. Als gewissenhafter und gemüthvoller Mann konnte er die bitteren unverdienten Kränkungen, die er von den Eltern einiger Schüler erfahren mußte, nie ohne tiefste Erregung hinnehmen. Er schildert in lateinischen Versen selbst: wie er bis in die späte Nacht hinein die Schulhefte der Knaben habe corrigiren müssen, wie er jedem Wetter zum Trotz die Leichenzüge habe mit Gesang oder einem Leichencarmen begleiten müssen; wie ihn dazu die trübe eberne Stimme der Domglocke immer von Neuem zu mühseligen Wegen von Thor zu Thor aufgeschreckt. Durch Alles dies wurde Dach ein Hypochonder, und an Brustleiden und Hypochondrie ist er auch früh 54 Jahr alt gestorben. Aber Göthe behauptet einmal, daß schon alle großen Männer des Alterthums mehr oder weniger Hypochonder gewesen seien. Vor seinem Ende hat aber Dach auch viele frohe oder erhebende Stunden verlebt. Einmal war er musikalisch und spielte aus eigener Virtuosität das seltene Instrument, die Viola di Gamba, die er Geige nennt, wie „geigen“ bei ihm auch wiederum soviel bedeutet als „dichten.“ Dann gab ihm des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll; nur daß er überwiegend geistliche Lieder dichtete, und sich bei seiner Körper- und Gemüthsstimmung mit Vorliebe der Betrachtung der Hinsälligkeit des menschlichen Lebens, der Sterblichkeit und Ewigkeit zuneigte. Erlösung von seinen Amtsmühen brachte ihm ferner die Freundschaft, an der er durch sein ganzes Leben mit fast weiblicher Innigkeit und Zartheit hing. Seine Liebe zur Dicht- und Tonkunst machte ihn zunächst mit zwei außerordentlich geschickten und talentvollen Musikern bekannt und beliebt: Johann Stobläus, der Dirigent der damaligen musikalischen Academie in Königsberg, ein Schüler Johann Cécards, und Heinrich Alberti, Organist der Domkirche, der die meisten Lieder Dach's komponirt hat. Einen Freund und Gönner fand Dach an dem kurfürstlichen Rath Roberthin, der sich durch Menschenkenntniß und seine Weltbildung nicht minder, als durch Menschenfreundlichkeit, wissenschaftlichen Sinn, und eifrig thätige Begünstigung der Künste und Wissenschaften auszeichnete und selbst Dichter geistlicher und weltlicher Lieder war, die er aber aus Bescheidenheit nicht drucken ließ. Durch Roberthin's Einfluß wurde Dach von der Schulmeisterei erlöst und 1639 kurz vor der Thronbesteigung des Großen Kurfürsten, 34 Jahre alt, zum Professor der Poesie an der hiesigen Albertus-Universität befördert. Seit 1644 lernte ihn der Große Kurfürst bei seiner öftern Anwesenheit in Königsberg genauer kennen, und liebete dann den Dachen dermaßen, (wie der älteste Biograph sagt,) daß er viele seiner Verse auswendig kunte, auch niemahlen in Königsberg eintraf, daß er den Dachen mit seiner Pöhlin nicht hätte nach Hofe holen lassen sollen; dieser vortreffliche Herr hatte sich die Art der Dachsichen Verse so bekannt gemacht, daß er ganz genau zu urtheilen wußte, ohne Anschauung des Namens, ob ein Vers vom Dachen oder einem andern Poeten verfertiget wäre; dabei dennoch unser Dach dem Fürsten in seinen Versen nicht niederträchtig gehandelt hat. Die erwähnte Pöhlin war Dach's Frau, Regina Pöhl, eines Consistorialraths Tochter, die er, nachdem er zwei Jahre Professor war, heirathete; sie hatten 8 Kinder, in mehreren Söhnen

ist das Geschlecht ausgestorben. Dach war 36 Jahre alt, als er heirathete; — wie viel Zeit da nicht vorher, an ein Nennchen von Tharau zu denken! —

Viel kürzer, als wir, finden sich selbst ausführlichere Literatur-Geschichten mit der Erwähnung Dach's ab. In Vilmar's Werk (Geschichte der deutschen Nationalliteratur 3. Auflage Band 2. Seite 32.) werden Roberthin, Alberti und Dach als Königsberger Gruppe neben der ersten schlesischen Dichterschule, nur mit dem Bemerkten aufgeführt, daß sie in ihren besten Producten mehr lebendige Natürlichkeit als die schlesische Schule hätten; von Alberti würde ein treffliches Kirchenlied „Einen guten Kampf hab' ich in der Welt gekämpft,“ von Dach ein sehr lebendiges, fast volksmäßig gehaltenes weltliches Lied „Nennchen von Tharau“ noch heute gesungen. Also nur noch dieses Lied wird bei dem Namen Dach's erwähnt.

Wir müssen uns fragen: ist dieses Resultat der Literaturgeschichte gerecht? Und ich glaube, wir werden zu der Ansicht kommen: in der Entwicklung der Literatur war Dach eine hervorragende Erscheinung, aber von seinen Erzeugnissen sind für die Gegenwart nicht viele mehr genießbar. Dach war ein Lieberdichter, und seine Lieder dreifacher Art: es ist schon angedeutet, daß er sehr viele Kirchenlieder gedichtet hat; sodann eine Anzahl patriotischer Gesänge; schließlich eine Unmasse rein lyrischer Lieder, Freundes-, Liebes-, Gelegenheitsgedichte.

Die Kirchenlieder suchen sich fromme Leute wohl im Gesangbuch auf; unter denselben wird von andern Literaturhistorikern (als Vilmar) als das beste und hervorragendste namentlich eines bezeichnet: „Ich bin ja Herr in deiner Macht;“ acht Verse haben fast denselben Gedanken; wir sind hier wohl nicht in der Stimmung, daß ich daraus etwas vorlesen möchte, und man muß mir glauben, daß man sich nicht ganz besonders erhoben fühlt; es fehlt die Kraft und eine so hinreichende Frömmigkeit, wie in den Liedern z. B. von Luther und Paul Gerhardt. Das Lied war auf den Tod Roberthin's 1648 gedichtet. Nach dem blutigen Siege Friedrich's des Großen über die Russen bei Zornsdorf 1758, also 110 Jahre später sollen es die Preussischen Grenadiere auf dem Schlachtfelde angestimmt haben. Es kann und soll hier jedoch nicht über die Kirchenlieder Dach's abgeurtheilt werden; es finden sich gewiß viele erhebende darunter. Pfarrer Gebauer hat 1828 ein Werk über die Kirchenlieder Dach's geschrieben, aber wie wenig sich selbst Theologen für diese interessiren, dürfte vielleicht aus Folgendem hervorgehn. Als ich das Werk an der hiesigen Königl. Bibliothek einsehn wollte, der es bald nach seinem Erscheinen nach den Bestimmungen als Pflichtexemplar zugegangen sein muß, wurde mir der Bescheid: Dieses Buch ist zwar da, aber noch nicht aufgestellt, und deshalb nirgends zu finden. Also vielleicht seit 1828 noch nicht aufgestellt!

Die patriotischen Gesänge Dach's sind schon 1696 gesammelt hier in Königsberg gedruckt, bekannt unter der Bezeichnung „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw' und Scepter (die Theile des Wappens). Das sind durchweg seiten- und bogenslange und langweilige Gelegenheitsgedichte auf die Ankunft aller hohen Herrschaften in Königsberg, die Reisen derselben, Trauungen, Geburten und Sterbefälle bei Hofe u. s. w., zu denen Dach theilweise als Professor der Poesie verpflichtet war, und

man nur bewundern muß, daß er diese fürstlichen Arbeiten zu Stande bekommen hat. Eins darunter nennt sich auch Bestieb um fernern Aufwachs des hochfürstlichen Hauses zu Brandenburg u. s. w. u. s. w. — Der Titel ist noch lange nicht zu Ende — wie nach einer Wasserquelle zu singen.“ — Da hat er dann auch die Wittve Gustav Adolph's besungen, die unsern Dichter ungemein hochschätzte. Recht warmes Gefühl scheint mir bei Dach hervorzubrechen, als der Herzog von Lievland um die Prinzessin Luise Charlotte warb. Von letzterer singt er, damit wir doch auch Proben hören:

Wer wird Ihrer Amuth Gunst,
Ihre Pracht und Art erreichen?
Dürer's, Kranach's, Ruben's Kunst
Hat noch nie gemalt dergleichen,
Schöner ist auch nicht geschaut
Menelaen große Braut.

Zucht Sie auf die Jagd mit Dir,
Schnellem Wilde nachzustellen,
Willig werden sich von Ihr
Reh und Hirsche lassen fällen,
Recht als hätten sie erkannt
Selbst Dianen Licht und Hand.

Auf Vollkommenheit nur gehn,
Die berühmtesten Bücher lesen,
Allem Glück widerstehn,
Ist Ihr ganzes Thun und Wesen
Und woraus ohn falschen Schein
Unserm Gott ergeben sein.

Niemand hat sich noch mit Ihr,
Was zu reden unterfangen,
Der nicht über Ihrer Zier
Ganz bestürzt ist weggegangen,
Ihn nimmt theils der Weisheit Schein,
Theils der Rede Sonig ein.
u. s. w.

Dies Gefühl und der überaus loyale Sinn tritt dann auch in einem andern Gedicht hervor, als die neuvermählte Herzogin später zum Besuch nach Königsberg kam:

Herzogin, wie soll ich Dich
Fürstin oder Göttin heißen,
Weil um Deinen Namen sich
Beide, Erd und Himmel reifen.
Fürstin? denn Du eine ja
Von den Höchsten bist auf Erden,
Die, weil sie dem Himmel nah
Menschen kaum genennet werden.
Göttin, weil du wahrlich trägst
Selbst den Himmel im Gemüthe,
Sein Gestirn, das Du bewegst,
Sind Verstand, Zucht, Liebe, Güte.

u. s. w.

Niederträchtig d. h. ein Schmeichler war Dach, wie oben vernommen, nicht. Wie Horaz den Maecen hat er den großen Kurfürsten um ein Gütchen:

Feld, zu welches Herrschaft Füßen
Länder liegen, Ströme fließen,
Die ich auch nicht zähle schier,
Welchen ehren und anbeten
Sammt den Dörfern und den Städten
Auch die wild' und zahmen Thier'.

Von dem großen Theil der Erden
Laß ein kleines Feld mir werden,
Welches mir ertheile Brod,
Nun die Kraft mir wird genommen,
Und auf mich gedrungen kommen
Beides, Alter und der Tod.

Daß ein Pferd sich wohl gehalten
Und zuletzt beginnt zu alten
Und nicht mehr taug' in die Schlacht,
Es muß fressen, bis es stirbet,
Ja, kein alter Hund verdirbet,
Der uns treulich hat bewacht.

Laß auch mich nur Futter kriegen,
Bis der Tod mich heißt erliegen,
Bin ich dessen anders werth,
Hab ich mit berühmter Zungen,
Deinem Haus' und Dir gesungen,
Was kein Kost der Zeit verzehret.

Phoebus ist bei mir daheime
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir;
Meine sind die ersten Saiten,
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier.

Doch was ist hievon zu sagen?
Fürsten schenken nach Behagen,
Gnade treibet sie allein,
Nicht Verdienst, das Sie thun sollen,
Nein, sie herrschen frei und wollen
Sie auch ungebunden sein.

Thu', o Kurfürst, nach Belieben,
Such ich Hufen zehnumal sieben?
Nein, auch zwanzig nicht einmal;
Andre mögen nach Vergnüen
Auch mit tausend Ochsen pflügen,
Mir ist gnug ein grünes Thal.

Da ich Gott und Dich kann geigen,
Und von fern seh' aufwärts steigen,
Meines armen Daches Rauch,
Wenn der Abend kömmt gegangen.
Sollt ich aber nichts empfangen,
Wohl Herr, dieses gnügt mir auch!

Mir folgt aus diesem Gedicht, daß der christlich-religiöse, politisch-loyale Dichter seinen Werth selbst fühlte, seine epochemachende Größe, namentlich in dem sonst oft citirten Verse „Phoebus ist bei mir daheime“; er wußte, daß das Gouvernement nicht mesquin war, und erhielt auch die Auszeichnung des Gütchens Rufeim, im Samlande bei Cahmen belegen, von etwa 10 Hufen Größe.

Von den lyrischen Gedichten Dach's finden sich viele, durchweg componirt, gedruckt in „Alberti's Arien ellicher, theils geistlicher, theils weltlicher, zur Andacht, guten Sitten, keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder, zum Singen und Spielen gesetzt“, welche hier seit 1650 in einzelnen Heften erschienen. Ungedruckte sind von Verschiedenen gesammelt, z. B. von Schulrath Lucas. Unter den ersteren befindet sich folgendes merkwürdige Lied mit der Aufschrift:

Als Martin Opitz von Boberfeld etc. nach Königsberg kommen, seinen Guten Freund Botherthin und andere daselbst zu ersuchen, ward Ihme von Simon Dachen und mir (Alberti) mit ellicher Studenten-Hilfe diese wenige Musik gebracht den 29. Heumonats 1638.

Also der Meister der ersten schlesischen Dichterschule hat auch seine Anhänger in Königsberg besucht. In der wenigen Musik, von mehr als 60 Strophen übrigens, bekennen sich die Königsberger Dichter als Schüler von Opitz. Weniges daraus:

Opitz, den die ganze Welt
Für ein deutsches Wunder hält; — —
Ja Herr Opitz eurer Kunst,
Mag es Deutschland einig danken,
Daß der fremden Sprachen Günst
Merklich schon beginnt zu wanken,
Und man nunmehr insgemein
Lieber Deutsch begehrt zu sein. — —
Wer hat Eurer süßen Hand
Diesen Nachdruck mitgegeben,
Daß das ganze Nordenland,
Wenn Ihr schlägt, sich muß erheben,
Und so mancher edle Geist,
Euch zu folgen sich bestreht? — —
Was wir singen oder geigen,
Unser Name Lust und Ruh,
Stehet Euch, Herr Opitz zu.

Bei aller Originalität war Dach ein Nachahmer von Opitz. Das Urtheil, welches die Literaturgeschichte über Opitz gefällt hat, findet deshalb wenigstens theilweise auf die Reden Dach's Anwendung.

Martin Opitz (Vergl. Wilmar a. a. D. Seite 18 ff.) war ein Talent wenn man will, eine Mittelmäßigkeit, gleich so vielen mittelmäßigen Talenten zu allen Zeiten, welche das in der Welt vorhandene geistige Element geschickt auffassen und an den Mann zu bringen verstehen; ein Talent, welches die übrigen Talente und sogar den großen Haufen nicht allzusehr überragt, so daß sich die mittelmäßige Menge in ihm immer wieder findet, welches durch Anschließung an alle nur irgend bedeutenderen Persönlichkeiten und das Segeln mit allerlei Winden sich das Wohlwollen aller zu versichern versteht. Danach ist der allgemeine ungemessene Beifall zum großen Theil klarlich, den er im Leben wie im Tode gefunden: er verdarb es mit Niemanden. Alle Großen sang er der Reihe nach an, und galt eben darum bei seinen schwachen, in lauter Neufellichkeiten befangenen Zeitgenossen so sehr viel. Dies trifft auch in Folge seiner loyalen Gedichte bei Dach zu.

Wenn man einen großen Theil des Beifalls für Opitz dieser seiner Gefügigkeit beimessen muß, so ist ein anderer Theil desselben jedenfalls wohl begründet; allerdings liegt er fast durchaus nicht in dem Stoffe der Dichtungen, wohl aber in der Form derselben, in welcher Opitz unbestritten Meister und Vorbild für die folgenden Zeiten der deutschen Poesie war, so daß auch unsere Zeit noch auf seinen Schultern steht. Die Wiedergeltemdmachung des natürlichen sprachgemäßen Flusses des deutschen Verses, die Wiedergewinnung der abhanden gekommenen Leichtigkeit der Darstellung, des verlorenen Wohlklanges, des vergessenen Maßes, das ist sein Werk, und Dach steht ihm dabei würdig zur Seite.

Allerdings giebt diese Poesie den Ton an für die ganze in sich unwahre, auf willkürlicher Fiction beruhende Poesie des nächsten Jahrhunderts, bis auf Klopstock und Lessing hin; die meisten Gefühle sind erheuchelt, sind bloß dem Verse und dem Worte zu Liebe da, sind da auf dem Papiere, aber weder im Herzen des Dichters noch des Lesers; es sind schöne Phrasen, die doch nicht einmal immer ihre Maske festhalten können, und gar oft in das Triviale, Mathe, Armseelige herabsinken.

Opitz Poesie gab endlich den Ton an für die Gelegenheitsgedichte, diese Gevatter-, Gratulanten- und Condolenten-Poesie, von der das 17. Jahrhundert bis zum äußersten Ekel erfüllt ist.

In den letzten ist nun auch Dach sehr ergiebig gewesen; er machte sie gegen Bezahlung, und wohlhabende Leute mußten ein Gedicht vom Herrn Professor der Poesie haben, das dann der Organist Alberti gleich componirte. Vernehmen wir nur den unpoetischen Titel eines Gedichtes: Als Herr Johann Fauljoch, Churfürstlicher Durchlaucht zu Brandenburg Preussischer Registrator seinen hochzeitlichen Ehrentag gehalten mit Frau Maria Füscherin, seligen Mathias Heuschkeils Gerichtsverwandten im Kneiphof nachgelassenen Wittiben, den 9. Sonnung — — —

Aber auch das sonst über Opitz vernommene Urtheil trifft bei den Gedichten Dach's zu, bei denen wir hier stehen. Glatte Form mit schönen kaum gefühlten Phrasen. Sieht man die Gedichte Dach's an, welche in Alberti's Arien gesammelt sind, so müßte man (gegen die Wirklichkeit sehr zu Unrecht) annehmen, Dach sei ein arger Don Juan gewesen. Da singt er die Tyrphis an, eine Nymphe überhaupt, Rosabella, Lidia, selbst die schöne Galathée, Phyllis, Dorinde, und vor Allem Philosette; auch kommen Gedichte von 15 Versen und mehr auf die Liebe überhaupt.

Keine Nacht, kein Tag vergehet,
Keine Stunde läuft dahin,
Daß mir nicht in meinem Sinn
Meine Philosette siehet.
Philosette Dein Gesicht
Kömmt mir aus dem Herzen nicht.
Ehe früh aus ihrem Bette
Noch die glüh'ne Sonn' aufsteht,
Gleich ich mit der Morgenröthe
Meine schöne Philosette;
Wenn die Sonne will vergehen,
Wünscht der Erde gute Nacht,
Und der klare Mond erwacht,
Muß sie bei den Sternen stehen.
Ihre Lippen wie Corallen,

Ihrer Wangen Milch und Blut
Soll für alles Geld und Gut
Mir zu jederzeit gefallen;
Ihrer Haare Gold und Prangen,
Ihrer Augen Firmament,
Der Schnee ihrer weißen Händ',
Halten meinen Sinn gefangen.
Schönheit ist in ihrem Gehen,
Schönheit wenn sie schläft und wacht,
Wenn sie trauert oder lacht,
Schönheit leucht' in ihrem Stehen.
Wenn sie auf- und niederschläget,
Ihrer klaren Augen Licht,
Wird mein Geist ihr ganz verpflichtet
Und zu neuer Kraft erregt.
Ob wohl ihre hohen Gaben
Meinen Sinn weit übergehn,
Will ich mich doch unterstehn
Durch ihr hohes Lob zu traben,
Und soll nimmer ihr Gesicht
Kraft der Feder sterben nicht.

Ein anderes Gedicht mit dem Motto:

Flugheit (wie man spricht)
Kömmt vor Jahren nicht.

Mein Lieb' will nichts nach Liebe fragen,
Ist solcher Wollust Spinnenfeind,
Wer ihr vom Bräut'gam was will sagen
Macht, daß sie sehr darüber weint.

Gott laß es ja mich nicht erleben,
So spricht sie weh- und unmuthevoll,
Daß ich das Jawort von mir geben
Und wem versaget werden soll!

Will sie von diesem Sinn nicht weichen,
Stimmt mit der Lieb' ihr Herz auch ein,
So sag' ich, wahrlich, Ihresgleichen
Wird leichtlich nicht zu finden sein.

Ihr zu gefallen, will ich's gläuben,
Sch' ihre zarte Jugend an,
Der ich die Einfalt zu muß schreiben,
Die nichts von Liebe wissen kann.

Doch nehm' ich es mit ihren Wangen
Mit ihrer Augen Glanz bezeugt,
Mit allem dem, was mich gefangen
Und Schönes sich an ihr erzeugt.

Mit ihren sitzamen Geberden
Mit des geraden Leibes Pracht,
Der noch, ob Gott will, mein soll werden,
Sie ist dem Kloster nicht gemacht.

Lebhaft wird die Stimmung bei einem Gesange an die Freunde, wobei mitzutheilen ist, daß sich die befreundeten Dichter besondere Namen beilegten: Alberti hieß Damon, Botherthin Verinto, Partikulier Caldenbach — Celadon; Dach selbst Chasmino oder Siamond. Die schon erwähnte Philosette ist jetzt die Braut Damon's. (Das folgende Gedicht auszugsweise.)

Zeit daß du in Philosetten
So verliebt gewesen bist,
Zeit daß sie dir günstig ist,
Liegt dein Herz gleich an der Ketten.
Leute, die in Eisen liegen
Aus verdambter Tyrannie
Werden oft noch los und frei,
Vögel hoffen zu entfliegen:
Die in Liebes-Banden stehn,
Wünschen nicht eins zu entgehn.
Ach mit was für schönen Dingen,
Was für Lust und Fröhlichkeit
Hoffen wir die liebe Zeit
(Da es Gott will) zuzubringen.
Wann wir auf begrünter Hayden
Singsirecht in's feuchte Gras
Bei den Bächen, die wie Glas

Vor sich rauschen, sollen weiden.
Celadon, vor welches Singen
Meine Geige sich entfärbt,
Der sein Spiel von dem ererbt,
So den Acheron kann zwingen,
Geht mit seiner Kunst voran,
Dann sing' ich, so gut ich kann.
Damon auf und laß uns leben,
Laß uns auf den Roth der Welt,
Der von uns ein Urtheil fällt,
So nicht taug', nicht soviel geben.
Andre mögen von dir halten,
Von dir reden dies und das,
Ich begehre durch das Glas,
So ich trinke, zu erkalten,
Wo mein Herz mit Trug und List
Gegen dir verfälschet ist.

Die Dase unter allen Dach'schen Gedichten bleibt aber immer das **Anke van Tharau**.

liest man dasselbe jetzt nach Verlauf von zweihundert Jahren unbefangen, — sagt der selbige Geheime Rath Neusch, — so findet man darin den vollen gemüthlichen Ausdruck einer innigen Liebe, die den geliebten Gegenstand über Gut und Leben erhebt, alle Schwierigkeiten beseitigt und sich das Glück der künftigen Verbindung mit lichten Farben malt, in gegenseitiger herzlicher Einigkeit und Entfernung aller Mißstimmungen, die wohl öfter das Glück der Ehen untergraben. Hier werden nicht die Neufellichkeiten einer Philosette bejungen, zu welchen Gefängen, wie Wilhelm Hauff einmal sagt, nicht die heilige Flamme reiner Liebe entzündt, die in dem Auge der Geliebten glüht, sondern vielleicht nur der Wind, der mit ihren Gewändern spielt, und zeigt, ob sie kleine Füße hat. Im Anke van Tharau gipfelt sich vor allen andern Dach'schen Dichtungen und Liedern wahres Gefühl; dabei ist es so lebendig und naiv, daß es dem Dichter zum größten Ruhme gereicht, ja sein Andenken hauptsächlich erhalten hat.

Dieses literarhistorische Ergebniß verursacht eine um so regere Forschung, aus welcher Veranlassung das Lied gebichtet sei, wer Annchen von Tharau gewesen ist, und in welchem Verhältniß Dach zu derselben gestanden hat.

Die Altpreussische Monatschrift findet sich in ihrer Lebensbeschreibung Dach's (pro 1864 Seite 700.) sehr kurz mit der Bemerkung ab: Was freilich von seinem Verhältniß zu Annchen von Tharau gefabelt ist, beruht auf einer falschen Auslegung des bekannten plattdeutschen Gedichtes, welches in Wirklichkeit im Namen ihres Bräutigams gemacht war. An einer andern Stelle 1865 Seite 436 heißt es geradezu, daß Dach das Lied auf Bestellung für den Bräutigam machte, wie er so viele Gelegenheits-Carmina zu Hochzeiten, Taufen, Geburts- und Todestagen verfasste. Diese Annahme hat auch der Pfarrer Ellinger gemacht (Preussische Provinzialblätter 1840 Seite 380). Wären diese Mittheilungen wirklich ohne weitere Ergänzung hinzunehmen, so glaube ich, müßte uns dies mit der tiefsten Wehmuth erfüllen. Also das einzige Gedicht, wegen dessen Dach jetzt noch hauptsächlich bekannt ist, welches z. B. die Literaturgeschichte von Wilmar allein erwähnt, wäre auch nichts mehr als ein Gelegen-

beitsgedicht, für einen andern gemacht, womöglich gegen Belohnung; die Gefühle, die uns so lebendig und bedeutend erscheinen, wären nur vorgestellt, nicht selbst empfunden? — Der Schwung des Gedichtes selbst scheint dem schon zu widersprechen. Aber wir müssen auch wohl auf ältere Zeugnisse zurückgehn. Die älteste Lebensbeschreibung Dach's haben wir von Bayer, Lehrer an der Kneiphöfischen Schule, nachher Professor zu Petersburg, aus dem Jahre 1723, auch schon 64 Jahre nach dem Tode Dach's, abgedruckt in dem Erläuterten Preußen, der damaligen Alt-preussischen Monatschrift (Tom. I. Seite 159 ff. [3. Stück]). Bayer sagt: „Bei diesen öffentlichen Bedienungen wollte es anfänglich sich mit ihm keineswegs zu einer Heirath anlassen, darüber er sich öfters in seinen Versen beschwerte, und nach seiner gewöhnlichen Artigkeit denen Mäusen den endlichen Abschied drohete, dafern sie ihm weiter hinderlich fallen sollten. Er hatte unter andern seine Augen geworfen auf eines Priesters von Tharau Tochter, die ihm aber von einem andern weggenommen wurde, daher er zur Kurzweil bei dem Brautbette das bekannte Liedchen Anke van Tharau schrieb. Doch waren ihm die Mäusen nicht so gar hinderlich, daß er nicht hätte seine Reginald Pohlen heirathen sollen.“

Weiterhin heißt es bei Bayer, als von dem Tode Dach's die Rede ist: „In der Krankheit hat er große Schmerzen ausgestanden. Er hat gegen den Magister Georg Colben, Diaconum im Kneiphof, seinen Beichtvater, und andere Anwesende offenerzig gestanden: Er wünschte in größerer Unschuld gelebet zu haben. Und als er einstmals einen harten Stoß bekam, sagte er, das wäre vor das Lied Anken van Tharau, wiewol in demselben kein unanständiger freier Scherz, geschweige denn etwas mehreres ist. So gar wünschte diese fromme Seele vor Gott auch von dem gereinigt zu erscheinen, was wir kaum vor anders, als gut halten würden.“ (Das Letzte ist das Urtheil von Bayer).

Diese Mittheilungen geben uns Stoff zu vielem Nachdenken, aber in der Hauptsache rufen wir zunächst Victoria; Dach hatte nach dem Zeugniß seines ältesten Biographen seine Augen auf Anna geworfen d. h. er hat Anna geliebt, das Gedicht ist nicht bloß gemacht, sondern auch empfunden. Wir wünschen deshalb vor Allem nähere Nachrichten von Anna zu haben. Natürlich hat man sich deshalb zunächst an das Kirchenarchiv zu Tharau gewendet, darin aber im Ganzen wenig gefunden, da dessen ältere Acten verbrannt, die Taufregister aber erst vom Jahre 1698 ab vorhanden sind. Es ist darin nur eine Chronik befindlich, aus welcher wir die bezügliche Stelle der jetzige Pfarrer zu Tharau (Kirchdorf 3 Meilen vor dem Friedländer Thor von Königsberg) Herr Ellinger bereitwillig mitgetheilt hat. Sie lautet:

[Aus der Tharau'schen Kirchenchronik.]

Bei der Tharau'schen von dem Babstthum gebaueten Kirche haben, soviel man nachricht hat, nach der Reformation Lutheri bis an diese Zeiten folgende Priester gedienet. Nämlich Andreas Neander, welcher Anno 1630 gestorben. Dieser hat von seiner Ehegattin, die eine Sperberin von Gebuhr gewesen,

nebst einem Sohne eine einzige von Gestalt angenehme Tochter namens Annam hinterlassen, welche die Anke van Tharau ist, von der das bekannte Liedt oder Aria (Anke van Tharau os de my gefölt) herrühret, so in Alberti Arien gedruckt zu finden ist, und von dem berühmten Preussischen Poeten Simon Dach, welcher damahlen noch ein Studiosus gewesen [als der dem Tharau'schen Ministerio beständig gewogen auch in folgender Zeit als Professor Poëseos Anno 1647 den 29. martii auffgezeichnet gefunden wirdt im Tharau'schen Taufregister als ein Taufzeuge bey der Tauffe einer Tochter des Pastoris Michaelis Neresij] bey derselben Hochzeit gemacht worden, indem dieselbe nach ihres seeligen Vatern Tode 11 Jahr alt in die Pflege und Aufzuehung ihres Vormundes Herrn Stolzenbergs Rauffmanns und Mälzenbräuers in Königsberg auffgenommen, und 7 Jahr nach desselben Tode im 18. Jahr ihres Alters ist verheyrahtet worden an Herrn Johannem Partatium der Zeit Pfarrer in Trempen Insterburgischen Ampts, [nachmahlen aber in Lauffischen Labiauschen Amptes] woselbst sie nach des Partatii Tode noch 2 Successores nemlich Herrn N. Gruben und Herrn Melchior Willstein in demselben Pfarrampt geheyrahtet hat. Endlich hat einer ihrer Söhne von der ersten Ehe Herr Friederich Partalius littauscher Pfarrer in Insterburg sie, da sie verwitwet und ganz unvermögendt gewesen, zur Verpflegung zu sich genommen. Und da auch derselbige zu ihrem großen Leidwesen Anno 1688 im Ofterfest verstorben, ist sie doch von dessen Wittiben Fr. Elisabeth einer gebornen Schülgin bis an ihr seeliges Ende verpfleget und zu Insterburg Anno 1689 ums Michaelio im 74. Jahr ihres Alters begraben worden: welcher der fürsehende Gott diese Liebe wieder hat vergelten wollen, dergestalt, daß sie nach ihrem sechsjährigen trübseeligen Wittwenstande Anno 1694 eben nach Tharau an den dasigen damahls vocireten Pfarrer Anthonium Pfeiffer verheyrahtet werden müssen.

(Es folgen nun die Namen der nachfolgenden Pfarrer in Tharau und endlich Anthonius Pfeiffer, welcher diese historische Nachrichten verzeichnet hat Anno 1723 mense septembri.)

Das von den Franzosen arg mitgenommene Pfarr-Archiv zu Lauffischen enthält leider Nichts über Kennen von Tharau.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wenn dir für Gutes auf dem Lebenspfad
Die dritte ward zur erst' und zweiten,
Von Herzen freue doppelt dich der That,
Dank' ihnen, die den Dank dir weihen:
Doch wenn du für vermeintliches Verdienst
Dir Kränze selbst zu winden dich erkühnst,
Wie mag das abgegriff'ne Ganze
Dir blinken noch mit blindem Glanze?

A. Sagen.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

N^o. 12.

ausgegeben den 4. April

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet. Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an. Akademische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

Sitzung den 16. März.

Tagesordner H. Hartung. — Den Hauptvortrag hatte Professor Dr. Herbst übernommen und unterhielt die Versammlung durch eine interessante Schilderung des Anfangs und der Entwicklung des Englischen Dramas. — Dr. Knobbe gab dann eine poetische Bearbeitung des alten Weltsystems und der Sphärenmusik nach Cicero's Darstellung im: „Traume des Scipio.“ — Sodann las der Tagesordner ein kurzes einaktiges, für die Dilettantenbühne gearbeitetes, Lustspiel: „Der Diplomat aus Vergnügen,“ vor, in welchem nur drei Personen auftreten, und das ohne jede Requisiten darstellbar ist. — Studiosus Stürz las ein noch ungedrucktes Gedicht von Anastasius Grün vor. — Regierungs-Assessor Merlecker referirte schließlich über das von einem auswärtigen Mitgliede des Kränzchens, Herrn Pfarrer Krüger, uns übersandte Epos: „Kaiser Otto,“ und theilte zugleich einige der vorzüglichsten Stellen dieser Dichtung als Probe mit.

Volkssthumsektion.

1. H. Frischbier hat die Redaktion der preuß. Volksreime, welche seinen preuß. Sprichwörtern (Ausf. 2. Berlin 1865.) zunächst folgen sollten, bereits vollendet. Er will sich jedoch noch der mühsamen Arbeit unterziehen, die Parallelen aus anderen deutschen Volksreim-Sammlungen, ja aus Firmenich's Völkerverstimmungen fortlaufend zu zitiren. Wir dürfen kaum hinzufügen, daß dieser Aufwand von Mühe und Sorgfalt, (durch welchen die reiche Fülle der bereits gesammelten, aber namentlich in Firmenich fast unauffindbar verstreuten Volksreime gleichsam geeint und zur allseitigen Vergleichung und Ergänzung, deren sie, wie kaum irgend eine andere Art der Volksstümer, so sehr bedürfen, zurecht gelegt wird) überaus ersprießlich sein und dem Werke einen, über alle lokalen Sammlungen hinausgehenden, ganz besonderen Werth eines allgemeinen Sachregisters verleihen wird.

2. D. Rosenkranz (Kreisrichter in Friedland) hat die Redaktion der uns eingesandten preuß. Märchen gütigst übernommen und es läßt sich von dem, gerade ihm eigenen einfachen, leichten und gefälligen Styl das erfreulichste Resultat erwarten. Auch er beabsichtigt die Parallelen aus Grimms Hausmärchen zu zitiren.

3. Dr. Gräffe in Dresden hat sein umfassendes Werk „Sagenbuch des preuß. Staats“ bereits begonnen. Die uns vorliegende erste Lieferung (Glogau 1866) berechtigt — selbst abgesehen von dem bewährten Rufe des Verfassers als deutschen Alterthumsforschers — schon durch seinen Inhalt zu den kühnsten Erwartungen. Wir dürfen also, unserm Grundsatz (Unterh. I. S. 148.) getreu, die uns zugegangenen preuß. Sagen vertrauensvoll an ihn abgeben.

Die Tanhäuser-Sagen.

Vortrag von Kreisrichter F. Marcino wski-Schuppenheit.

Der Minnefänger Tanhäuser, sein Leben und seine Werke haben in früherer Zeit nur die engeren Kreise der Literaturhistoriker beschäftigt. Erst durch die Oper: „Tanhäuser oder der Sängerkrieg auf der Wartburg“ ist das Interesse für diesen Dichter auch in weiteren Kreisen angeregt. Wagner hat indeß seinem Helden ein aus historischem und mythischem Gewebe zusammengesetztes Kleid angezogen. Er hat nicht allein den Minnefänger mit dem sagenhaften Ritter in Verbindung gebracht, sondern ihn auch der Episode des Wartburgkrieges als Mistkreiter eingefügt, ihn mit dem Minnefänger Heinrich von Ofterdingen identificirt. Der Verfasser hat schon in einer früheren Abhandlung, in welcher er versuchte, den Wartburgkrieg auf seine eigentliche Bedeutung zurückzuführen, darauf hingewiesen, daß der in der Wagner'schen Oper vorgeführte Sängerkampf nur insofern auf Uebereinstimmung mit dem betreffenden sagenhaften Vorgange Anspruch machen darf, als wirklich in der Wartburg am Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen Wettgesänge der damals dort verweilenden Minnefänger stattfanden. Der gegenwärtige Aufsatz stellt sich zur Aufgabe, den Tanhäuser, welcher der Literaturgeschichte angehört, und den Tanhäuser der Sage zu charakterisiren, und hiebei auch die an-

gebliche Identität beider mit dem beim Wartburgkriege beteiligten Sängern Heinrich von Ofterdingen zu prüfen.

Der Minnesänger Tanhäuser oder richtiger Tanhuser ist eine historische Person und lebte im dreizehnten Jahrhundert. Er muß zu den hervorragenderen literarischen Erscheinungen jener Zeit gehört haben, denn ihm wird in späteren Gesängen, namentlich in einem Meistergesange des 15ten Jahrhunderts, neben den alten Meistern im Rosengarten eine Stelle eingeräumt, sein Name auch bei der Aufzählung der bedeutenderen Dichter jener Zeit genannt. Von seinen Dichtungen sind uns nur 16 Gesänge in der Manessischen Sammlung und ein Gesang in der Jenaer Handschrift aufbewahrt. Diese geben uns nicht allein den richtigen Leitfaden für die Beurtheilung seiner poetischen Begabung und Bedeutung, sondern bieten uns auch durch ihren Inhalt ein freilich nur fragmentarisches Material für seine Biographie. Sie bilden leider die einzige Quelle, aus welcher man die interessanten Lebensschicksale dieses Dichters schöpfen kann.

Hinsichtlich seiner äußeren Erscheinung sind wir so glücklich, in der Manessischen Sammlung eine Zeichnung zu besitzen, welche ihn zwischen zwei emporsteigenden Blumenranken, über denen Helm und Schild schweben, als einen bärtigen Mann darstellt. Er ist mit einem langen weiten hellgrünen Rock ohne Gürtel und einem weißen mit dem Pilgerkreuz gestickten Mantel bekleidet, sein Haupt mit einer grünen Mütze bedeckt, an welcher ein weißer Ueberhang befestigt ist.

Seine Heimat und die Zeit seiner Geburt lassen sich nur annähernd bestimmen. Seine Gesänge bieten uns in dieser Richtung nicht die geringste Aufklärung, sie lassen nicht einmal eine mehr oder weniger begründete Vermuthung aufkommen. Man hat versucht, seine Abstammung auf damals lebende gleichnamige Familien zurückzuführen. Dieser Versuch entbehrt aber der historischen Sicherheit. Es giebt nemlich drei Familien dieses Namens: eine salzburgische, eine bairische und eine fränkisch-schwäbische. Die erste führte den Freiherrntitel, wurde im 17ten Jahrhundert in den Grafenstand erhoben und starb noch in demselben Jahrhundert aus. Das Wappen dieser Familie weist im ersten und dritten Felde eine goldne Greifenklau auf gekröntem Helm im schwarzen Schilde, die beiden andern Felder sind durch einen Sparren getheilt. Die zweite bairische Linie gehört dem niederen Adel an. Sie führt im Wappen gleichfalls eine goldne Greifenklau auf gekröntem Helm im schwarzen Felde. Die fränkisch-schwäbische Linie findet in einigen Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhunderts Erwähnung. Sie zählt sich gleichfalls zum niederen Adel und zeigt uns im Wappen einen schwarzen Rahn nebst Ruder im weißen Schilde und auf dem Helm. Das Wappen des Dichters Tanhäuser in der Manessischen Sammlung zeigt dagegen einen quergebundenen, oben schwarz unten goldenen, Schild und auf dem Helm an zwei ebenso gefärbten gegen einander gebogenen Hörnern außen ein sächerartiges Halbrund, ist also bis auf die kleinsten Details von dem Wappen der erwähnten gleichnamigen Familien verschieden. v. d. Hagen zieht daraus, daß Tanhäuser am Hofe des Herzogs Friedrich von Oesterreich gelebt und von diesem ein Haus in Wien so wie das Gut Leopoldsdorf und ein Gut bei Simperg zum Geschenk erhalten hat, den Schluß, daß er der österreichisch-bairi-

schen Linie angehört haben müsse. Daß diese Umstände nicht mit Nothwendigkeit auf diesen Schluß führen, jede andre Conjectur vielmehr dieselbe Berechtigung verdient, dürfte indeß, wenn man die betreffenden Wappen gegen einander hält, und sich die Verschiedenartigkeit der Abzeichen vor die Augen führt, nicht in Zweifel zu ziehen sein. Der Aufenthalt Tanhäusers am österreichischen Hofe, damals dem Sammelplatz der bedeutenderen Minnesänger aus ganz Deutschland, beweist nichts, da der Dichter, welcher ein umherziehendes Leben führte, wohl auch aus einem andern Lande nach Oesterreich gezogen sein kann. Seine Schwärzerei für den Herzog von Oesterreich läßt sich gleichfalls aus den Günstbezeugungen, mit denen ihn dieser Fürst überhäufte, in der natürlichsten Weise erklären, und man hat keinen Grund zu der Annahme, daß er jene Bevorzugung seiner Nationalität zu verdanken gehabt hätte.

In Betreff der Heimat des Dichters steht uns sonach das Feld der Vermuthungen offen, und man wird auch dem Umstande, daß er in seinen Gedichten mit einer gewissen Vorliebe der Stadt Nürnberg erwähnt, und der daraus gezogenen Folgerung, daß er dort seine Jugendjahre verlebt habe, eine weitergehende Bedeutung nicht beilegen können.

Ueber seine ferneren Schicksale findet sich in seinen Gedichten ein bestimmterer Anhalt.

Es ist schon erwähnt, daß Tanhuser am Hofe des Herzogs Friedrich von Oesterreich längere Zeit im Wohlstande und in hohen Ehren gelebt hat. Sein erstes Gedicht in der Manessischen Sammlung ist dem Lobe des Herzogs gewidmet. Er besingt seine Tugenden in der überschwenglichsten Weise.

Nach seiner Würde ihn Niemand wohl beloben kann,
Was er thut, wohl nicht thut's ein andrer Mann.
Ihm singet Lob der Dichter Chor,
Wo er hinschweift mit seiner Schaar.
Er schwebt zur steilsten Höh' empor,
Zum Aether wie der stolze Nar.

Auf dem Meere und zu Lande ist er sehr verwegen,
Feder edlen Tugend Bierde wohnet in dem biedern Degen.
Traurig Herz wird froh,
Wenn er Frauen singet den Reigen;
Drum preiß ich ihn so,
Weil ich gern mit ihm singe den Maien.

Gleiches Lob spendet er ihm im 6ten und 14ten Gedicht, wo er seinen Tod beklagt und sich mit Wehmuth der Wohlthaten erinnert, die er an seinem Hofe genossen. Er hat dort offenbar die schönsten Tage seines Mannesalters verlebt und in jener Zeit seine Minne- und Tanzlieder gedichtet. Herzog Friedrich regierte von 1230—46. Seines Vorgängers, des Herzogs Leopold, geschieht in dem 6ten Gedichte Erwähnung, in welchem Tanhuser sich über die Ungunst der Fürsten beklagt und sich der früheren Günstbezeugungen der hervorragenden Fürsten und Ritter jener Zeit erinnert. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß er schon zu Lebzeiten des Letzteren am österreichischen Hofe gelebt und gedichtet hat. Anklänge an eine frühere Zeit lassen sich auch noch darin erkennen, daß er im 6ten Gedicht des Landgrafen Herrmann von Thüringen als eines der Fürsten gedenkt, bei dem er gute Aufnahme gefunden, indeß fällt seine Anwesenheit am dortigen Hofe wohl schon in die letzten Lebensjahre des

Landgrafen. Kaiser Friedrich II. hatte ihm gleichfalls seine Gunst geschenkt. In seinem Gefolge hat er an dem Kreuzzuge des Jahres 1228 theilgenommen, und bei dieser Gelegenheit viele fremde Länder und Fürsten kennen gelernt. Im 5ten Gedicht berührt er seine Bekanntschaft mit Pilat von Safemant, erzählt von den Königen von Marokko, Persien, Indien, Babylon, Alexandrien und Bagdad und erwähnt, daß er in der Stadt Thomas am Jordan und auch in Jerusalem gewesen ist. In seinem 13ten Gedicht beschreibt er einen Schiffbruch, den er in der Nähe der Insel Creta erlitten.

Niemand erfährt so große Noth,
Als ich in Unglücksdolden;
In Creta wäre ich dem Tod
Beinahe schon erlegen.
Zu einem Fels verschlugen mich
Die jähen Sturmeswinde,
Und Niesenwellen thürmten sich
In jener Nacht geschwinde.
Die Ruder mir zerbrachen, merkt auf, wie's mir ergangen,
Die Segel ganz zerrissen, die Schiffer sehn's mit Bangen.
Das Wasser wurd' trübe, der Zwieback wie Stein,
Das Fleisch war verfaulen und schimmelig der Wein;
Von Erbsen und Bohnen
Ist übel mir zu Muth;
Gott woll' mit Straf' uns schonen,
Dann wird noch Alles gut. —

Ein schlagender Beweis dafür, daß Tanhuser sich einem Kreuzzuge angeschlossen, liegt auch noch darin, daß das Bild, welches seinen Gedichten in der Manessischen Sammlung vorgezeichnet ist, ihn in einen Kreuzfahrermantel gehüllt darstellt.

Nach dem Tode des Herzogs Friedrich muß Tanhuser bei verschiedenen andern Fürsten Aufnahme gefunden haben, denn er erwähnt in dem 6ten Gedicht des Königs Conrad, der Könige Leopold und Friedrich von Böhmen, Erichs von Dänemark (1242—1250), eines Fürsten von Polenland, dann des Herzogs Albrecht von Sachsen (1212—60) und Ludwigs von Braunschweig. Der Hof der Herzoge von Brandenburg ist ihm gleichfalls nicht unbekannt, denn er bemerkt, daß diese Fürsten — er wird Otto mit dem Pfeile und dessen 3 Brüder und 3 Vettern, welche mit ihm 1266 zusammen regierten, gemeint haben — weidlich nach Gute trachten. Daß Tanhuser noch außerdem viele Reisen gemacht und dabei auch Italien und Frankreich berührt haben muß, kann man, wenn man die in seinen Gedichten enthaltenen Andeutungen und die Vorliebe für französische und italienische Worte in Betracht zieht, nicht bezweifeln.

In seinen letzten Lebensjahren wendet sich die Gunst der Fürsten von ihm ab. Mangel und körperliche Gebrechlichkeit treten an ihn heran und verdüstern den Horizont seines Glücks. Die dieser Lebensperiode angehörnden Gedichte tragen deshalb auch das Gepräge tiefer Schwermuth, des Schmerzes verkannten Talents, und der sehnsüchtigen Erinnerung an die vergangenen genussreichen Tage. Lassen wir ihn selbst sprechen:

Zuvor stand meine Sache so, den Besten darfst ich nahen,
Der Freunde hatt' ich Viele da, genoß gar zarte Pflege,
Sie lehren mir den Rücken zu, die früher gern mich sahen,
Seit Glück und Reichthum mich verließ, sind sie im Grützen träge.

Sie sind ja Alle Wirth'e nur, die meine Gäste waren,
Und ich bin doch derselbe noch, der ich war vor zwanzig Jahren.
Jetzt bin ich Gast und selten Wirth, gar unsest ist mein Leben,
Mit mir theilt Niemand mehr sein Brod, der ich so viel gegeben.
Ich habe Manches auch gethan, was ich jetzt muß bereuen,
Hätt' ich gewußt, was ich nun weiß, dann könnte ich mich freuen.
Ich kann' mich damals selber nicht, das muß ich nun entgelten,
Drum kann ich laden in mein Haus die Gäste nur sehr selten.
Mich dünkt', ich haute mir ein Haus nach dummer Leute
Rathe

Und nahm Gesellen mir zum Bau, die also sind genennet:
Herr Mangel und Herr Schaffenichts zur Hilfe mir jetzt nahte,
Und Einer heißet Seltenreich, der sehr genau mich kenntet.

Gebrechen und Verzweiflung sind mein treulich Angefinde,
Herrn Schade und Herrn Thunichtgut ich öfter bei mir finde. —
und dann im 14ten Gedicht:

Die schönen Frau'n, der gute Wein, das feine Gebäck am Morgen
Und zweimal in der Woche Bad das scheidet mich vom Gute;
So lang' ich dies verpfänden konnt', da lebt ich ohne Sorgen,
Doch jetzt, wenn's ans Bezahlen geht, wird mir gar weh zu Muth'e.
Mein Saumthier trägt geringe Last, mein Köhlein trabet schwere,
Die Knechte unberitten sind, auf meinem Tisch wohnt Leere.
Mein Häuschen steht fast ohne Dach, die Mauern sind verfallen,
Die Stuben stehen ohne Thür', das will mir nicht gefallen.
Die Küche ist schwarz ausgebrannt, der Keller eingestunken,
Die Scheune ist der Früchte baar, und auf dem Heerd kein Funken.
Man mahlt und backt nicht mehr bei mir, gebrant wird auch
nur selten,

Es wird mit Reden Niemand mehr beneiden mich noch schelten.

Aus diesen Zeilen läßt sich entnehmen, daß der Vermögensverfall, dessen Schuld er seiner eignen Ueppigkeit und Verschwendung zuschreibt, und die Ungunst der Fürsten den Dichter nöthigten, ein irrendes unsftetes Leben zu führen, daß er nirgend lange gelitten wurde und sich kümmerlich durchs Leben helfen mußte. Das in der Jenaer Handschrift mitgetheilte Gedicht, welches offenbar dieser letzten Lebensperiode seine Entstehung verdankt, zeigt uns einen von Gram und Alter gebeugten reuigen Sünder, der Gott um Gnade ansieht und seinen baldigen Tod herbeiwünscht. v. d. Hagen schließt aus dem Umstande, daß Tanhuser des Kaisers Rudolph von Habsburg gar nicht erwähnt, daß er dessen Regierungszeit nicht mehr erlebt, also vor 1273 gestorben sein müsse. Diese Annahme hat auch insofern Vieles für sich, als der Dichter bei dem abenteuerlichen und ausschweifenden Leben, welches er bis zu seinem Lebensabende geführt zu haben scheint, schwerlich ein hohes Alter erreicht haben wird.

Verheirathet ist Tanhuser nicht gewesen. Die Liebe — wenn auch nur die sinnliche — bildet zwar das Motiv für die Mehrzahl seiner Gesänge, seine Anspielungen auf die Geliebte lassen indeß durchblicken, daß er seine Neigung nicht auf eine Frau concentrirt, sondern auf die ganze Frauenwelt mehr oder weniger gleichmäßig vertheilt hat. Am häufigsten erwähnt er der Namen Gutta (Auguste) und Mazze (Margarethe) und man wird daher in diesen die Damen seines Herzens zu erkennen haben. Eine Andeutung dafür, daß er Eine derselben Herz und Hand geschenkt und daß ihn Familienbande gefesselt haben, findet sich nirgend. Sein leichtlebiger unruhiger Sinn, seine Neigung zum Reisen und seine Unbeständigkeit mögen ihn von jeder festen

Verbindung zurückgeschreckt haben. Er hat in seinen guten Tagen ein üppiges und ausschweifendes Leben geführt und später ein trauriges kümmerliches Dasein gefristet.

In seinen Charakter lassen seine poetischen Produkte einen Einblick thun. Er macht den Eindruck eines zwar begabten und genialen, aber in höchstem Grade unruhigen und leichtfertigen Mannes. Einzelne Stellen in seinen Gedichten lassen, ohne jedoch das Motiv klar zu legen, eine gewisse innere Zerrissenheit durchschimmern, welche sich in bitteren Ausfällen auf die Menschen und in dem Humor der Verzweiflung Luft machen. Tanhusen besaß übrigens, wie es bei den meisten Minnesängern der Fall war, diejenige allgemeine Bildung, welche in jener Zeit als Gelehrsamkeit galt. Er trägt die Kenntniß der Sagen, darunter auch der damals wohl nur Wenigen bekannten griechischen Mythen, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit zur Schau. Auch ist seine Länder- und Völkerkunde, deren Studium ihm durch seine vielen Reisen namentlich seine Kreuzfahrt erleichtert sein mag, für die damalige Zeit eine recht bedeutende. Die Wissenschaft der Astronomie war ihm gleichfalls nicht fremd, denn er sagt in seinem 5ten Gedicht:

Wien herbergt der Gelehrten viel.
Der edlen Kunst Astronomie
Zu Toled' ich nicht entbehren will;
Doch fern bleib' mir Negromantie
Die Zauberei ich siehe sie.

Den mystischen Beschäftigungen der Meister der schwarzen Kunst scheint er abhold gewesen zu sein. Aus dieser Geistesrichtung läßt es sich erklären, daß er auch dem religiösen Mysticismus, den die Gedichte vieler gleichzeitiger Minnesänger zur Schau tragen, nicht zugethan war. Unbekannt war ihm aber dieses Spiel mit geistlichen Parabeln keineswegs, denn wir finden diese Dichtungsart in zwei kurzen Räthseln vor, von denen eins den Schluß eines seiner Gedichte, das andere ein besonderes Gedicht bildet. Religiöse Begeisterung, welche die meisten Dichter seiner Zeit charakterisirt, bemächtigt sich seiner erst in den Tagen, in denen ihn Mangel und Unglück verfolgen. Diese Gefühlsrichtung tritt daher auch nur in dem seinem letzten Lebensabschnitt angehörigen Gedichte der Jenaer Handschrift in den Vordergrund.

(Fortsetzung folgt.)

Wegen des Aennchen von Charau.

Vortrag von Regierungs-Assessor Merleker.
(Schluß.)

Diese historische Notiz ist aber 1723, dem Jahre, in welchem Bayer die Lebensbeschreibung Dachs herausgab, von dem zuletzt genannten Pfarrer Pfeiffer verfaßt, der die verwittwete Schwiegertochter Anna's geheirathet hatte, der also glaubwürdige Nachrichten liefern konnte. Die sorgfältige Kritik des Geheimrath Neusch bemerkt: Wenn Anna 1639 im 74ten Lebensjahre starb, so muß sie 1615 geboren, also bei dem Tode ihres Vaters 1630 nicht 11 sondern 15 Jahre alt gewesen und in diesem Alter nach Königsberg gekommen sein; wäre es nach dem Chronisten richtig, daß sie sieben Jahre nach dem Tode ihres Vaters also 1637 sich vermählt habe (22 Jahre alt), so wäre damals Dachs nicht mehr

auf der Universität, sondern schon Corrector gewesen; die Chronik enthalte also Unrichtigkeiten. Jedoch sind absichtlich erfundene Nachrichten von dem Pfarrer Pfeiffer wohl nicht zu befürchten, die Unrichtigkeiten wären auch nicht von Belang, ob Anna 15 Jahre oder 11, ob Dachs Corrector oder Student gewesen? Wir müssen aber wohl daran festhalten, daß Anna mit 18 Jahren geheirathet hat, denn dies Alter wird doch ihre Schwiegertochter, die Frau Pfeiffer's genau gewußt haben, und mit 11 Jahren nach Königsberg gekommen ist, indem der Chronist bei der Notiz „nach ihres Vaters Tode sei sie nach Königsberg gekommen“ sich dies nicht gehörig ausgerechnet hat, aber wahrscheinlich wußte, daß sie nach des Vaters Tode definitiv nach Königsberg gekommen ist, während sie auch vorher wohl schon Behufs ihrer Erziehung hier gewesen ist. Anna heirathete 1633, 18 Jahre alt, in welchem Jahre Dachs erst aufhörte, Student zu sein. Anna war von angenehmer Gestalt, was wir um so mehr glauben müssen, als sie nach ihrem ersten Manne noch von den beiden Nachfolgern desselben im Pfarramte geheirathet wurde. Es ist dann aber um so wahrscheinlicher, daß sie auch der 21—28 jährige Jüngling Dachs geliebt hat. Ob Anna diese Liebe erwidert hat, ob man ihr Vorwürfe machen kann, daß sie einem unserer größten Dichter Kummer bereitet hat? Wir wissen dazu nicht, in wie weit Dachs seine Liebe bekannt hat; Anna war aber ein ein sehr junges Mädchen, die nach dem Tode ihres Vaters und ihres Vormundes eine Versorgung suchen mußte; Dachs war nichts, wie man zu sagen pflegt; er sah auch nicht sehr vortheilhaft aus, und als Dichter hatte er sich auch bis damals noch nicht besonders hervorgethan.

Man betont, daß die Chronik des Pfarrers Pfeiffer von einer Liebe Dachs zu Anna nicht spricht, sondern nur bemerkt, „daß das bekannte Lied bei derselben Hochzeit gemacht worden.“ Daraus folgert man: es wäre nur ein Hochzeitsgelegenheitsgedicht; die Altpreußische Monatschrift hätte also noch immer Recht? Indes diejenigen, welche diese Hypothese annehmen, können auch nur anführen, daß Dachs viele Gelegenheitsgedichte gemacht habe; keine Quelle sagt ausdrücklich, daß dies ein Gelegenheitsgedicht gewesen sei, daß es im Namen des Bräutigams, daß es auf Bestellung gemacht war; und wie treffend bemerkt der Geheimrath Neusch: Obgleich man zu jener Zeit sonderbare Hochzeitsgedichte machte, so kann man sich doch nicht denken, daß eins von solchem Inhalt, worin der Dichter nur von sich und seiner, wie ihrer Liebe spricht, dem Bräutigam kurzweilig vorgekommen sein werde.

Wir müssen aber nun vor Allem das Lied selbst lesen und dann zu unsern wichtigsten Enthüllungen übergehen.

Das Gedicht ist in seinem Urtext weniger bekannt; es ist mit 17 zweizeiligen Strophen im altsamländischen Dialect abgefaßt, der sich von dem gegenwärtigen durch den tiefen Doppellaut ö statt ä oder ee unterscheidet. Es lautet:

Anke van Tharaw öss, de my gefoellt,
Se öss mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.
Anke van Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw on ön Schmart.
Anke van Tharaw mihn Rihkdom, mihn Göt,
Du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloet.

Quöm allet Wedder glihk ön ons tho schlahn,
Wy syn gesönt by een anger tho stahn.

Krankheit, Verfaelung, Bedröfnös on Pihn
Sal unsrer Löve vernöttinge*) syn.

Recht as een Palmen-Bohm äver söck stöcht,
Je mehr en Hagel on Regen anföcht;

So wardt de Löw ön ons mächtig on groht,
Dörch Kryrtz, dörch Lyden, dörch allerlei Noht.

Wördest du glihk een mahl van my getrennt,
Leewdest dar, wor öm dee Sönne kuhn kennt;

Eck wöll dy fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Yhss, dörch Ihsen, dörch sündlöcket Hähr.

Anke van Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
Mihn Leven schlucht öck ön dihnet henönn.

Wat öck geböde, wart van dy gedahn,
Wat öck verböde, dat lästu my stahn.

Wat heft de Löve däch ver een Bestand,
Wor nich een Hart öss, een Mund, eene Hand?

Wor öm söck hartaget**), kabbelt on schleyht,
On glihk den Hungen on Katten begeyht.

Anke van Tharaw dat war wy nich dohn,
Du böst mihn Dyhken, mihn Schahpken, mihn Hohn.

Wat öck begehre, begehrest du ohck,
Ek laht den Rock dy, du läst my de Brohk***).

Dit öss dat, Anke, du sötöste Ruh,
Een Lihf on Seele wart uht öck on Du.

Dit mahckt dat Lewen tom Hämmlischen Rihk,
Dörch Zancken wart et der Hellen gelihk.

Es ist nun eine Anfangs überraschende, aber sehr geistreiche Conjectur des Herrn Professor August Hagen, die ich für vollständig zutreffend halte, daß Dachs dieses Lied zur Hochzeit von Anna Neander gedichtet hat, aber nicht etwa für den Bräutigam; es war ein Hochzeitscarmen, welches wahrscheinlich auch dem Fräulein zugesandt wurde, aber die Hauptabsicht Dachs war dabei nicht gerade, das Fräulein zu erheben, sondern, wie wir motiviren wollen, eher, soweit es ihm bei seiner Liebe möglich war, sie zu kränken! Vielleicht war er auch mit dem Bräutigam bekannt, und übergab demselben das Lied, möglicherweise auch mit der Motivirung, es sei ein Hochzeitsgelegenheitsgedicht, um auf diese Weise das Lied an Anna zu schmuggeln.

Es ist nämlich erstens für die damalige Zeit etwas ganz Außergewöhnliches, daß ein ehrbares, wir möchten sagen, offizielles Hochzeits-Carmen hätte in plattdeutscher Sprache verfaßt werden sollen; es finden sich auch sonst, soweit ich mich umgethan habe, keine plattdeutschen Gedichte weiter von Dachs vor. Die damalige Zeit liebte es, die Gelegenheitsgedichte in der pomphaftesten, floskelreichsten, so zu sagen gebildetsten Sprache abzufassen, mit Citaten aus der Mythologie und andern Dichtern, mit fremdländischen Redensarten. Es mußte deshalb auf eine Dame aus den Honoratiorenständen, auf eine erhabene Predigerstochter einen ganz absonderlichen, zunächst verlegenden Eindruck machen, wenn sie zu ihrem hochzeitlichen Ehrentage ein „plattes“ (alias plattdeutsches) Gedicht mit einem so naiven Inhalt, von so scherzhafter Haltung erhielt. Diese Wirkung war höchst wahrscheinlich beabsichtigt und ist auch erfolgt.

*) Vernichtung. **) An den Haaren ziehn. ***) Beinkleider.

Ich behaupte, Dachs hat Anna lange und innig geliebt, er ist auch mit dem Dachs, mehr war sie ja vor ihrer Verheirathung wie alle Mädchen bis zu 18 Jahren nicht, in Verkehr gewesen, er hat ihr auch von seiner Liebe gewiß gesprochen; das Mädchen hat aber wenig darauf gehört, sie nimmt kaum heirathsfähig einen Pfarrer, der ihr eine Versorgung bietet, zum Mann, da erfassen den 23jährigen jungen brustkranken Mann Dachs die Qualen der Eifersucht; er kann ja gegen die Verheirathung Anna's nichts haben, er kann sie ja nicht selbst heirathen, er kann ihr keine Zukunft bieten, er muß sich genügen lassen und damit zufrieden sein, wenn sie äußerlich, und vielleicht auch innerlich (denn Fortatius war vielleicht ein sehr würdiger, netter Mann) glücklich wird, er ist auch mit dem Bräutigam vielleicht befreundet; aber Eifersucht und Liebe treiben Dachs, er schickt ihr wahrscheinlich anonym oder auf dem oben angedeuteten Wege sein plattdeutsches Gedicht zu, indem es seiner Eifersucht nicht darauf ankommt, sie zu kränken, sich für seine verschmähte Liebe eine jüngerlings- und krankhafte Genugthuung zu verschaffen, und dabei doch mit jedem Verse ihr zu sagen, und sie daran zu erinnern, wie viel Liebe er für sie empfindet, in welche himmlische Wonne es ihn versetzen würde, wenn er sich an der Stelle des Bräutigams befinden würde. Damit ist denn auch die Mittheilung des ältesten Biographen Bayer vollständig erklärt, daß Dachs das Lied zur Kurzweil, weil ihm das Mädchen von einem andern weggenommen wurde, bei der Hochzeit geschrieben hätte; zur Kurzweil scheint nur in dieser Verbindung zu bedeuten, eben, um einen Spaß, einen schlechten, eine Kränkung auszuführen; denn wenn es heißen sollte, um noch die Leute zu amüsiren, nachdem ihm das Mädchen weggenommen, so wäre dies von Dachs zu naiv, zu kindisch gewesen, und weshalb soll man gerade diesem sonst hervorragenden Menschen eine lächerliche geistige Beschaffenheit zuschreiben. Indem eine Kränkung die Absicht von Dachs war, wie innig und mächtig mußte seine Liebe zur holden Braut sein, daß er außer durch die Form nicht kränken konnte. Wir — das heißt die Nachwelt — haben aber von der erregten Stimmung des Dichters, die das Innerste des Menschen herauskehrte, den größten Gewinn. Hätte Dachs ein offizielles Gedicht zu Anna's Hochzeit machen können und wollen, so würde er sie auch mit Helena oder Diana oder sonst einer Göttin verglichen, und in reichen Ausdrücken ihre Schönheit und ihren Geist gerühmt haben. Die Eifersucht und seine Leidenschaft gaben ihm diesen naturwahreren hohen Gesang der Liebe ein. Denn ich halte es für eine falsche Sentenz, daß wahre Liebe keine Eifersucht kennen sollte; wahre glückliche Liebe braucht sie allerdings nicht, aber für wahre unglückliche Liebe ist sie der einzige Beweis; sie braucht auch nicht unedle Früchte hervorzurufen, wie hier das Ergebnis, das Lied, dem Dichter ewigen Nachruhm verschafft hat, und für die anfängliche Kränkung dem Namen und der Person des Mädchens die Palme der Unsterblichkeit überreichte.

Vielleicht hatte Dachs auch die ersten zehn Verse als selbstständiges Liebeslied für sich verfaßt in der Zeit, in welcher er Anna ohne Sorgen anbetete. Diese Verse athmen nur den Ausdruck einer edlen Liebe. Zur Hochzeit machte er dann die letzten sieben Verse dazu und gab dadurch dem Liebeslied einen spöttischen Charakter.

Ein weiterer Beweis dafür, daß Dach das Gedicht nicht aus ganz ehrlichen Absichten verfaßt haben dürfte, scheint mir in dem Umstande zu liegen, daß er sich desselben nachher so zu sagen geschämt hat. In seinem Urtexte ist es zuerst abgedruckt im fünften Theile der erwähnten Albertischen Ariens als letztes Stück 1652 mit dem Motto

Erne Lieb ist jederzeit
Zu gehorsamen bereit,

welches zugleich die Gemüthsstimmung des verschmähten Dichters kennzeichnen konnte, und der Ueberschrift

Aria incerti autoris das heißt zu deutsch Lied eines unbekanntem Verfassers;

Dach scheute sich also, sich als Verfasser des Liedes zu bekennen; er setzte auch nicht einmal den angenommenen durch Buchstabenversehen gebildeten Namen Chasmino oder Sichamond herunter; welchen Grund konnte er dazu haben? daß von einem Mädchen und Liebe gesprochen wurde, nimmermehr, denn er hat seinen Namen unter alle Gelegenheitsgedichte und unter viele jener leichtsinnigen Lieder an Nymphen und dergleichen geschrieben, wegen derer er in den Verdacht kommen konnte, wenn man sein würdiges Leben nicht besser kannte, ein leichtfertiger Mensch zu sein; aber er wollte die Anonymität wahrscheinlich der Pfarrfrau Portatus gegenüber nicht ablegen, oder wenigstens sich nicht gedruckt zu dem Gedichte bekennen, mit welchem er sie einmal hatte kränken wollen. Es waren aber nun schon fast 20 Jahre seit der Hochzeit Anna's, seit dem Entstehen des Liedes vergangen, wahrscheinlich hatte Alberti sich die Papiere Dach's ausgebeten, um Stoff zu seinen verschiedenen Arienheilen zu haben; er hatte das alte Lied gefunden und ausgerufen: Freund, das muß ich auch abdrucken, das ist zu schön, wenn sich Dach auch vielleicht weigerte. Alberti hat auch dem Liebe die erste Melodie gegeben spiel- und singbar in A-dur $\frac{3}{4}$ Takt. Das jetzt beliebte Quartett von Sülzer mit hochdeutschem, in sechszeiligen Strophen mit zwei abwechselnden Refrains zusammengestelltem Text, ist nach Herders Uebersetzung. Zu Anna's Hochzeit hat Alberti das Lied jedenfalls noch nicht componirt, da Dach damals mit ihm noch nicht näher befreundet war. Nachdem das Lied in Albertis Arien veröffentlicht war, scheint es ganz abgesehen von seiner Entstehungsurache den allgemeinsten Beifall des Publikums erlangt zu haben, so daß es 1723, wie Bayer und Pfeiffer sagen, schon das „bekannte Lied Anke van Tharau“ war.

Es bleibt jetzt noch die Mittheilung von Bayer aufzuklären, weshalb Dach auf seinem Sterbebette, als er einstmals einen harten Stof bekam, das heißt wohl, einen heftigen Anfall, gesagt hat, „das wäre vor das Lied Anken van Tharau; auch er wünschte in größerer Unschuld gelebt zu haben.“ Es ist interessant zu erfahren aus den Acta borussica (Band II. Seite 944.), daß jene Aeußerungen der Kneiphöfische Diaconus Colbins, in der dem Dach gehaltenen Leichenpredigt öffentlich angeführt haben soll mit der nöthigen Predigt dazu; die Erben Dach's sollen hierauf die Absicht gehabt haben, den Prediger Colbe mit einer Injurienklage zu belangen, weil Dach jene Aeußerungen nicht gethan haben soll. Wahrscheinlich aus Furcht vor der Injurienklage hat Colbe auch eine

Ehren = Rettung Ihrer Seligen Großachtbarkeit Herrn Magistri Simonis Dachii, weitberühmten Poeseos Professoris Publici bei der königlichen Königsbergischen Universität, und Georgii Colbii, Diaconi Kneiphoviani und des dreistädtischen Ministerii Senioris in Königsberg (das ist er selbst) gedruckt bei Paschen Mense Anno 1659 (Todesjahr Dach's). (Königliche Bibliothek, Quartband in braunem Leder. S. 152.)

geschrieben. Viele Monate hindurch habe ich diese hier in Königsberg gedruckte Schrift auf allen Bibliotheken vergeblich gesucht; endlich habe ich sie mit Hilfe des Herrn Professor August Hagen entdeckt. Gespannt konnte man auf ihren Inhalt sein, der eigentlich darin hätte bestehen müssen: Was hat Dach auf seinem Sterbebette vom Kennchen von Tharau gesagt; was hat der Prediger in der Leichenpredigt darüber angeführt, und was schreibt er selbst in seiner Ehren = Rettung oder Rechtfertigung? Man wird sehr enttäuscht; vom Kennchen von Tharau erfährt man nichts weiter. In einer neuen langweiligen Predigt mit seitenlangen Citaten, die nicht zur Sache gehören, scheint der Herr Pfarrer die eigentliche, bei seinen Zuhörern im Gedächtniß gebliebene Anführung seiner Leichenpredigt abzuleugnen, oder verdrehen zu wollen.

In der Vorrede sagt er, man hätte ihn beschuldigt, er hätte ausgegwaget, was ihm Herr Dachius in der Beicht vertrauet, er hätte ihn nicht eher absolviren wollen, bis ers ihm offenbarei, er hätte ihn öffentlich fürn Dieb und Sünder gegen das 6te Gebot gescholten u. s. w. Soweit ist das Publikum gewiß nie gegangen, das sind Gedanken, die sich der Herr Pfarrer machte. Derselbe sagt nun, er hätte in der Leichenpredigt das ganze Leben Dach's geschildert „Sein Christenthum betreffend, ist nicht ohn, daß er Adams und Evas Kind gewesen; — Und ist an dem Seligen Mann in Sonderheit hochrühmlich, daß er in seiner Krankheit sein Leben und seine Sünden fleißig durchzusehen gewußt. Insonderheit aber hat er treulich bereuet, und die Ursach seines schwarzen Lagers darauf gelegt, daß er mit seiner Feder manchen unwürdigen Menschen so hoch ausgestrichen und gelobet hätte, da er mannigmal erfahren, daß alles widrig wäre. Was Er gethan, sei geschöhn theils ex servore Juvenili (aus jugendlichem Uebermuth), theils aus Verfährung; man schriebe nicht wer die sein, die man lobe, sondern wie sie sein sollen — der Gott, der gesaget, Du sollst nicht tödten, hat auch gesaget, Du sollst nicht falsch Gezeugniß reden. — Welche seine Aussage gegen mich denn so wahr ist, so wahr es ist, daß er gegen einen vornehmen Mann gesaget: Wenn ich dieses N. Lied wieder hätte, ich wollte es (mag nicht sagen wie) wohl an die Seite bringen. Item gegen eine gewissenhafte Frau: Ich bin in meiner Jugend nicht der Beste gewesen, und hab es nicht allezeit gut gemacht, darumb mich Gott nicht unbillig so lange quälen lästet.“

Das sind zum Theil unverständliche Anführungen, aber wir müssen annehmen, daß der Pfarrer Kolbe den Dach auf seinem Sterbebette nicht richtig verstanden hat. Der Pfarrer entnahm aus allen Aeußerungen, als ob sich Dach anschuldigte, gegen irgend ein Gebot gesündigt zu haben, gegen das 6te und 8te; in

dieser Weise faßte er auch Dach's Aeußerung über das Lied vom Kennchen von Tharau auf, und machte Dach daraus in der Grabrede einen unangenehmen Vorwurf, wenn schon er dies später in seiner Rechtfertigung nicht klar stellte.

Ich glaube, wir können die Verhältnisse unbefangener und richtiger beurtheilen, als der Pfarrer Kolbe. Wenn Dach auf diesen oder jenen ein Gelegenheitsgedicht, ein Loblied gemacht hatte, wie sollte ihn das auf seinem Sterbebette so quälen, daß er bereuete, falsches Zeugniß abgelegt zu haben: das wäre zu übertrieben, zu unwahr gewesen. Wenn Dach ferner wirklich gesagt hat, und dies müssen wir nach seinen Biographen annehmen, ein harter Anfall sei für das Lied Anke van Tharau gewesen, so konnte nur ein sittenstrenger, in seinen Dogmen befangener Mann, der die Verhältnisse nicht kannte, wie jener Pfarrer, daraus eine Geschichte machen, als ob Dach ein unwürdiges Verhältniß zu einem Kennchen bereuete. Wie sollte sich Dach auf seinem Sterbebette schämen, daß er lange vor seiner Verheirathung ein schönes und edles Mädchen geliebt hatte? Dies Schämen wäre erst die Sünde gewesen. Wie sollte sich Dach über den Inhalt seines Liedes Anke van Tharau Vorwürfe machen. Bayer sagt ganz richtig, daß wir diesen Inhalt nur für gut halten können; er hat Dach's Aeußerung auf dem Sterbebette meines Erachtens aber auch nicht völlig richtig verstanden. Wenn die Liebe selbst, der Inhalt des Liedes Dach nicht mit Reue erfüllen konnten und durften, so konnten es nach meinem Dafürhalten nur die Umstände sein, unter denen er das Lied hervorgehoben, der Gebrauch, den er von dem Liebe gemacht, die Absicht, die er mit demselben gehabt hatte. Stellen wir uns den langsam sterbenden Dichter vor; vor seinem innern Auge zieht sein ganzes bisheriges Leben vorüber, seine Gedanken bleiben vornehmlich an der entfernteren Zeit hängen, an seiner Jugend, an seiner Liebe zu Anna, wahrscheinlich seiner ersten Liebe. Nach ihrer Hochzeit hat er sie vielleicht nicht mehr wieder gesehen; seine letzte Beziehung zu ihr war es gewesen, daß er ihr ein Gedicht sandte, welches sie kränken sollte und wohl auch gekränkt hatte. Das that ihm jetzt Leid, um so mehr als man um dieses Liedes willen ihn nunmehr so rühmte, davon soviel Aufhebens machte. Dach bereuete auf dem Sterbebette, mit dem Liebe das Mädchen gekränkt zu haben, welches ihn zu demselben inspirirt; deshalb konnte er sagen: er habe aus jugendlichem Uebermuth gefehlt, er sei in seiner Jugend nicht der Beste gewesen, er wünschte in größerer Unschuld gelebt zu haben, ein Hauptanfall sei eben für das Absenden jenes Liedes, welches auch ein Hauptereigniß in dem Dach'schen Leben gewesen war.

Man könnte mir entgegen, daß diese meine ganze Ausführung nur auf Vermuthung beruhe, aber hat diese Vermuthung nicht immer noch mehr Geschmak, wie wenn man annimmt, Dach hätte sich Vorwürfe für Sünden gemacht, die gar nicht vorhanden waren. Wie leicht denkbar und schön von einem sterbenden Dichter, daß er an seine erste Liebe, an die Muse seiner Jugend gedacht hat.

Wenn die Kirchenchronik des Pfarrer Pfeiffer von einer Liebe Dach's zu Anna garnicht spricht, so ist dies auch mit unsern Hypothesen sehr vereinbar. Anna Meander hatte von der

Liebe Dach's nichts wissen wollen, hatte sich durch sein Lied verlegt gefühlt; diesen Verhältnissen trug ihre Familie, der Mann ihrer Schwiegertochter Rechnung. Das Lied hatte inzwischen eine große Berühmtheit erlangt; dies schmeichelte der Eitelkeit des Pfarrer Pfeiffer und der Familie, daß Anna die Ursache dazu gewesen war, und deshalb wurde dies mit allgemeinen Ausdrücken erwähnt; aber die eigentliche Veranlassung, weshalb das Lied für Anna gedichtet war, wurde nicht näher erwähnt, weil dies den Nimbus beeinträchtigt hätte.

Aber ich könnte mich auch in allen meinen Voraussetzungen irren; ich habe mich wenigstens bemüht, alle thatsächlichen Nachrichten zusammenzutragen, und wenn weitere Thatfachen fehlen, so hat die Conjectur ein weites Feld.

Zum Schluß lehre ich lieber noch zu einigen anderen thatsächlichen Anführungen jurilich.

Außer der Herderschen Uebersetzung ins Hochdeutsche (in seinen Volksliedern Theil I. Seite 92—94. 319.) giebt auch Matthiffon in seiner Lyrischen Anthologie (Zürich 1803 Theil I. Seite 57.) das Lied viel freier ins Hochdeutsche übertragen, verfeinert und unvollständig. —

Das nach dem Liebe Kennchen von Tharau vermuthete Verhältniß Dach's zu derselben hat mehrfach Dichtern Anregung zu freien Erfindungen gegeben. Ich habe ein Lustspiel, zwei Schauspiele und eine Novelle in Erfahrung gebracht.

Das Lustspiel soll von Wilibald Alexis sein; ich habe es nicht bekommen können; es war dem Pfarrer Ellinger in Tharau schon im Jahre 1840 bekannt, und sagt derselbe darüber (Preussische Provinzialblätter 1840 Seite 380—382.), die Umstände hätten manche Metamorphose erlitten. So sei der Ortsname Tharau zum Familiennamen geworden, die Pfarrerstochter zum abligen Fräulein erhoben, und der ehrenwerthe Professor der Poesie erscheine als ein pedantischer, fast kindischer Mann.

Das eine Schauspiel in zwei Aufzügen ist von Gustav Schwetschke, abgedruckt in seinen „Ausgewählten Schriften. Deutsch und Lateinisch. Halle, G. Schwetschkescher Verlag 1864“ und wird besprochen in der Altpreussischen Monatschrift für 1865 Seite 435. Simon Dach, der ehrfame Magister und schwermüthige Dichter, ist Haupt einer Gesellschaft lustiger Cumpagne, die in einem Wirthshause Trinkgelage halten und hübschen Mädchen Ständchen bringen; sein Freund, der Organist Alberti, ist ein wahres Kneipgenie, das seinen Musikantenhumor ununterbrochen durch Tharauer Bier auffrischt; Kennchen ist Tochter eines Herrn von Tharau, der mit andern Herren vom Adel zusammen gegen den jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm conspirirt, welcher als „Fremder“ im Stüd auftritt, sich schließlich zu erkennen giebt, und dem von ihm geehrten Dach nicht nur ein Gütchen schenkt, sondern auch das Fräulein von Tharau als Gattin zuführt. Kennchen hat im Stüd eigentlich gar keine Rolle, und Dach als Liebhaber eine ziemlich klägliche. Was den Knotenpunkt bilden sollte: die Liebesgeschichte, bleibt ohne alles Interesse; die Lösung erfolgt durch den Kurfürsten als deus ex machina. Ueberhaupt ist „der Fremde“ die leitende Person in der Handlung, und der Schwerpunkt derselben liegt in der Bekämpfung der nur auf Bewahrung ihrer Standesprivilegien verfeffenen Junker zu guten Patrioten durch ihn; statt Dach's ist

jedoch mehr Alberti zum Vermittler der durch den jungen Fürsten angeregten neuen Idee gemacht. In dem frischen Ton der Dichtung kann man sich erfreuen; der Kurfürst, der Wirth zum goldenen Kürbis, Alberti sind recht wirksame Bühnenfiguren.

Das andere Schauspiel in drei Aufzügen hat zum Verfasser einen Herrn Dr. Leonhart Wohlmuth (Als Manuscript gedruckt. Augsburg in der Wirthschen Buchdruckerei 1862). Der Verfasser hält sich in Landsberg in Bayern auf. Dieses Drama ist auf dem Königsberger Stadttheater aufgeführt. Dach als Conrector, Anna Neander als Predigerstochter aus Tharau, der große Kurfürst, Roberthin, Dach's Mutter und sein Famulus, sowie ein Rittmeister von Rosen sind in ihren Characteren beziehungsweise der historischen Wahrheit ziemlich getreu und ganz hübsch durchgeführt. Von Handlung im Stück ist jedoch wenig zu spüren, und die Verwickelung streift ins Komische. Anna, als schönste Jungfrau, ist ausersehn, dem großen Kurfürsten, dessen Ankunft man erwartet, ein Festgedicht von Dach vorzutragen, zu dessen Einstudirung sie in Dach's Wohnung kommt. Bei dieser Gelegenheit gesteht ihr Dach dadurch seine Liebe, daß die Studenten auf der Straße das Lied „Nennchen von Tharau“ singen, welches Dach kurz zuvor gedichtet hat, die Studenten zufällig erfahren haben, es dem Kurfürsten vorsingen wollen, und nun theils zur Uebung, theils als Huldigung vor Dach's Fenstern anstimmen. Anna sagt später selbst: „um alles Aufsehen zu vermeiden, blieb mir nichts übrig, als das Lied ruhig anzuhören; es war für mich allerdings eine qualvolle Lage; kaum aber war der Gesang zu Ende, da kam mein Vater und wir eilten sogleich davon.“ Im zweiten Act kommt Dach nach Tharau, um sich nähern Bescheid zu holen. Anna hat sich mit dem Rittmeister von Rosen verlobt, der sie vor Marodeurs aus dem dreißigjährigen Kriege gerettet hat; sie gesteht dies offen Dach und sucht ihn damit zu trösten, daß sie die Muse seiner Gesänge sein wolle. Dach erklärt dem Rittmeister, er sei ihm eine Genugthuung dafür schuldig, daß er durch das Lied den Namen seiner Braut der Oeffentlichkeit preisgegeben; das Lied solle verstummen auf immer. In demselben Augenblick fangen es aber der Famulus und Studenten zu singen an, die sich heimlich nach Tharau begeben haben, und auf diese Weise nach ihrer eigenen Erfindung die neue Bewerbung Dach's um Anna unterstützen wollen. Dach: Hat sich denn heute alles gegen mich verschworen? Der Rittmeister: Nun weiß ich wirklich nicht mehr, was ich von dem Manne zu halten habe? Anna macht der Situation ein Ende, indem sie Vater und Bräutigam fortzieht, und als naives Badfischchen erklärt: Gott sie hätte noch das Festgedicht für den Kurfürsten zu lernen und sich vorzubereiten. Im dritten Act ist Dach traurig in seiner Wohnung geblieben, während der Kurfürst seinen Einzug hält. Als letzterer von Anna den Festgruß Dach's und von den Studenten das Lied gehört hat, gesteht ihm Anna, wie sie in den letzten Tagen Dach habe kränken müssen, er möchte dies doch in anderer Weise wieder gut machen. Der Kurfürst begiebt sich in die Wohnung Dach's und macht denselben zum Professor der Poesie, giebt aber das Brautpaar zusammen.

Roberthin: Freund, Anna Neander geht zum Altare, Nennchen von Tharau lebt ewig in deinem Liebe.

Die Novelle ist von Elise Polko, der Tochter des Directors der Leipziger Bürgerschule und Schwester des unglücklichen Afrikareisenden Vogel, in ihren Musikalischen Märchen betitelt „Schön-Nennchen.“ Sie ist gebührend kritisiert von Wilibald Alexis in der Freya (Illustrirte Blätter für die gebildete Welt. Stuttgart 1865 Hest 6.). Elise Polko erzählt, wie der junge Scholar Dach sich während seiner Studienzeit zu Magdeburg, in Nennchen, die wunderschöne Tochter eines Bäckers verliebt, wie er das Lied an sie gedichtet, wie er sich heimlich mit ihr verlobt, und, vom Vater gezwungen, Magdeburg zu verlassen, als Conrector wiederkommen und sie heimzuholen verspricht. Als echt deutscher Verlobter mußte er Jahre darüber hingehen lassen, bis er die gehoffte Stellung in Königsberg einnahm und an Heirath denken konnte. Die grausame Zerstörung Magdeburg's durch Tilly weckte mit seiner Besorgniß um das Leben der Braut auch seine treue Liebe; er bestieg ein Roß und ritt nach besagter Stadt. Da aber fand er sein Nennchen in eine dicke behäbige, mehrere Nachkommen zählende Bäckerfrau verwandelt, — und enttäuscht reitet er wieder ab auf seinem Klepper, der den Schwanz einzieht. Er kam als deutscher Poet zu spät. Zu diesem Moment ist in der Freya ein nettes Bildchen gegeben. Wilibald Alexis aber bemerkt ganz treffend: In der ganzen Geschichte, die Polko erzähle, sei kein wahres Wort, und das sei etwas schwer verzeihlich einem Dichter gegenüber, der in der deutschen Literatur und Kunst überhaupt eine größere Rolle spiele, als selbst mancher Literaturhistoriker und als seine Homerin Elise ahne. Vor den Mittheilungen letzterer ist umsomehr zu warnen, als sie Dach vier Jahre länger leben läßt, und den Text des Gedichtes damit fälscht, daß sie angiebt, es hätte geheißen: „Nennchen, Schön-Nennchen ist's, die mir gefällt;“ erst nach verschmähter Liebe habe Dach für Schön-Nennchen das fremd klingende Wort „Tharau“ hingestellt. Elise Polko hat keine Ahnung, was Tharau ist, und wo es liegt.

Auslösung der Charade aus Nr. 11. Eigenlob.

Logogryph.

A und O, Anfang und Ende rufen
Ernst und heiter dir der Wörter zwei,
Sind die äußersten der Erdenstufen
Doch der Todeschlaf und Lebensmai.
Wenn mit O, so blüht es wie das Lachen
Süßer Unschuld, das dein Aug' entzückt,
Blüht, wie bei holbseiligem Erwachen
Dich das Angesicht der Sonne schmückt.
Wenn mit A, so ladet es den Mäden
Unter freiem Himmel ein zur Ruh'.
Rührt der Anblick dich zur Trauer? Frieden
Winkt es und Vergessenheit uns zu.

A. Hagen.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

No. 13.

ausgegeben den 5. Mai

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet. Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an. Akademische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

Außerordentliche Sitzung den 25. März.

Tagesordner A. Stobbe. Durch Vermittelung des Tagesordners genossen wir heute das Vergnügen, die Vorträge des allbeliebten Rhetors Emil Palleske in unserm Kreise zu hören. Zu diesem Feste hatten sich 234 Mitglieder eingefunden und ich wurde zunächst dadurch überrascht, daß die äußere Erscheinung des geehrten Gastes die körperlichen Vorzüge, welche Ch. F. Falkmann in seiner Deklamatorik (Hannover 1836 S. 29) von einem anprechenden Rhetor verlangt:

„mittlere Größe, schlanker und doch kräftiger Bau, wohlgebildete ausdrucksvolle Gesichtszüge, nicht zu viel Farbe, dunkles starkes lockiges Haar.“

buchstäblich erfüllte. Der erste Theil seines Vortrags — die Hauptscenen aus Shakspear's „Kaufmann von Venedig“ — belehrte mich, daß der Redner auch die übrigen Vorzüge, welche Falkmann ebenfalls noch zu den körperlichen rechnet, besaß:

„eine kräftige, melodische, mehrere Oktaven umfassende Stimme, ein feines musikalisches Gehör, ein scharfes Gesicht, um die Versammlung zu beherrschen“

und der zweite Theil — Reuter's „Kanarienvogel“ sowie aus dessen „Ut miener Stromtid“ die Rede des Inspectors Präsig in der Reformgesellschaft — zeigte seine außerordentliche Gewandtheit in dem klassischen Platt.

Ich hatte bis heute nur einen Rhetor Carl v. Holtei und zwar in einer Privatgesellschaft, in welcher er die Rede des Antonius aus Shakspear's „Julius Cäsar“ und eines seiner beliebten Baudevilles „Die Wiener in Berlin“ vortrug, gehört und es mag mir daher erlaubt sein, gerade diese beiden Redner zu vergleichen. Falkmann theilt den Vortrag in Konversations-, Geschäfts-, Lehr-, Kanzel-, Feier- und Bühnenvortrag. Die Vortragsart unseres geehrten Gastes schien unbedenklich unter die Rubrik des Bühnenvortrags zu fallen, zu dem ihn auch sein früherer Beruf hinleiten mußte. Für Holtei's Vortrag, dessen bezaubernde Eigenthümlichkeit ich schon Unterh. Jhrg. 1865 S. 35 (Anmerk. *) geschildert habe, fand ich keine Rubrik, und wenn ich sie dennoch bezeichnen soll, so würde ich sie Gesellschaftsvortrag nennen, welcher ein Mittelglied zwischen Konversations- und Feiervortrag sein mag, nemlich ebenso gehalten und gemüthlich

als jener und weniger pomphaft und salbungsvoll als dieser. Jede der verschiedenen Vortragsarten hat nun allerdings ihre völlig unabhängige Berechtigung, so daß man nicht sagen kann, eine sei besser als die andere, jede hat ihre Berechtigung aber nur in dem ihr angewiesenen eigenthümlichen Kreise, so daß also der Gesellschaftsvortrag nicht für die belebte Bühne paßt und ebenso wenig der Bühnenvortrag für das einsame Gesellschaftskatheder. Wenn daher der Vortrag unseres geehrten Gastes, trotz seiner künstlerischen Vollendung nicht so anheimelte und hinriß, als er es wohlverdiente, so lag dies meines Erachtens an der Vortragensart, welche stets an die Bühne erinnerte und eben wegen dieser Erinnerung den Mangel aller derjenigen Nebendinge fühlte machte, welche eine Gesellschaft und ihr Versammlungsort nicht zu bieten vermögen; die Mitakteurs, die Scenerie etc. etc.

Das Reutersche Platt, welches alle Welt zu verstehen glaubt, verstehe ich leider nicht, dennoch mußte ich über die Laune, welche unser geehrte Gast hier in seinen Vortrag zu legen wußte, öfter unwillkürlich auflachen. Ueber jenes Platt wurde schon früher viel bei uns gerübelt und gefabelt. Den Titel „Alle Kamelle“ hatte Fritz Reuter selbst die Güte, uns zu erklären, vergl. Unterh. Jhrg. 1865 S. 12., zur Ergründung der Bedeutung von „Ut miener Stromtid“, nach welcher eben S. 1. gefragt war, wurde vielfach Berathung angestellt, deren mühsames und vielleicht nicht einmal richtiges Resultat eben S. 63. mitgetheilt ist. Als wir ferner John Brinkmann's „Bagel Griep“ kennen lernten, dessen Verfasser, obwohl auch Mecklenburger, ein von Reuters himmelweit verschiedenes Platt schreibt, glaubten wir ein Mecklenburg-Strelitz'sches Platt Reuters und ein Mecklenburg-Schwerin'sches Brinkmanns unterscheiden zu müssen. Eben S. 82. Endlich hatte uns vor kurzem ein Mitglied berichtet, daß ihm zwei richtige Mecklenburger versichert hätten: Reuter schreibe keineswegs mecklenburgisches, sondern pommersches Platt. Diese Wirren trug ich in dem traulichen Familienzirkel, in welchem ich den Rest des genussreichen Abends mit Herrn Palleske verleben durfte und in welchem ich denselben nicht allein als einen wissenschaftlich tief gebildeten Mann — wie er sich schon durch seine bekannte Schrift „Schillers Leben und Werke“ 2 B. Berlin 1858 gezeigt hat — sondern auch als einen anspruchsvollen und liebenswürdigen Künstler und Gesellschaftler kennen lernte, demselben vor und erhielt folgende Aufschlüsse: Fritz

Neuter schreibe in dem Blatt seines Geburtsortes Stavenhagen, woselbst sich auch Balleske lange Zeit und zwar lediglich zu dem Zwecke, dieses Blatt zu studiren, aufgehalten habe. In Mecklenburg aber werde ein so unendlich ungleiches Platt gesprochen, daß Bauern, deren Dörfer nur wenige Meilen von einander entfernt lägen, sich in ihm nicht mehr verständlich machen könnten. Meinem schließlichen Bemerkten, daß Neuter vielleicht gar kein lebendes Platt, sondern wohl schon ein geklärtes und geregeltes Schriftplatt schreibe, fügte er sich mit der Maßgabe, daß es dabei doch immer das Stavenhagensche bleibe.

Dr. Neusch.

Sitzung den 20. April.

Tagesordner E. Wichert. Fast die ganze Sitzung wurde durch die von der dramatischen Sektion veranstaltete Vorlesung der fünftägigen Tragödie „Kaiser Otto III.“ von E. Wichert ausgefüllt. Das bereits vor mehreren Jahren verfaßte, in fünffüßigen Jamben geschriebene Drama führt die Zuhörer in die Zeit der mächtigen deutschen Kaiser aus dem sächsischen Stamme zurück und behandelt den Konflikt, in den die idealistische Neigung des jugendlichen Kaisers Otto III., des letzten der Ottonen, im Anschluß an die Cäsaren und Karl den Großen das römische Kaiserreich wieder aufzurichten, mit den realistischen Bestrebungen seiner Widersacher, der deutschen Partei unter Heinrich von Baiern und Willigis von Mainz, sowie der italienischen und römisch-kirchlichen Partei unter dem römischen Patriarchen Scipio und dem Cardinal Giovanni geräth. Die unheilvolle, so früh erwachte, in den sogenannten Römerzügen culminirende, nie ganz erstickene Sehnsucht der Deutschen nach Italien spricht sich am reinsten und vollsten in diesem kaiserlichen Jünglinge aus, der, ein Sohn der Griechin Theophrasia, ein Enkel der Italienerin Adelheid, den Ruhm und die Ansprüche seines großen Ahnen erbt und ebenso durch seine idealen Bestrebungen als durch seinen frühen Tod ein Gegenstand der Poesie zu werden verdient. Diesen Grundgedanken verfolgend schließt sich die Fabel des Dramas dann an die historisch zwar nicht beglaubte aber schon früh entstandene Sage an, wonach Otto an Gift gestorben sein soll, das ihm die Frau des römischen Patriarchen Crescentius beibrachte, der sich in Abwesenheit des Kaisers wiederholt der Engelsburg bemächtigt hatte, von da aus Rom beherrschte und Otto trotzte, zuletzt aber von ihm besiegt und hingerichtet war. Die Tragödie beginnt erst nach dem Tode desselben mit einem Hoftage, den der von Deutschland zurückgekehrte junge Kaiser vor den Thoren der eroberten Stadt abhält. Stephania, durch ihre Verwandten Scipio und Giovanni aus politischen Gründen zur Rache angestachelt, erscheint daselbst in der Absicht, den ihr bis dahin unbekannt geliebten Kaiser zu ermorden. Otto entwirft ihnen Bohn und Haf durch die feurige Aussprache seiner Liebe zu Italien, und demnächst auch ihre Hand, indem sie sich den für ihn bestimmten Dolch selbst in die Brust stoßen will. Aber auch Otto wird von heftiger Liebe zu diesem schönen und leidenschaftlichen Weibe ergriffen, in

welchem sich ihm das besiegte und heißgeliebte Rom zu verkörpern scheint. Im zweiten Akt kommt eine Vereinigung Beider zu einem engen Herzensbunde zu Stande; zugleich zieht sich Otto aber die Feindschaft seines Veters, des Herzogs Heinrich von Baiern zu, indem er diesem, als einem Vasallen, seiner Schwester Hand weigert. Der dritte Akt bereitet den Wendepunkt in Otto's Glück vor; einerseits regt Giovanni, der durch des Kaisers Einfluß bei der Papstwahl übergangen ist, nachdem er sich Scipio's versichert hat, einen Aufstand in der Stadt an, während andererseits Willigis die deutschen Fürsten zum Abfall von Otto und zur Wahl Heinrichs zum deutschen Kaiser zu bewegen weiß. Heinrich nimmt zwar die Wahl an und wird vom Kaiser in die Acht gethan, kehrt aber im folgenden Akt zu der alten Treue zurück und erscheint zu dessen Rettung gerade in dem Augenblick, als Giovanni an der Spitze der empörten Römer in die Burg eingedrungen ist, um ihn zu tödten. Der letzte Akt spielt in den Ruinen Rom's, die Otto, durch die Lieblosigkeit der Römer und die vermeinte Treulosigkeit Stephanias dem Wahnsinn nahe gebracht, in der Nacht durchwandelt, während sein Heer sich zu einem neuen Sturm auf Rom rüstet. Stephania sucht ihn aber auf und beschließt, an Otto's Liebe verzweifeln, sich selbst und dann, als sie Otto Rom stürmen sieht, ihn, der sich auch ohne ihre Liebe glücklich nennt, zu vergiften. So endet Otto, schmerzlich von der schönen Welt scheidend, in seiner Jugendblüthe zugleich mit der Geliebten, mit der er Rom in seinem Herzen sterben fühlt, und die greise Adelheid schließt die Tragödie mit der Prophezeiung, daß das kommende Jahrtausend an Rom, Deutschland und Italien den Fall der Ottonen blutig rächen werde. — Die Vorlesung mit vertheilten Rollen war wieder in der schon früher geschilderten Weise (Unterh. Jahrg. 1865 S. 33.) arrangirt. Allseitig erfreute man sich an den Fortschritten, die sich gegen frühere Vorlesungen im Vortrage der Verse und in der dramatisch-lebhaften Vergegenwärtigung der Handlung, sowie in der Charakterisirung der mithandelnden Personen zeigten. Es erweist sich immer klarer, daß wir hier ein für unsere Verhältnisse passendes Feld zu gedehlicher Thätigkeit gewonnen haben. Es wäre nur wünschenswerth, daß sich eine größere Zahl von Herren bei den Arbeiten der Section betheiligen müßten. — Zum Schluß erheiterte Dr. Hoffmann die Zuhörer durch den launigen Vortrag zweier Gedichte von Fritz Neuter.

Erfreulich war uns auch die auswärtige Theilnahme, welche unser Kränzchen zu gewinnen scheint. Es hatten sich nämlich zu der heutigen Sitzung mehrere Gäste nicht allein aus der Umgegend Königsbergs sondern auch aus Littauen und sogar aus Sachsen eingefunden. Dies haben wir zunächst wohl der Verbreitung unseres Vereinsblattes, besonders aber dem Umstande zu verdanken, daß wir unsern Sitzungstag (Freitag nach dem 15. jeden Monats, Juli und August ausgeschlossen) fest beibehalten, unsere Freunde also, wenn sie nach Königsberg kommen müssen, ihre Reise so berechnen können, daß sie mit Sicherheit eine Sitzung treffen.

Die nordischen Göttersagen.

1. Die neun Welten.

Vortrag von Dr. Neusch.

Während sich die Völkerwanderungen von Osten und Norden nach Westen und Süden wälzten, zog von Süden nach Norden, also diametral entgegen das Christenthum in Europa ein. Schon im 1. Jahrhundert war es von der Westküste Asiens nach Italien und Griechenland herübergekommen und verbreitete sich von hier im 2. und 3. Jahrhundert über Gallien in Germanien, aber — Schritt vor Schritt. Die Gothen, welche damals bereits in das römische Gebiet eingedrungen waren, ließen sich unter allen deutschen Stämmen zuerst, nämlich im 4. Jahrhundert taufen, die Skandinavier dagegen, der nördlichste deutsche Stamm, wurde erst im 11. Jahrhunderte bekehrt.

Unter Skandinavien oder Skandia verstand man früher den südlichen Theil Schwedens und Norwegens und hielt ihn, da man die Ostsee ebenso wie die Nordsee mit dem nördlichen Eismeere verbunden dachte, für eine Insel. Man zählte daher die vermeintliche Insel Skandia nebst den übrigen dänischen Inseln sowie Dänemark selbst noch zu Germanien. Hier also, im äußersten Norden hielt sich das deutsche Heidenthum am längsten und zwar am allertängsten in Island, wohin sich, als im 3. Jahrhunderte Harald Schönhaar Norwegen eroberte, die edelsten Geschlechter des Landes flüchteten, um ihre Freiheit und ihre Götter zu wahren.

Auf dieser, in den weiten Ozean verschlagenen Insel sind nun die nordischen Götter- und Heldensagen in den f. g. Edden gesammelt und sie können danach, geehrte Anw., wohl erweisen, wie wichtig diese Sammlungen auch für uns Deutsche sein müssen, die wir mit den Skandinaviern unser ganzes Alterthum theilen und nur dadurch von ihnen getrennt wurden, daß sie, während Deutschland schon im 9. Jahrhunderte die christliche Lehre durchweg angenommen hatte, noch ganze 2 Jahrhunderte heidnisch blieben. Ich habe mir daher vorgezogen, in kurzen Vorträgen, wie sie die zweite Abtheilung unserer Sitzungen gestattet, über die Edden zu sprechen, und hoffe, daß Sie daran Gefallen finden sollen.

Wenn ich aber über die Edden sprechen will, so muß ich voraussetzen, daß Sie die Edden selbst schon kennen, und diese Voraussetzung wäre bisher allerdings eine höchst mißliche gewesen. Denn unsere gelehrten Alterthumsforscher haben sich bei ihren übermächtigen Arbeiten, welche die Mythologien aller Völker schließlich in Einklang bringen sollen, noch nicht die Mühe gegönnt, auch nur die Großmuttergeschichten der Edda (Edda heißt nämlich Großmutter) in einer allgemein verständlichen oder gar ansprechenden Weise mitzutheilen. Eben deshalb aber habe ich es versucht*) und, mag nun mein kleines Buch so schlecht oder gut sein, als es will: so darf ich doch jetzt bitten, eine Stunde — denn mehr Zeit wird kaum erforderlich sein — zu opfern und

*) Dr. N. Neusch, die nordischen Göttersagen. Berlin. 1865. Auf die Nummern dieses Buchs beziehen sich auch die im Texte eingeklammerten Zahlen.

dasselbe, zumal es in unserer Bibliothek Nr. 51. jedem Mitgliede zu Gebote steht, vorher durchzulesen.

Sie werden in ihm eine ziemlich zusammenhängende Darstellung der nordischen Göttersagen finden. Ich sage „ziemlich“, denn daß hier und da noch Manches fehlt oder nicht recht stimmt, werden Sie gewiß bald bemerken. Indes mögen Sie die Schuld daran nicht mir allein zuschreiben. Die ältere Edda ist nämlich im 11. Jahrhunderte (1036—1138), die jüngere erst im 13. (1200), jene also im Beginne, diese nach vollendeter Bekehrung Scandinaviens entstanden; jene soll von einem gelehrten Priester Sämund hinn frobi (der Kundige), diese von einem Richter und berühmten Historiker Snorri Sturleson verfaßt sein; jene enthält eine Sammlung tiefsinniger, zum Theil höchst mystischer Gedichte, diese besteht aus prosaischen, zuweilen recht platten Erzählungen. Schon die Ausgleichung zweier ebenso der Zeit als dem Ursprunge, wie der Form und dem Inhalte nach völlig verschiedener Uebersetzungen hat ihre großen Schwierigkeiten, dieselben mehrten sich aber noch durch das Lückenhafte der Edden, welches ihre stete Ergänzung aus jüngeren nordischen Quellen, ja aus den jetzt noch lebenden Volksthümern erheischt.

Trotzdem und trotz der wohlgemeinten Warnung, die mir ein Fachgelehrter, welchem ich meinen Plan verrieth, noch jüngst ertheilte: „Noch sind wir nicht soweit!“ will ich muthig wagen. Denn sollte der Mensch, der ja in seinem ganzen Leben, möge er es auch so treu wie Jacob Grimm verwenden, keine Vollenbung erreicht und dessen höchstes Glück eben darin besteht, daß er ewig weiter forschen kann und muß — sollte er einen Abschluß oder auch nur eine befriedigende Abrundung seiner Forschungen abwarten, bevor er sie veröffentlichte: so würde sein Wissen wohl niemals Gemeingut werden. Jedenfalls trete ich vor Ihnen, geehrte Anw., viel sorgloser als ein Professor der deutschen Mythologie auf, denn von einem Juristen wird man zu tiefer Alterthumswissenschaft nicht erwarten, sondern zufrieden sein, wenn er verständlich und verständig spricht.

Die Skandinavier nahmen neun Welten an (19.) aber keineswegs in dem Sinne, wie wir etwa heute den Ausdruck „Welten“ verstehen würden, nämlich für Himmlskörper; denn Sonne und Mond waren ihnen noch Gottheiten und die übrigen Gestirne hielten sie für abgesprungene Feuerfunken (9. ff.). Ihre Welten waren vielmehr nichts als ideelle Aufenthalte einzelner, auffällig hervortretender Naturkräfte oder Naturerscheinungen. Die Orte solcher Welten zu bestimmen, ist nicht Sache der Astronomen sondern der Dichter und, da die ungenauen und widersprechenden Berichte der Edden jeder Phantasie den freiesten Spielraum eröffnen, so grübelt man noch heute darüber: wo die schönen alten Welten in dem unermeßlichen Raume des Aethers gelegen oder gedacht sein mögen?

Nur die Erde machte hierbei eine Ausnahme, denn sie war auch der schwächsten Erkenntniß reel in die Hand gegeben, und daher geschickt, dem ganzen Weltsysteme zu einem sichern Centrum zu dienen. Daß sie dazu wirklich diene, bezeugt ihr altnordischer Name Midgard d. h. Mittelwelt. Wenn aber dieser ihr Name gerechtfertigt sein soll, so müssen wir die übrigen acht

Welten, so gleichmäßig um sie herum vertheilen, daß sie auch wirklich Centrum bleibe, und das wollen wir nun versuchen.

1. Die Erde dachte sich der Norweger, von dessen Anschauungsweise wir, da er uns die Edden überliefert hat, überall ausgehen müssen, gleich einer, rings vom Meere umspülten Kreisscheibe (7.), also etwa wie die vermeintliche Insel Skandia selbst. Nur über dieser Scheibe hatten die Asen die Halbugel des Himmels gewölbt, (9.), an welcher die glänzende Sol und der lichte Dag emporstiegen; unterhalb herrschte tiefe Finsterniß, die ewige Nacht. Licht und Dunkel waren also die ersten Naturerscheinungen, welche dem rohen Verstande aufstiegen und in der Fülle der Phantasie, die gerade ungebildeten Völkern eigen ist, zu lebenden Wesen umgeschaffen wurden, den Licht- und Schwarzselben oder Zwergen. Jene mußten ganz der personifizirten Erscheinung entsprechend lichter als die Sonne, diese schwärzer als Pech sein. Beide aber waren geistig und körperlich den Menschen ähnlich gebildet (18.), und sowie die Geschöpfe selbst, mußten sich auch ihre Aufenthalte nahestellen. Die Lichtwelt Lichtalfheim wird also zunächst über, die Nachtwelt Schwarzalfheim zunächst unter der Erde zu suchen sein.

2. In dem heitern Tanze der Lichtselben, in dem steten Kreifen des klaren und frischen Aethers spiegelte sich naturgemäß das Bild des Lebens, in dem unheimlichen Treiben der Schwarzselbe, in der dunkeln und dumpfen Erdschacht dagegen der Tod. In die höchste Höhe der Lichtwelt, in den Zenith verlegte man daher wohl die Götterwelt Asgard, in die tiefste Tiefe der Nachtwelt, in den Nadir dagegen die Todtenwelt Helheim. Asgard repräsentirte zugleich den Himmel, Helheim die Hölle, aber in einem von der heutigen Anschauung so abweichenden Sinne, daß ich neugierig bin, ob wir, wenn ich Ihnen künftig einmal die nordischen Seelenaufenthalte geschildert haben werde, nicht allgernein lieber in die Hölle als in den Himmel gehen.

3. Es bleiben nun noch vier Welten unterzubringen und dazu bieten sich uns die vier Himmelsgegenden ungezwungen dar. Daß die Feuerwelt Muspellsheim im Süden, und die Wasserwelt Niflheim im Norden uranfänglich entstanden waren, berichtet die Edda ebenso ausdrücklich, als daß der Reichthum des Riesen Ymir, aus welchem die Asen unsere Erde bildeten, in die zwischen jenen beiden Welten fließende Leere Ginnungagap geworfen ward. Sie müssen also auch noch jetzt südlich und nördlich der Erde liegen. Das stimmt auch mit der Auffassung des Norwegers, denn im Norden war seine vermeintliche Insel Skandia von dem nördlichen Eismeere begrenzt, welches die Polarfahrer genau ebenso beschreiben, als die Edda Niflheim: grimme Kälte, wüthende Stürme und dicke Nebel. Wenn nun der Norweger sich am Südpol, wo das Klima nach unsern Erfahrungen wo möglich noch rauher als am Nordpol ist: seine Feuerwelt und darin die sengendste Hitze, stete Windstille und ewig heitern Himmel dachte: so können wir seinen Schluß nicht unlogisch nennen, denn im Süden lag ihm das wärmere Deutschland und er mochte auch vielleicht die Erfahrung gemacht haben, daß hier das Klima, je weiter er nach Süden eindrang, immer wärmer, stiller und lieblicher wurde. Uebrigens sind in diesen beiden Welten, wie ich hier zugleich bemerken will, nicht etwa

die Erscheinungen der Kälte und Hitze sondern die Elemente des Wassers und des Feuers symbolisirt.

4. Die beiden letzten Welten: das Riesenland Jötunheim und das Reich der Vanengötter Vanenheim repräsentiren die Jahreszeiten, deren die Edda nur zwei: den Winter von 8 oder gar 9 und den Sommer von 4 oder gar nur 3 Monaten kennt. Im Osten mußte dem Norweger der Winter wohnen, denn dort starre das mit ewigem Schnee bedeckte Hochgebirge, der Wall, welchen die Asen aus Ymir's Augenbraunen aufgethürmt hatten, (7.) um Midgard gegen die Meeresriesen zu schützen. Von Westen dagegen, wo die heitere wasserreiche Nordsee zum Verkehr einlub, kam ihm der Sommer. Hier an dem gastlichen Meerestade mußten die Götter der warmen Jahreszeit, die lieblichen Vanen wohnen, hier lag auch Niörd's Burg Noatum, deren Name „Schiffstätte“ bedeutet. (123.).

Nachdem wir so die Welten vertheilt haben, lassen sie uns noch einen kleinen Streifzug durch die Edden machen, um unser Arrangement zu revidiren. Freilich könnten uns dabei manche poetische Freiheiten und prosaische Nachlässigkeiten, welche sich die Eddisten nicht verargt haben, leicht irreführen. Wir wollen uns aber nicht durch bloße Worte sondern nur durch Thatsachen leiten lassen.

Auf Asgard stand der Stuhl Odin's Iðfialf, von welchem er alle Welten überschauen konnte (36.). Dort, gerade wo der Regenbogen an den Himmel reicht, war auch Heimdall's Burg Himinbjörg errichtet (59.). Auf der Brücke des Regenbogens Bifröst ritten die Asen täglich zur Erde hinab, um hier an dem Urbrunnen Gericht zu halten (16. 22.). Asgard mußte also wohl die oberste Welt sein, unter ihm Midgard und zwischen beiden Lichtalfheim liegen, denn nur in ihm, dem Aether, konnte sich die Pracht des Regenbogens entwickeln. Daß wieder Helheim die unterste Welt sein und zwar perpendicular unter Asgard liegen muß, ergibt sich aus der einfachen Weise, in welcher man von hier nach dort befördert wurde. Hel, welche sich Odin aus Jötunheim nach Asgard holen ließ und hinabschleuderte, kam in Helheim an, wo sie ihr Reich begründete, (64.) und wollte man annehmen, daß ihr der Altvater bei dem Wurf vielleicht einen Seitenschwung gegeben haben könnte: so fiel doch auch der Baummeister Blaster, welcher in Asgard die Riesenburg errichtet hatte, von Thor dafür todt geschlagen wurde und daher lediglich dem Gesetze der Schwere folgte, ebenfalls nach Helheim hinab. (138.). Ebendahin kam Idunn, als sie von dem Gipfel der Weltische Yggdrasil, welcher über Asgard hinausragte, stehend hinabfiel (162.). Weiter fiel Niemand, weil eben Helheim die unterste Welt war, also mit ihr d. h. mit dem Nadir Alles, auch der Raum aufhörte. Zwischen Helheim und Midgard aber lag Schwarzalfheim und dies wird geschildert, wenn es von Hermod, als er seinen unglücklichen Bruder Baldr aus der Hel erlösen sollte, heißt: er sei neun Nächte durch tiefe dunkle Thäler geritten, so daß er nichts sah, bis er an den untersten Fluß Gjöll kam. (173.). Die senkrecht über und unter der Erde liegenden vier Welten haben darnach die Revision überstanden, von den übrigen der Erde wagrecht liegenden sind aber die Orte zweier, Muspell's

und Niflheim's, schon ebdich bestimmt und die Lage Jötunheim's im Osten ebenso gewiß. Die Feldzüge nemlich, welche Thor gegen die Rintursen unternahm, um ihnen mit seinem Mjölnir die Schädel einzuschlagen d. h. um die Natur mit Gewittern aus ihrem Winterschlaf zu wecken, führen technisch den Namen Dstfart (81.). Hier in Jötunheim lag auch die Burg des Riesen Thiafi, Thrymheim (126.), welche seine Tochter Skadi, als sie den Vanen Niörd heirathete, der doch in Noatum wohnte, nicht verlassen wollte. Nun hören Sie, geehrte Anwesende, einmal die Klagen der beiden Gatten über ihre gegenseitigen Heimathslände, ob Sie nicht darin die Gegensätze zwischen Osten und Westen, oder im Sinne des Norwegers: Hochgebirge und Meer, Winter und Sommer, also Jötun- und Vanenheim auf das Klarste ausgesprochen finden werden: Sie hatten nemlich, um sich gegenseitig zufrieden zu stellen, stets wechselnd je 9 Nächte (die alte Woche) in Thrymheim und in Noatum zu residiren verabredet. Nach Vollendung der Residenz-tage in Thrymheim aber sang Niörd:

Leid (leidig) find mir die Berge, nicht lange war ich dort
Nur neun Nächte.

Der Wölfe Heulen deuchte mich widrig
Gegen der Schwäne Singen.

Dagegen sang Skadi wenn sie von Noatum nach Thrymheim überstiedelte:

Nicht schlafen konnt' ich am Ufer der See
Vor der Vögel Lärm;
Da weckte mich von dem Wasser kommend
Alle Morgen die Möve.

So sind Winter und Sommer unvereinbar und die Ehe Niörd's mit Skadi ist der erste Beginn des in allen Volksthümern vorkommenden Streits zwischen Winter und Sommer. Nach ihrer Scheidung von Niörd vermählte sie sich dem Stiefsohn Thor's, Ullr (73.), dem winterlichen Odin, und zu ihm wird sie gewiß besser gepaßt haben.

Die Tanshäuser-Sagen.

Vortrag von Kreisrichter F. Marcinozski-Schuppenbeil.
(Fortsetzung.)

Wendet man sich von der Besprechung der Lebensschicksale des Dichters zu seinen Werken, so lassen sich in Betreff ihrer Entstehungszeit mit voller Bestimmtheit zwei Gruppen unterscheiden. Die Lieder 1. 2. 3. 5. 7—11 der Manessischen Sammlung gehören offenbar den Jahren an, in denen Tanshuser im Vollgenuß aller irdischen Güter, von der Sonne der Hofgunst durchstrahlt und erwärmt, liebend und geliebt die schönsten Tage seines Daseins verlebte. Frohsinn bis zur muthwilligsten Ausgelassenheit durchdringt seine Tanzgefänge, Zufriedenheit mit seinem Schicksal und Dankbarkeit gegen die Urheber seines Glücks, die er bis in die Wolken erhebt, bilden den Grundgedanken seiner Preisgefänge. Die übrigen Gedichte in der Manessischen Sammlung und das schon erwähnte Lied in der Jenaer Handschrift geben dagegen der trübsten Gemüthsstimmung Ausdruck. Klagen über die Ungunst der Fürsten und seinen Vermögensverfall zeigen deutlich, daß sein froher Sinn, seine heitere Lebensan-

schauung der Schwermuth und der Neue über sein ausschweifendes Leben gewichen sind. Der Humor, welcher sich noch an einzelnen Stellen Bahn bricht, ist stark mit Bitterkeit gemischt und wohl nur eine Eingebung der Verzweiflung.

Der äußeren Form und dem Inhalt nach gehört die überwiegend größere Zahl der Gefänge Tanshusers zu den sogenannten Leichen. Darunter verstand man zu jener Zeit diejenigen Lieder, welche unter Begleitung von Saitenspiel, gewöhnlich unter Vortritt des betreffenden Spielmanns, zum Tanze vorgetragen wurden, deren Versmaaß sich deshalb dem raschen Wechsel der Tanzfiguren anschließen mußte. Der Inhalt dieser Lieder behandelte meistens Maieulust, Minnefang und Reigentanz, der Sänger wählte sich aber wohl auch, wie wir bei den Tanshuserschen Gefängen sehn werden, einen andern Stoff zur Einleitung und fiel erst später in den Rhythmus des Tanztempo ein. Da der Character dieser Dichtungsart am zweckmäßigsten durch Beispiele zum Ausdruck gebracht werden kann, so lasse ich einige Tanzleiche unsers Dichters, welche ich unter strenger Festhaltung des Versmaaßes in's Hochdeutsche übertragen habe, folgen.

7.

Wohlauf Tänzer überall,
Stellt Euch auf in Reihen,
Wonniglich lacht uns die Welt,
Schön belaubet, das ist gute Mähre.
Gar hell tönet schon der Schall
Durch die lichten Maien,
Wo die Vöglein überall
Singen wohl, vergangen ist die Schwere.
Auf blumigen Fluren
Die Knospen fest aufspringen,
Alle Creaturen
Müssen sich verjüngen.
Ach ein Weib das lieb' ich wohl,
Nicht gelingt's mir mein Herz zu bezwingen.

Vergangen ist der leidige Schnee
Auf der grünen Haide
Es sprießen schon die Blümlein roth,
Des freut sich die Welt im Sonnenschein.
Weilchen blühen und Klee,
Lichte Augenweide,
In der Sonne ist mir weh,
Das kann Niemand wenden als nur Eine,
Die mich heißet singen.
Gold ist ihr Lachen.
Soll's mir wohl gelingen,
Muß ihre Güte es machen.
Von ihrem Reiz müssen noch tausend Herzen und wohl noch
mehr erkrachen.

Die mir an dem Herzen liegt,
Die seh ich da thronen
Bei einem Tanze, zu dem sie ging
Wohl mit Ehren zu den schönen Frauen.
Mein Herzleid hat sie besiegt,
Gott mag's ihr lohnen,
Daß sie mich so hold empfing.
Ach könnte ich noch einmal also schauen
Nach der anmuthreichen,

Dann wäre mir wohl zu Muthe.
Ihr kann nichts gleichen,
So herrlich ist die Gute.
Ihre Liebe thut mir weh, ich zahl' die Huld mit meinem
Herzensblute.

9.

Treuer Dienst ist sehr gut,
Den man schönen Frauen thut,
Wie ich meiner hab' gethan.
Der muß ich den Salamander bringen;
Einst wollte sie mich auch bedeuten,
Daß ich ihr solle die Rhone leiten
Durch die Provence ins Land
Bei Nürnberg, es mög' mir wohl gelingen;
Die Donau sollte über'n Rhein,
Thät' ich das so, schenkt sie mir ihre Güte.
Dank bring' ich dir, Geliebte mein,
Gutta, Muster der Sitte!
Sprech' ich ja, so spricht sie nein,
Schnell, noch holen wir sie ein!
Heia hei lang' bist du fortgeblieben aus meiner Hütte.
Ja heute und noch öfter ja
Hullale und wieder ja
Zieht's das Herz zum Tanze da!
Wie lohnet mir die Liebe so,
Die reine und herzlich gute,
Wenn sie das Herz mir nicht macht froh,
Ist mir gar weh zu Muthe.

Ein Wörtlein freuet mich gar sehr,
Das ich von meiner Schönen hör';
Wenn der Müuseberg zergethet
Wie der Schnee, so lohnet mir die Reine,
Alles, was mein Herz begehrt,
Wird mir dann von ihr gewährt.
Meinen Willen thut sie gar,
Bau ich ihr ein Haus von Elfenbeine;
Ihr harter Sinn sich in Liebe verkehrt,
Bring ich gar von Gallise
Ihr den Berg ganz unverkehrt.
Ich schaff' den Berg ohn' Unterlaß,
Auf dem einst Adam oben saß.
Heia hei dann würde mein Verdienst sehr vermehret.

Ein Baum steht in Indien,
Den soll ich ausziehen;
Meinen Willen thut sie dann,
Gern will sie mir geben ihr Herz zum Gewinne.
Ich soll ihr holen auch den Graf,
Den bewacht Herr Parcival,
Und den Apfel, den Paris
Gab der holden Venus, der Göttin,
Und den Mantel, der umfloß
Die Schuttern der heiligen Jungfrau,
Verlangt noch andre Wunder groß,
Die gingen gar ins Blaue.
Die Arche auch ist ihr Begehrt,
Auf der einst Noah fuhr umher.
Heia hei brächt' ich sie dir, dein Antlitz ich dann schaue.
Ja heute zc.

10.

Die Holde will jetzt lohnen mir,
Der ich so lang' gedienet,
Das sollt' Ihr Alle danken ihr,
Sie hat manch' Leid mir gesühnet.
Sie will, daß ich ihr wende den Rhein,
Daß er von Koblenz zu ihr geh',
Dann wollt' sie thun den Willen mein.
Ich soll ihr bringen von dem See
Des Ostens, wo die Sonn' aufgeht,
Dann will sie geben mir Gehör;
Den Stern, der dort am Himmel steht,
Soll ich von dort ihr holen her.
Ich hab' den Muth,
Was sie mir thut,
Das soll mich Alles dünken gut.
Sie hat mir wohlgethan die Reine.
Außer Gott alleine
Kennt Niemand wohl das Mädchen, das ich meine.

Ich soll dem Monde seinen Schein
Benehmen, wenn ich sie will haben.
Es lohnet mir das Mägdelein,
Wenn ich die Welt ganz möcht' umgraben,
Und möcht' fliegen wie ein Staar,
Erfüllt die Holde mein Begehrt.
Schwebt ich noch höher als ein Aar,
Zerbräch' auf einmal tausend Speer,
Wie's that der Ritter Samuret
Vor Kamboleis mit reicher Lust,
Erhört die Süße mein Gebet
Und drückt mich an ihre Brust.
Ich hab' den Muth zc.

Könnst' ich die Elbe schöpfen aus
Mit meiner flachen Hand,
Der Donau nehmen ihr Gebraus,
Dann würd' ihr Herz mir zugewandt.
Brächt' ich den Salamander ihr
Ohn' Zagen aus dem Feuer her,
Dann wollt' mit Lieb' sie lohnen mir
Und enden meiner Schmerzen Meer.
Verwandelt Regen ich in Schnee,
Dann würd' sie mir nicht widerstehn;
Schafft ich im Winter grünen Alee,
Dürst' ich wohl unerhört nicht stehn.
Ich hab' den Muth zc.

Der erste Gesang beginnt mit dem Lobe des Herzogs von
Oestreich und schließt mit folgendem Tanzreigen:

Nun genug,
Denn der Zug
Wird schon groß, wenn wir uns sammeln auf Straßen und Gassen!
Nun dann
Ich kann
Noch Wunder thun, die Niemand kann fassen.
Mit mir
Sollt' ihr
Zieh'n auf den Anger, wo die Schaar der Jugend tanzt im Reigen.

Ich find
Manch' Kind,
Vor dem ich muß flüchten und geigen.

Wo ist nun die Gute
Mit dem Pfauenhute?!
Sie vergeß' ich nimmer,
Sollt' ich auch leben immer.
Bei der Linden
Soll man finden
Uns bei schönen Kindern.
Da woll'n wir singen,
Lustig springen,
Das soll uns gelingen.

Tanzt da nicht Frau Kunigund'
Mit den braunen Locken?
Wie lächelt hold ihr rother Mund,
Daß mir die Pulse stocken.
Lauf mein Mägchen,
Trautes Schägchen,
Mir nicht vor mit deinem Valle!
Guetel, Guetel,
Schwenk den Kettel,
Daß es mir und dir gefalle!

Kinder auf! genießt das Leben!
Gott hat's uns dazu gegeben.
Drum laßt uns singen
Und fröhlich springen!

Ähnlich ist der Schluß des Aten Gesangs. Dort heißt es:

Vom Orient
Bis zum Occident
Ward nie ein schöner Weib geboren.
Ich hab' die gute,
Die wohlgemüthe
Zum Liebestrost mir auferkoren.
Wunderbar
Nehmet wahr
Wie die Holde springet
Vor mir,
Nach mir,
Wie die Sait' erklinget.

Vom Tanz muß ich jetzt scheiden,
Von Gesang und Freuden,
Von herrlichen Rosen,
Blühenden Zeitlosen
Und muntren Vögel Sang.
Mich zwinget, was mich stets bezwang.
Nun sing' ich nochmals hei!
Heia, nu hei!
Nun ist dem Musikanten sein Fiedelbogen entzwei.

Der rasch wechselnde Rhythmus in den beiden letzten Citaten läßt nicht allein den Zusammenhang mit den hoch auf- und absteigenden Tonläufen des begleitenden Saitenspiels, sondern auch den Tact des Reigens, zu dessen Leitung und Belebung sie bestimmt waren, leicht durchfühlen. Der sinnliche Character der Tanhuserischen Poesie zeigt sich vorzugsweise in dem zweiten und dritten Liede der Manessischen Sammlung, in denen er ein Schäferknäbdchen mit seiner Geliebten ausmalt, ihre Reize bis in die kleinsten Details beschreibt und sich in Lobeserhebungen über sie ergeht. Auch das Ate und Ste Gedicht sind dem Preise seiner Schönen gewidmet. Der erstere Reiz beginnt mit der Aufzäh-

lung aller Schönheiten des hellenischen Alterthums und der deutschen Sage — er erwähnt Hilde, Dido, Helena und Venus —, denen er seine Geliebte an die Seite stellt, ihre Vorzüge preist und ihre Reize schildert.

Im Aten Gesang, dem sogenannten Reizeleich, reist er alle ausländischen Fürsten und Reiche auf, die er gesehen oder von denen er gehört hat, und entwickelt die mannigfachsten geographischen Kenntnisse. Den Schluß bildet auch hier das Lob seiner Schönen und die Aufforderung zum Tanze und zuletzt die Zeilen:

Nun ist dem Fiedelare seine Saite zerbrochen,
Dasselbe geschieht jetzt fast alle Wochen.
Heia Tanhüsäre,
Bezwing des Herzens Schwere,
Wo man noch singet
Und fröhlich springet,
Heia nu hei!

Die im Vorigen gegebenen Proben der Dichtungen Tanhusers führen uns in seine Dichtungsart ein, lassen uns einen Blick in seine Lieblingsthemata thun und seine poetische Begabung erkennen. Es läßt sich nun zwar nicht leugnen, daß die meisten seiner Gesänge sich in erzählendem Ton fortbewegen und nur selten sich zu poetischem Schwunge und zur wahren Innigkeit des Gefühls erheben, indeß läßt sich fast in keinem seiner Lieder ein poetischer Gedanke und die Gewandtheit in der Ausspinnung desselben verkennen, so daß wir unsren Dichter wohl immerhin zu den talentvollsten dichterischen Erscheinungen jener Zeit werden zählen müssen. Sein Mairenlied (Nr. 15) wird diese Anschauung bestätigen.

Dank sei dir Mai,
Hast mancherlei
Uns hergesandt
Auf die grüne Haide.
Gesänge hold und rein,
Viele Zeitlosen
Und rothe Rosen
Ich da fand; —
Was zur Augenweide
Der Sommer webt so fein.
Viele Vögel singen
Die Kehlen, noch so klein,
Trillernd durch den Wald erklingen;
Gesang muß rechte Freude bringen,
Da wurd' ich frei,
Schwermuth und Herzleid waren vorbei.

Ich hab' den Jungen
Früher gesungen;
Ach schon ist's lang,
Als sie mich drum baten
Im wonnigen Mai.
Knaben möcht' ich finden
Unter den Linden
Lauschend dem Sang.
Die mir Liebes thaten,
Ich macht' sie froh dabei,
Das hat sich nun verkehret,
Es ist vorbei;

Wer hier Gefänge mehret
Wird selten drum gehret.
Ohn' ihren Daut
Sing' ich nur Tranerlieder,
Denn mein Gemüth ist krauk.

Will sie die Gute
Mit ihrem Muth
Trösten mich,
So finde ich ein Ende
Der langen Leiden mein,
Will sie die Reine
Trösten mich alleine,
Ich endlich Ruhe fände.
Will sie mir günstig sein,
So soll ihr Lob erschallen
Noch vor des Maien Schein
Und vor den Blumen allen.
Daß Niemand lebt, der mir so wohl gefallen.
Bin ich auch siech,
Kann ich doch Lieber singen, wenn ich denk' an dich.

Tanhusers Keimweise oder nach der damaligen Bezeichnung
sein Ton namentlich sein Hoston im 12ten und 14ten Gesange
der Mannessischen Sammlung haben ihm auch unter den späteren
Meistersängern einen bedeutenden Ruf und eine Stelle unter
den hervorragenden Dichtern jener Zeit gesichert.

(Schluß folgt.)

Abschied von dem Freunde.

Von allen guten Stunden,
Wo sich bei Lieb' und Wein
Die Freunde einst gefunden,
Soll jetzt geschieden sein.
So schlug die Harfe trübe
Der Minnesänger an;
Daß sich von Leide Liebe
Doch nimmer trennen kann!

Und wenn sich Lieb' von Leide
Doch nimmer trennen läßt,
So nimm sie alle beide,
Halt sie im Herzen fest.
Wo mag die Rose blühen,
Die ohne Dornen sprießt?
Wo mag die Traube glühen,
Die bittern Kern nicht schließt?

Doch hätt' die Ros' nicht Samen,
Wird's keine Rose sein,
Und trüg' die Traub' nicht Samen,
Wie wüchse dann der Wein?
Drum laß sie treu verbunden,
Den Segen und den Fluch.
Der hat nie Lieb' empfunden,
Wer nie ihr Leide trug.

R. Neusch.

Auf der Kunstausstellung.

Für ein junges schönes Mädchen,
Wie mir neulich ward bekannt,
Ein gelehrter Pädagoge
Eine Arbeit jüngst erfand.
Unter vielen guten Bildern
Hängt auch eines, — groß und breit,
Stark bemalt mit grüner Farbe
Und benannt „Waldeinsamkeit.“

„Dieses sollst Du mir beschreiben,“
So gebot der weise Mann,
„Darum geh und sieh genau Dir
„Dieses schöne Bildniß an.“
„Aber unter einer Stunde
„Darfst Du nicht von dannen gehn,
„Willst Du den geheimnißvollen
„Werth des Bildes recht verstehn!“
Also hatt' ich's auch vernommen
Und ich ging voll Neugier hin;
Doch mir kam nur vor dem Bilde
Der Gedanke in den Sinn:

Was soll man denn hier beschreiben?
Etwas jenes gelbe Licht,
Das sich durch der grünen Blätter
Zweifelhaftes Dunkel bricht?
Etwas jenes moosbewachsne
Bräunlich graue Felsgestein,
Oder dort das grüne Wasser
Ohne Lichteswiderschein?

Solch ein Schriftwerk zu verlangen
Dünkte mir nicht recht geistlich;
Darum wandt' ich mich zum gehen,
Brauchte besser meine Zeit.
Doch was sah ich? Blaue Augen
Und ein freundlich milder Blick
Halten unsichtbar gefesselt
Auf der Stelle mich zurück.

In dem Anblick ganz versunken
Schaut sie nach dem Bilde hin;
Ach das lieblich schöne Mädchen
War des Lehrers Schülerin. —
Und ich ging von ihrer Seite
Nicht vor einer Stunde fort,
Und so hab ich denn verstanden
Jetzt des Pädagogen Wort:
„Aber unter einer Stunde
„Darfst Du nicht von dannen gehn,
„Willst Du den geheimnißvollen
„Werth des Bildes recht verstehn.“

G. Gitter.

Redaktions-Anzeige. Diejenigen geehrten Mitar-
beiter unseres Vereinsblatts, welche Separatabzüge ihrer Auf-
sätze zu haben wünschen, werden ersucht, die Zahl und Art der-
selben schon auf dem Manuscripte zu bezeichnen. Bis 25
unveränderte Abzüge der betreffenden Nummern werden gratis
geliefert, mehr mit 5 Sgr. à 25 Exemplare und Abzüge
mit veränderten Seitenzahlen oder in Oktav resp. Duodez um-
gebrodener Kolumne billigt berechnet.

Auflösung des Räthfels in Nr. 12.: Rasen und Rosen.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

N^o. 14.

ausgegeben den 16. Juni

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet.
Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an. Abentische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

Sitzung den 18. Mai.

Tagesordner Auditor A. Hiersemenzel. Den Haupt-
vortrag hatte E. Schwahn übernommen und zu seinem Thema
„Die Frauengestalten des Nibelungenliedes“ gewählt. Der
sorgsam durchgearbeitete Vortrag, den wir hoffentlich nächstens
bringen, fand allgemeinen Beifall, was wir zunächst dem Um-
stande zuschreiben, daß der Redner nicht, wie Prof. Dr. Et-
tmüller in seinen „Herbstabenden und Winternächten“ B. 2.
S. 14., das Nibelungenlied selbst als bekannt voraussetzte,
sondern seine Hauptzüge in dem Lebenslaufe der beiden weiblichen
Hauptfiguren, Brunhild und Chrimhild, ebenso faßlich als an-
sprechend darstellte. In diese Darstellung wurden zugleich die
parallelen Ueberlieferungen der Edden und der Wikkina-Sage ge-
schieft verflochten, die Abweichungen derselben von dem Nibelungen-
liede scharf hervorgehoben und ihr poetischer Werth, wie wir glauben,
überall richtig gewürdigt. Ganz besonders sprach der Schluß an,
in welchem der Redner die beiden extremen Charaktere, welche in der
ungebändigten Valküre Brunhild und in der hingebenden Fürstin
Chrimhild gegeben sind, mit einander verglich und ihren Umschlag zu
Heimlichkeit und Mordsucht psychologisch motivirte. Die weiblichen He-
benfiguren, deren Betrachtung vielleicht auch nicht ganz unfruchtbar
gewesen wäre, konnten wegen des bei uns feststehenden Redemaafes
leider nur angedeutet werden. Wir verweisen deshalb auf Uhland's
Schriften, „Die Frauen der deutschen Heldensage“ B. 1. S. 314. —
Nach der Pause theilte uns der Tagesordner Proben aus Carl von
Holtei's schlesischen Gedichten (5. Aufl. Berlin 1860) mit und wir
mußten gestehen, daß das schlesische Platt — wenn uns nicht der
äußerst gewandte Vortrag getäuscht hat — für uns Ostpreußen bei
Weitem verständlicher als das mecklenburgische ist und sich außerdem
die Holsteischen Gedichte mit den Meutereischen sehr wohl messen können.
Demächst trug G. Silber einige seiner Gedichte voll der launigsten
Lebens- und Liebeschwerenmuth vor. H. Frischbier theilte Proben
aus seiner Sammlung preuß. Volksreime (Unterh. S. 17), nament-
lich Spielreime mit, indem er zugleich die Weise der Spiele selbst er-
zählte und die einheimischen mit ähnlichen in Deutschland vorkom-
menden zusammenstellte. Endlich beschloß Dr. Neusch seine vor-
längere Zeit bereits begonnene Lebensschilderung des plattdeutschen
Predigers Jobst Sachmann aus Limmer bei Hannover,
welcher durch seine Originalität einst Epoche machte. Vergl.
Firmenich „Völkersimmen“ B. 1. S. 193. ff.

Kaiser Otto der Dritte.

Trauerspiel in fünf Akten von Ernst Wichert.

Personen.

Kaiser Otto III., der Sachse.
Adelheid, Gemahlin Otto des Ersten, Mutter Otto des Zweiten,
Großmutter Otto des Dritten.
Heinrich, Herzog von Baiern.
Willigis, Erzbischof von Mainz.
Giovanni, Cardinal der römischen Kirche.
Stephania, eine edle Römerin, Gattin des hingerichteten Cre-
scensius, seine Schwester.
Scipio, ein römischer Patricier.
Ambrosio, ein Mönch.

Deutsche. Römer.
Zeit: das Jahr 1002. Ort: Rom und dessen Umgegend.

Akt 1.

Scene 1. Offene Gegend vor Rom. Lager Otto's. Rechts ein
Heiligenbild; links eine mit einem Zelt überspannte Estrade.

Erster Auftritt. Herzog Heinrich. Willigis.

Willigis. Ihr hört mich nicht! — So müß' ich mich vergebens
Den Zauber zu zerören, der auch Euch,
So scheint's, verwandelt hat, seit unser Fuß
Italiens unheilvolles Land betrat.
Man sagt die alten Heiligengötter haufen
Noch jetzt als tödtliche Dämonen hier
In Rom's Ruinen, locken schadenfroh
Den Deutschen in ihr Reich und blenden ihm
Den Sinn, daß er der Heimath leicht vergißt.
Ich glaub's! — Ihr hört mich nicht — Ihr träumt. — Gestehet
Zieht nicht die herrlich duftende Stalla
Gleich einem Heumährchen aus der Kindheit
Euch zu sich hin mit tausend Heimlichkeiten;
Töbt nicht aus jedem Steine Lobgesang
Der alten Römerzeit? Fühlt Ihr Euch nicht
Von wunderbarer Heldenkraft besetzt,
Auf diesem Heldenstaube wandelnd —
Heinrich. Willigis,

Ihr sprecht mit Otto's Zunge.
Willigis. Strömt nicht eine
Unendliche Fülle ewiger Gedanken, Herzog,
In Euer bärenwildes, deutsches Hirn —

Heinrich. Er ist der Kaiser — schweigt!
 Willigis. Und weffen Kaiser?
 Der römische Kaiser ward der Römer Kaiser;
 Er ist so wenig deutsch als seine Mutter.
 Heinrich. Ihr schmäh! Er hat uns ausgeboten, ihm
 Das Land Neapel zu gewinnen, das
 Als Heirathsgut die griechische Theopania
 Dem zweiten Otto brachte, seinem Vater.
 Wär' er ein Mann, wenn er sein gutes Recht
 Verträumte, wär' er Kaiser, wenn ein Land
 Europa's seinen Waffen unterreichbar?
 Es ärgert Euch, daß Eurer Vormundschaft
 Der Knabe Otto gar so bald entwuchs;
 Geseht's, das ärgert Euch.
 Willigis. Italien, das
 So manchen Redner zog, löst Euch, Herr Herzog,
 Die früher schwere Zunge. O! wir wissen,
 Seit wann der Herzog Heinrich Otto's Thronheit
 Die Schleppe trägt. Wir waren nicht umsonst
 Zu Quedlinburg im Kloster, wo Aelbtsin
 Mathildis einen Talisman bewahrt,
 Mit dem der Kaiser zaubert —
 Heinrich. Bischof, schweigt,
 Sonst mahnt ihr mich, daß ich des Zänkers Erbe.
 Willigis. Wie Euch die Wangen glüh'n. Ei wohl! wir wissen,
 Seit wann ihr zahm geworden: Seit den Zänker
 Des Kaisers Schwester zähmte.
 Heinrich. Beim Allmächt'gen,
 Ihr küßt den Spott! Wenn ich Thrusnelde liebe
 Wer wagt's in meines Herzens Recht zu greifen?
 Willigis. Will Euch der Kaiser wohl?
 Heinrich. Ihr zweifelt d'ran?
 Willigis. Wär' nur ein mag'res Tröpfchen Römerblut
 In Euren Atern Herzog — — laßt das Schwert
 An seiner Stelle, Heinrich! Seht — dort kommt
 Die Greisin Adelheid! Wie hoch sie wieder
 Das Haupt hier in Italien trägt, wie un-
 Gebückt sie schreitet auf der Heimathserde.
 Ich wittre neue Ränke.
 Zweiter Auftritt: Adelheid mit Gefolge. Die Vorigen.
 Adelheid. Ich grüß Euch, Fürsten. — Heinrich, Fürst von Baiern,
 Ich grüße Dich.
 Heinrich. Was führt Euch her zu uns?
 Seit Eures Sohnes Tode spracht Ihr ungeru
 Ein Wort mit uns.
 Willigis. Er ist im Born und steht
 Mit seinem Schwert vor seinem Herzen Schildwacht.
 Adelheid. So scheint's! — Vergesst die alte Feindschaft, Heinrich.
 Seht, ich bin alt, und Otto ward ein Mann;
 Er braucht nicht meine Vormundschaft noch Eure.
 Heinrich. Das wurmt Euch, Königin —
 Adelheid. Um Ottos Willen
 Sprech ich Euch an.
 Willigis. Wir hören.
 Adelheid. Wie ihr wißt
 Steht meines Enkels Sinn auf Süd-Italien.
 Doch wen von Euch gelüftet's nach dem Kampfe
 In einem fernem ungesunden Lande,
 Das kaum mit Strömen deutschen Bluts erobert
 Den Sieger stets von Neuem höhnen wird?

Darum mit sehnsuchtschwerem Herzen hangt
 Ihr nach der Heimath — und ich tadl' Euch nicht,
 Denn unfruchtbare Müh'n trägt Niemand gern.
 Willigis. Wie sprecht ihr heut so weise, Königin;
 Wüßte ich der Rede Schluß, ich gäb' ihr Beifall.
 Adelheid. Was Euer Schwert für Otto nie gewinnt —
 Ich hab' ein Mittel, kampflos ihm's zu bringen.
 Ihr sinnt — wie sollt ihr nicht? Seit lange hat man
 Die Greisin Adelheid versargt, — versargt
 Des großen Otto mächtige Gemahlin,
 Des zweiten Otto Mutter, die das Reich
 Bei ihres Enkels Minderjährigkeit —
 Trotz Eures Lächeln, Bischof — hat erhalten
 Dem Sachsenstamme. Adelheid, vor der
 Europa's Fürsten knieten, ward zur Thörin,
 Seitdem ihr Enkel frühreif sich der Krone
 Bemächtigt, die sie ihm erwarb, erhielt.
 O scheltet nicht, daß mich der Schmerz weitaß
 Vom Wege führt, auch für ein undankbares
 Und pflichtvergeß'nes Kind sorgt ja die Mutter. —
 Am Kaiserhofe zu Byzanz bin ich
 Noch nicht vergessen: gern erkennt man dort
 Das Recht des Kaisers auf Neapel an
 Und übernimmt's mit eig'ner Heeresmacht
 Das Land uns zu gewinnen, wenn mein Enkel
 Mit einer griechischen Prinzessin sich
 Vermählt —
 Willigis. Die ihm Neapel bringt, wie einst
 Dem zweiten Otto Theopania!
 Man täuscht uns nicht zum zweiten Mal.
 Adelheid. Ihr irrt.
 Was man verspricht ist wohl verbrieft; ein Heer
 Und eine Flotte stehn bereit zum Aufbruch,
 Sobald die frohe Kunde nach Byzanz
 Gelangt, daß beide mächt'ge Kaiserreiche
 In einem neuen Bunde einig sind.
 Doch Otto, fürcht' ich, nimmt sein Heil nicht wahr,
 Wenn ich zum Frieden rathe; nur die Noth
 Wird seinen Willen bändigen, der, glaubt mir,
 Sein wahres Ziel nicht in Neapel hat.
 Willigis. Und darum sucht Ihr unsre Freundschaft an?
 Adelheid. Laßt uns zusammengehn! In Euch erblick' ich
 Der Kirche höchsten Fürsten und den ersten
 Vasallen meines Enkels, beide mächtig
 Genug, ein offnes Wort und offne That
 Selbst gegen Kaisers Willen nicht zu scheun.
 Mit Euren Truppen führt er Krieg, erklärt Ihr
 Den Krieg geendet, ist er aus.
 Willigis. Ihr gebt uns
 Bedeutungsvolle Lehren, Königin,
 Bisher in Deutschland fremde. Wie dem sei,
 Versprecht Ihr unserm Heere bald'ge Heimkehr,
 Bin ich bereit Euch nach Gebühr zu dienen;
 Vielleicht gelingt's dem byzantinischen Könneken
 Den allzuhitigen Falken einzufangen —
 (Mit Bezug) Wofür der Dank nicht fehlen kann.
 Adelheid. Nun Heinrich,
 Ihr schweigt?
 Heinrich. Verhüt' es Gott, daß neue Weiber
 Der Fremde uns des Königs Herz entziehen,

Und ihre Kinder fremde Sprache lehren,
 So lang noch in der Heimath Fürstentöchter,
 Unschuldig, treu dem Herrn sich eigen geben.
 Bei Gott, wir sitzen schon zu viel!
 Adelheid. (Mit Stolz) Auch ich
 Bin eine Italienerin! kommt Bischof.
 Heinrich. Ich geh' mit Euch zum Kaiser und will wachen,
 Daß Eure Ränke sonder Schaden bleiben. — (Alle ab.)
 Dritter Auftritt: Scipio. Giovanni. Stephania.
 Giovanni. Wir sind am Ziel. Hier hält der Kaiser Posttag.
 Stephania. (fällt vor dem Heiligenbilde nieder.)
 Scipio. Fühlst Du Dich stark genug, Stephania?
 Steph. (aufspringend) Nicht bei dem weichen Namen nenne mich,
 Crescentia tauf' ich mich, das klingt so gellend,
 So scharf wie Rache!
 Scipio. Bist Du stark zur Rache,
 Crescentia?
 Stephania. Der Dolch wird treffen — muß!
 O sagt, wenn wird dies Feuer sich verzehren,
 Das jetzt in meinem Busen brennt und wütht,
 Als müß' hinaus und diesen ganzen Erdball
 Versengen, daß ihm nichts Lebend'ges mehr
 Entstamme! Sagt, wann wird die todeswunde
 Gestalt des hinggerichteten Crescentius
 Nicht mehr den Schlaf von meinem Lager scheuchen,
 Mit bittender und drohender Geberde
 Zur Rache mich an seinem Mörder spornen,
 Mich, seine Gattin! — Bruder, Vetter, spricht,
 Wenn dieser deutsche Otto nicht mehr ist,
 Soll ich dann endlich frei sein?
 Giovanni. Wenn des edlen
 Crescentius Gebeine, die jetzt nächtlich
 Der Mond auf ungeweihter Stätte bleicht,
 Am heil'gen Ort besattelt ruhn, wenn nicht mehr
 Sein Geist beängstigt von des Feindes Annah'n
 Vor seinem Mörder fliehn darf, wenn Du Rom,
 Wenn Du Italien befreit, dann Schwester
 Wirst Du im Schooß der Kirche Frieden finden.
 Stephania. Hast Du den Knaben Otto schon geschaut?
 Wie sieht er aus, wie spricht er? S'ist ein Kind,
 Nicht so? ein schwaches bleiches Kind! Im Eise
 Des Nordens ist sein Herz erstarrt; wie könn' er
 Sonst dieses herrliche Italien seh'n
 Und hassen und zerstören, seine Bürger
 Dem Hentcheile opfernd! Himmel! Mordet
 Ein Schwächling den Crescentius, den Mann,
 Zu dem Italien auffah wie zu einem
 Der Heiligen? Wo ist er, daß ich ihm
 Den Spott vergelte. Kaiser Otto stirbt
 Durch eines Weibes Hand.
 Scipio. Geduld, Stephania;
 Du weißt, wie wir's besprochen. Wenn der Kaiser
 Hieher zum Posttag kommt, so werden ihn
 Die Großen dieses Reiches huldigen.
 Ich selbst bring ihm die Schlüssel Rom's; Dein Bruder
 Den Segen des todtkranken Papstes, den er
 Beerben will; dann dränge Dich zu ihm
 Wie eine Bittende —
 Stephania. Werd' ich's erwarten?
 O Scipio, Giovanni! haltet mich,

Wenn mich mein Schmerz unsinnig macht. Ich fühle
 Mich krank, so krank! Hier laßt mich beten,
 Um Ruhe beten! (Sie kniet nieder.)
 Giovanni. Seid Ihr der Römischen Barone sicher?
 Scipio. So gut als Ihr der römischen Cardinalen.
 Ich bin der Erbe des Crescentius,
 Die Engelsburg ist mein und wohl bewahrt;
 Das Volk betrachtet mich als Oberherrn
 Der Stadt, und die Barone wagen nicht
 Mein Vorrecht zu bestreiten.
 Giovanni. Ist uns Otto
 Nicht mehr im Wege, so gewinnt Ihr leicht
 Italien, ich des heil'gen Petrus Sessel.
 Stephania. (Aufstehend) Ich habe mit Crescentius gesprochen.
 Ich war ein Kind, da ich ihn liebte, jetzt erst
 Da ich ihn rächen kann, ward ich sein Weib!
 Scipio. Der Kaiser naht! Laßt uns für's Erste weichen,
 Bis sich das Volk versammelt, dessen Schutz
 Uns Noth thun wird.
 Giovanni. So sei's. — (Sie ziehn sich zurück.)
 Vierter Auftritt: Kaiser Otto. Adelheid. Willigis.
 Heinrich.
 Otto. Seid ohne Sorge, Vetter, unser Sinn
 Ist nicht auf eillen Liebestand gerichtet;
 Byzanz behalte Brant und Heer, bis wir
 Gelegenheit und Lust zur Ruhe haben.
 Adelheid. O sprich es aus, wie Du die Liebe lohnst,
 Die ich an Dich verschwendet Tag und Nacht,
 Als ich nach Deines Vaters jähem Tode
 Ein weinend Knäblein Dich mit diesen Armen
 Gesöhnt, da der Vasallen Trost die Krone
 Aus Deiner Wiege rauben wollte. Sieb mich
 Dem Spott des griechischen Hofes Preis, zerreiße
 Voll Uebermuths das Band, das ich so sorgsam
 Geknüpft, beleidige Byzanz! Was kümmert
 Der Rath der Weisen und der Alten Dich?
 Du bist erhaben über dem Vergangenen
 Und übertrittst mit zu vermessenem Schritte
 Das Angebenken Deiner großen Väter.
 Du willst allein sein und Du wirst allein sein!
 Otto. Ich bin das Kind nicht mehr, dem Du die allzu
 Gewichtige Krone halten mußtest; Nein,
 Bei Kaiser Otto's Bart, ich bin's nicht mehr!
 Was Kaiser Karl begann, ich will's vollenden!
 Ihr habt mich nicht umsonst zurückgeführt
 In jene alte Helbenwelt und meinen
 Gelehr'gen Geist mit ewigen Gedanken
 Genährt! Wie? oder sollten eure Sagen
 Von Rom und von Athen nur Wiegenlieder
 Mir sein? dann habt ihr's gut gemacht; mir ging
 Aus euren Märchen eine Sonne auf,
 Die hell mein ganzes Leben soll durchleuchten.
 Ihr, die ihr nicht die Sonne seht, wollt ihr
 Das lichte Leben in die Finsterniß
 Atthergebrachter Formeln schlagen?
 Heinrich. Dank!
 Habt Dank mein Kaiser.
 Otto. Nimm Dein Schwert, auch Du
 Verstehest mich nicht. Mit Waffen zwingt man Länder,
 Doch mit Ideen Welten.

(Indeß hat sich das Volk versammelt. Otto steigt auf die Estrade unter das Zelt.)

Schau hinaus,
Hinaus dort über der alten Niesin Roma
Zerstückelten Leib, dem Grabe eines großen
Fahrtlaufens, zu dem neu aufringenden,
In tausend Sonnenstrahlen leuchtenden,
Zum neuen Rom! Ich sag' Euch, diese Niesin
Soll noch einmal erstehn in aller ihrer
Gewalt und Herrlichkeit, und herrschen soll sie
Bis an das ferne Bernsteinland und bis
Zur Wüste Afrikas! Auf solcher Brautfahrt
Will ich das Weib erringen, das ich liebe:
Die Heldin Roma!

Scipio. Giovanni. Stephania (treten wieder seitwärts vor.)

Stephania. Scipio! nennt Ihr Jenen

Den Knaben Otto?

Scipio. Der Kaiser ist's.

Stephania. Entstiege

Aus seiner Aschurne heut Augustus,
Er könnte Diesem ähnlicher nicht sehn.
Geht! Ihr betrogst mich!

Giovanni. Wie, Crescentia

Läßt sich durch eines Schwärmers Paudereien
Zur weichen Thörin machen? Hörst Du nicht
Die Ketten rasseln, die zur Henkersstätte
Den edelen Crescentius schleiften, die
Der Kaiser Rom zum Schmuck bestimmt?

Stephania. Wie, Dieser?

Der Rom so glühend liebt?

Scipio (im Anschau des Kaisers verloren). Ein Mann, ein Held!
Vergebens zwing' ich mich zum Haß. (spricht mit Giovanni.)

Stephania (für sich.) Nur einmal

Soll ich an diesem theuern Herzen ruhn,
Um ihm zum Tode weh zu thun! Ich soll
Das Hellden Blut vergießen, das er Rom
Geweih't! Ich — ich — ein Weib! — Ha! des Crescentius,
Des hingemordeten Crescentius Weib!
Hab' ich den kalten wilden Mann geliebt?
Ich war ein Kind! — doch zählt ich seine Wunden!
Wer schlug sie? Dieser kaiserliche Jüngling,
Der Rom zur Herrscherin der Welt verkündet?
Ich werde irr' an meinen eignen Sinnen.

Giovanni. Bereite Dich, Crescentia, zur That,
Gedenke Deines Eides!

Stephania (sich von Otto abwendend.) Ja! ich will's.

Weil ich es muß! —

Scipio (tritt zu Otto vor, der bis dahin Gesandte abgefertigt und
Audienzen erteilt; läßt sich vor dem Kaiser auf ein Knie nieder).

Otto. Was bringt Ihr, edler Römer,
Dem römischen Imperator?

Scipio. Eurer Stadt

Verlangen, ihren Herrn und Kaiser bald
In ihren Mauern zu begrüßen, da er
Zum vierten Mal mit seiner Gunst sie ehrt.
Heil Kaiser Otto!

Otto. Seid willkommen und

Erhebt Euch edler Ritter. Nicht so freundlich
Ward ich das letzte Mal von Rom zu Gaste gebeten.
Desto frohern Herzens nehm' ich

Die Botschaft an, in der ich Rom's Vertrauen
Zu mir, der stets sein Bestes denkt, — zu Euch
Als seinem ersten Bürger, lese. — Kennt mir
Den Mann, der ungenannt mir schon befreundet.

Scipio. Mein Nam' ist Scipio!

Otto. Scipio! — Irr' ich nicht,
So rühmt sich Eucere Familie
Aus der Cäsaren Blut zu stammen.

Scipio. Herr!
Wer rühmte dessen sich in Eucem Beisein?

Otto. Schon gut! Ihr Cäsars Blut, ich seine Krone,
Vereint wird uns sein Reich gehören!

Giovanni (tritt vor). Mich,
Den tiefsten Knecht der Kirche, sendet zu Euch
Der heilige Vater, seinen Gruß und Segen
Dem vielgeliebten Sohn zu überbringen.

Otto. Warum erscheint der Papst nicht selbst vor mir?
Giovanni. Er liegt in Rom zum Tode krank.

Otto. Das freilich
Entschuldigt Seine Heiligkeit.

Giovanni. Der Papst
Beklagte seinen frühen Tod nur darum,
Weil ihm des besten Kaisers Angesicht
Zu schaun vergönnt nicht war.

Otto. Herr Cardinal,
Seit wann ist mir die Kirche so geneigt?

Giovanni Des heil'gen Vaters Zunge bin ich nur,
Der tief bereut, wenn er jemals im Leben
Euch hinderlich gewesen.

Otto. Seid willkommen,
Um so willkommener, da Ihr mir den Segen
Des Himmels bringt. — Ich will den kranken Vater
Zu Rom besuchen.

(Er unterhält sich weiter mit Beiden, Scipio stellt Gio-
vanni vor. Letzterer sieht von Zeit zu Zeit zu Stephania
hinüber, die noch immer am Heiligenbilde steht).

Stephania. Und jetzt wärs Zeit, jetzt müßt's geschehn; den Dolch
Jetzt lockern, jetzt ihn heben, jetzt die Brust
Des Hohen treffen — wie geschieht mir denn?

Seit ich ihn sah, ist des Crescentius Schreckbild
Wie Nebel vor der Sonnengluth entwichen.
Er ist der Friedensengel, den mir Gott
In diese schmerzzerrißene Seele sandte. —

Ja! sieh' nur her, mein Bruder Giovanni,
Dein zürnender Blick sacht wieder in der Brust
Die halberlosch'nen Racheflammen an.

Erbärmlichkeit, zu wollen und zugleich
Zu widerstreben! Den ich nie gesehn
Bis heut, als in verzerrten Bildern meiner
Qualvoll erregten Phantasie, wie kann ich
Ihn hassen, ihn verabscheun? Und ich sollte — —

Wie schnell liebt Liebe? — O verruchte Schwachheit!
Wer sagt mir, daß er dieses Mitleids werth?
Und dieser Augenblick gilt mehr als Jahre
Hindurch getragene Pflicht der Rache? Nein
Er sterbe! — doch durch mich? — warum durch mich?

Und heut, wo mir die Hand erzittert, wo
Mein Aug' undüffert von dem Schmeichelbilde
Der Schönheit — fehlen muß? Durch wen er stirbt
Gilt wohl dem Himmel gleich. — O Giovanni!

Sieh nicht so finster! Nein, bei Gott! ich kann's nicht.
Ich will ihn nicht mehr sehn, will mich verbannen
Aus Rom, ich will im fernsten Kloster büßen —
Ihn tödten kann ich nicht! —

Jetzt schaut er freundlich
Herüber; — sucht er Jemand — sucht er mich?

Berriethen sie ihm meinen Namen? Weiß er
Wer vor ihm steht? O! wo verberg' ich mich
Vor seinen Blicken? — Und jetzt soll ich feig
Von hier mich stehlen, daß es scheint, Crescentia
Hab' ihn begaffen wollen? Nimmermehr! —
Fort! Deine Augen fort! ich trag sie nicht! —
Ha! wenn dann Einer sterben muß — warum nicht — —

Otto. Stephania!

Stephania. Es ist vorbei! —

Otto. Stephania!

Stephania. Er ruft mich zu sich — seine Mörderin!
Otto (zu Heinrich). Macht Platz der edlen Römerin durch die Menge,
Und führt sie zu mir, Herzog! Denn es ziemt ihr
An meinem Thron zunächst zu stehn.

Stephania. Mir? — Mir? —
Ja! und zu sterben! (Sie folgt Heinrich, an den Stufen
des Thrones sinkt sie nieder.)
Erhabener Kaiser! Eine Bitte wag' ich
Zu Deinen Füßen. —

Otto. Sprich — sie ist erfüllt.

Stephania. Ich bin die Gattin des Crescentius —
Ich war's! Du machtest mich zur Witwe, Herr —
Heinrich. Was wagt dies Weib?
Willigis. Gebt Acht auf sie.

Otto. Muß mich

Dein erstes Wort so schwerer Pflicht gemahnen?
Zweimal verzieh ich dem Crescentius
Den Abfall — auch zum dritten Male hot ich
Verföhmung an für Unterwerfung; trotzig
Wählt er den Kampf; er unterlag — ihn traf
Die Strafe des Verraths an Reich und Kaiser! —
Stephania. Verräther nennst Du ihn, der Rom beschützte?

Otto. Rom zu beschützen ziemt dem römischen Kaiser! —

So sehr Crescentius auch geseht, ich liebte
Die Kühnheit, die sich hoch vermaß; ich ahnte,
Daß ein dem meinigen verwandter Geist
Sinabstiege in das Todtenreich, um mich
Im Leben zu vermeiden, der so gern
Ihn Freund genannt!

Stephania. Dein Freund? Verföhne ihn!

Otto. Wenn Du verföhnt bist, ist er's auch!

Giovanni. Was hat
Dies zu bedeuten, Scipio?

Scipio. Laß sie schaffen.

Stephania. Gestatte, daß ich des Crescentius
Gebein von ungeweihter Erde sammle,
Damit in der Familiengruft die Väter
Sich nicht voll Abscheu von dem Kinde wenden,
Das ihren Namen trug!

Otto. Steh' auf, Stephania!

Dein Fordern ist gerecht. — Kampf mit dem Leben,
Den Todten Frieden und Verzeihn! Gestatte
Crescentius mit allen seinen Ehren,

Thürm' ihm ein Denkmal auf und laß es künden
Mit dieser Inschrift seinen Ruhm: Hier ruht
Des Kaiser Otto größter Feind! sie kämpfsten
Im Leben um die Liebe Rom's, nur hier
Gönnt ihm Crescentius des Kampfes Preis!
Stephania. Du hast's gehört mein Bruder! — Was der Kaiser
Gestattet, thu's in meinem Namen; ich
Werd's nicht mehr können. Zürne nicht, mein Bruder —
Vergieb Crescentius! (Sie zieht den Dolch und will ihn
sich in die Brust stoßen. Otto springt zu und entwindet
ih den Dolch. Dann erhebt er die Ohnmächtige. Scipio
und Giovanni stürzen ihm zu Füßen.)

Abelheid. O! eine römische Gauklerin!

Otto. Stephania,

War dieser Dolch zunächst für mich bestimmt,
So ist er mein! Erhebt Euch Scipio
Und Giovanni, fürchtet Nichts! Euch ist
Verzeihn! Mit diesem Weibe hab' ich Rom
Entwaffnet und gewonnen. Was vergangen
Sei abgethan! Es rüste sich die Stadt
Schon morgen ihren Cäsar zu empfangen!
Der Vorhang fällt.

Die Tanhäuser-Sagen.

Vortrag von Kreisrichter F. Marcinowski-Schuppenbeil.
(Schluß.)

Wir gehen nun zu der Sage vom Ritter Tanhäuser über
Sie erzählt, daß dieser Ritter nach einjährigem Verweilen im
Venusberg aus Ueberdruß und Neue der Frau Venus ent-
flohen ist und beim Papst Urban IV. Gnade und Vergebung für
seine Sünden gesucht, daß der Papst ihn mit dem höhnennden
Auspruch, er werde nur dann Vergebung finden, wenn der
dürre Stab, den er in der Hand hielt, sich mit frischem Grün
bekleiden würde, entlassen hat, daß dann dieses Wunder schon am
dritten Tage geschehen, Tanhäuser aber aus Verzweiflung in die
Arme der Frau Venus zurückgekehrt ist.

Diese Sage bildet den Gegenstand verschiedener von Gräffe
in seiner Bearbeitung der Tanhäuser-Sage zusammengestellten
Gebichte, von denen ich einige in möglichst strengem Anschluß an
Form und Inhalt übertragen habe und hier zum bessern Ver-
ständniß der Sage folgen lasse.

1.

Tanhäuser war ein Ritter gut,
Er wollte Wunder schauen;
Er weilte in Frau Venus Berg
Bei ihr und andern Frauen.

Tanhäuser dir weist ich mein Herz,
Auf Flucht darfst du nicht sinnen,
Du hast mir einen Eid geschwor'n,
Du darfst mir nicht von hinnen.

Frau Venus, nein das hab' ich nicht
Dem muß ich widersprechen,
Sprach es ein Anderer als du
Ich müßt' mich an ihm rächen.

Tanhäuser, ach was redest du,
Du magst wohl bei mir leben,
Ich will ja auch die schönste Frau
Dir zur Gemahlin geben.

Weißt ich mich einem andern Weib,
So möge Gott mich richten,
Und mit der Hölle rother Glut
Auf ewig mich vernichten.

O, sprich nicht von der Hölle Glut,
Du hast sie nie empfunden;
Denk nur an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.

Ich mag nicht deinen rothen Mund,
Er bracht mich nicht zu Ehren,
Gieb mir den Abschied hohe Frau,
Erfülle mein Begehren.

Tanhäuser willst du von mir zieh'n?
Ich kann es gar nicht fassen!
Bleib, edler Ritter, in der Burg!
Ich kann dich nicht entlassen.

Des Lebens Blüthe ist geknickt,
Ich kann nicht bei dir bleiben.
Entlass' mich edles Götterweib,
Mir ist verhaßt dein Treiben.

Tanhäuser sprich doch nicht so hart,
Du bist ja ganz von Sinnen!
Komm, laß der Minne süßes Spiel
Von Neuem uns beginnen.

Die Lieb ist mir verkehrt in Leid,
Stets fährt mir durch die Sinne,
Daß du, ob Venus, zarte Frau,
Bist eine Teufelinne.

Tanhäuser, ach was sprichst du doch!
Wie kannst du so mich schelten!
Wollt'st du noch länger bei mir sein,
Du müßt'st's mir entgelten.

Frau Venus, nein, das will ich nicht
Verlang nicht, daß ich bleibe.
Marie, Mutter, reine Maid,
Hilf mir von diesem Weibe!

Tanhäuser, ich entlasse dich,
Mein Lob, du sollst es preisen;
Zieh hin, Geliebter, Abschied nimm
Von Eckard auch dem greisen.

Da eilt er flüchtig aus dem Berg
Die Neu' folgt seinen Füßen.
Der Papst zu Rom, der heil'gen Stadt
Wird zu vergeben wissen.

Fröhlich betret' ich rauhen Pfad,
Will mich von Gott nicht wenden,
Dann wird der fromme Papst Urban
Wohl meine Leiden enden.

Ach Papst, du hoher Seelenhirt!
Dir beicht' ich alle Sünden,
Die ich mein' Tag' begangen hab',
Ich will sie dir verklären.

Ich hab' geweilt ein ganzes Jahr
Bei Venus, der Schönsten der Frauen;
Ach, laßt mich Beicht' und Buß' empfahn,
Daß ich noch Gott mög' schauen.

Der Papst ein Stäblein hält in der Hand
Ganz dürr und ohne Leben.
So wenig dies Stäblein grünen mag,
Kann Gott dir je vergeben.

Da zog er wieder aus der Stadt
Voll Jammer und voll Leiden.
Maria Mutter, reine Maid,
Ich muß jetzt von dir scheiden.

Er kehrt heim in den Venusberg
Um ewig dort zu bleiben.
Ich will zu meiner holden Frau,
Gott will mich zu ihr treiben.

Tanhäuser, sei willkommen mir!
Lang' hab' ich dein' entbehret.
Willkommen, lieber Rittersmann,
Den stets mein Herz begehret.

Der Stab stand bis zum dritten Tag
Da fing er an zu grünen.
Der Papst schickt eilig Boten aus,
Den strengen Spruch zu sühnen.

Tanhäuser weilt im Venusberg,
Die Boten eilen vergebens.
Doch Urban IV. hat auch verwirkt
Das Heil des ew'gen Lebens. —

2.

Wer große Dinge schauen will,
Tret' in den grünen Wald draußen.
Tanhäuser war ein Ritter gut,
Ihn schreckt nicht der Wunder Grausen.

Wenn Tanhäuser eilt in den grünen Wald,
Zu den reizenden Frauen des Haines,
Begannen sie einen langen Tanz;
Ein Jahr war ihnen ein Kleines.

Tanhäuser, lieber Tanhäuser mein,
O weil' noch hier, o bleibe!
Ich geb die jüngste Tochter dir
Zum ehelichen Weibe.

Die jüngste Tochter mag ich nicht
Der Teufel sieht ihr im Leibe.
Ich seh's ihren schwarzen Augen an,
Wie er blüht und funkelt im Weibe.

Tanhäuser, lieber Tanhäuser mein,
Du sollst uns nicht so schelten!
Kommst wieder du in diesen Berg,
Mußt du es uns entgelten.

Frau Frene hat einen Feigenbaum,
Der Schatten ladet zum Schlummer,
Dort hatte Tanhäuser einen Traum,
Ihn ergriff der Neue Kummer.

Tanhäuser springt auf und eilt davon,
Er wollt in Rom es büßen.

Als in die heilige Stadt er tritt,
Fällt er dem Papst zu Füßen.

Der Papst einen Stab hält in der Hand,
Vor Dürre thut er spalten.
So wenig dieser Stab je grünt,
Kannst Gnade du erhalten.

Er wirft sich vor den Kreuzaltar
Mit ausgespannten Armen.
Ich bitte dich, Herr Jesu Christ,
Du wollest dich mein erbarmen.

Tanhäuser ging zum Dom hinaus,
Verzweiflung nagt am Herzen.
Gott tröstet nicht mein schweres Leid,
Ich scheid' von ihm mit Schmerzen.

Und als zum Thor er tritt hinaus,
Er die heilige Jungfrau begegnet.
Behüt dich Gott, du reine Maid
Du hast mich nicht gefegnet.

Als kaum der dritte Morgen graut,
Der Stab fing an zu grünen.
Der Papst schickt Boten überall,
Doch er war längst von hinnen.

Tanhäuser ist jetzt nimmer hier,
Längst schon davongeeilet,
Er eilte zu Frau Frenes Burg,
Wo er auch jetzt noch weilet.

Drum soll kein Papst, kein Cardinal
Verdammiß dem Sünder verklären,
Es kann die schwerste Mißthat
Vor Gott doch Gnade finden.

Diese Gedichte behandeln den sagenhaften Stoff in fort-
schreitender, theilweise durch das zwischen Venus und Tanhäuser
geführte Zwiegespräch vermittelter Erzählung.

Das nachfolgende Gedicht, welches gleichfalls in der er-
wähnten Sammlung seinen Platz gefunden hat, schildert in
höchst sinniger und gemüthvoller Weise Tanhäusers Abschied von
Frau Venus.

Ach Gott erhöre meine Klagen,
Der Sünden drücken mich gar viel,
Doch will ich darum nicht verzagen;
Bei Tag und Nacht ich beten will:
Hilf mir Maria auf den Pfad,
Der zu der Gnade führtet,
Laß hören mich des Ew'gen Rath,
Mein Herz dann Freude spüret.

Tanhäuser, laß das Klagen sein,
Ich herrsch' in diesem starken Berg,
Die Sünde schließen wir hier ein,
Dir dient so mancher edle Zwerg
Mit Tanz, Gesang und Saitenspiel.
Der Freuden viele harren dein;
Verlaß der Städte laut Gewühl,
Komm zu mir in den Berg hinein.

Dein Treiben hab' ich wohl geseh'n;
Scharf fasset mich der Neue Leid.

Die Jungfrau will ich preisen geh'n,
Die schon so manche Seel' befreit.
Bei ihr weil' ich in Ewigkeit,
Bei ihrem lieben Kinde zart,
Sie zieht mir an ihr Gnadenkleid
Und bringt mich auf die rechte Fahrt.

Tanhäuser denkst du nicht der Stund',
Als diese Burg dein Fuß betrat,
Als dich manch rosig frischer Mund
Mit heißem Gruß empfangen hat.
Bleib' hier bei mir in diesem Berg
Darfst dich nicht von mir wenden;
Zu Diensten stehn dir meine Zwerg'
Dein Mißmuth soll bald enden.

Ach Venus, Trug ist deine Lust,
Das Gute hast du stets verlaßt,
Der Teufel wohnt in deiner Brust;
Erkenne Gottes heil'ge Kraft.
An ihm verzag' ich nimmermehr,
Er wird aus deinen Ketten,
Magst du mich fesseln noch so sehr,
Mit seiner Macht mich retten.

Ich stamm' nicht von der Teufelin,
Mein Vater herrscht als König
In Babylon und Dasgandien,
Der Länder sind nicht wenig.
Dies Alles soll dein eigen sein,
Bleibst du bei mir in Ewigkeit,
Der Liebe Lust soll dich erfreun
Und fern dir bleiben jedes Leid.

Verhaßt ist mir der Liebe Glut,
Sie reut mich zu jeder Stund',
Ich gebe mich in Christi Gut,
Die Seele wird dann noch gesund.
Zu ihm drängt mich mein sehnend Herz,
Zu seiner Mutter zieht's mich hin,
Sie lindert meinen bitteren Schmerz
Und heilet meinen kranken Sinn.

Die Sünde lastet schwer auf mir,
Das reut mich sehr und ist mir leid,
Drum fleh' Maria ich zu dir,
Hilf' mir, o Mutter, reine Maid!
Lass' nicht der Sünde schweres Joch
Mich ganz zu Boden drücken,
Heb' aus dem Sündenpfluß mich hoch,
Laß mich noch Gnade blicken.

Frau Venus nochmals zu ihm spricht:
Giebst du der Minne Freuden hin,
Bergist du ganz des Dankes Pflicht?
Doch kehret sie nicht seinen Sinn.
Von dir will ich geschieden sein,
Entgegnet ihr der Ritter gut,
Dem Himmel will ich mich jetzt weih'n
Drum muß ich stieh'n des Lasters Glut.

Es ist auch noch ein Gedicht in holländischer Mundart auf
uns gekommen, welches sich in Form und Inhalt fast wörtlich
an die beiden zuerst citirten Balladen anschließt. Abweichend ist

nur die Ueberschrift, welche „Van her Danielken“ lautet, die Bezeichnung Tanhäufers mit dem Namen Daniel, die sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht, dann der Umstand, daß Daniel nicht ein, sondern sieben Jahre bei Frau Venus gewesen, und daß endlich der Stab des Papstes nicht Blätter sondern sogar Rosen tragen soll. Auch der Schluß ist nicht gegen die Härte der Geistlichkeit gerichtet, sondern schildert den Empfang Daniels bei seiner Rückkehr in den Venusberg, wie ihm Venus einen Stuhl hinsetzt, ihm aus einem vergoldeten Becher zu trinken giebt und mit ihm noch lange in Herrlichkeit und Freuden lebt.

Es fragt sich nun, ob und in wie weit der sagenhafte Ritter Tanhäuser mit dem Minnesänger Tanhuser im Zusammenhange steht. Zieht man zunächst den durch die citirten Gedichte repräsentirten Mythos in Betracht, so liegt es allerdings nahe, daß sich aus den zur Zeit der Entstehung der Sage im Munde des Volks lebenden Gefängen unsres Dichters, aus der Tradition seines abenteuerlichen Lebens, eine Sage gebildet haben mag, die ihn, der die sinnliche Liebe so feurig besungen, an den Hof der Repräsentantin derselben versetzt, dort ein üppiges Leben führen und nach vergeblichem Versuch der Buße dort wieder verschwinden läßt. Die vollständige Gleichheit des Namens — denn Tanhäuser und Tanhufer lassen sich auf denselben Stamm zurückführen — fällt hier gleichfalls erheblich ins Gewicht, und die Anklänge an das Morgenland lassen immerhin die Deutung zu, daß das Leben des Kreuzfahrers Tanhuser den Stoff zu der Sage gegeben hat. Alle diese Umstände machen es daher im hohen Grade wahrscheinlich, daß der Minnesänger Tanhuser und der Venusritter Tanhäuser dieselbe Person ist, wenn nicht — wozu uns aber die Geschichte keinen Anhalt bietet — ein anderer Ritter gleichen Namens ein gleiches oder ähnliches Schicksal gehabt hat.

Goldast legt sich die Verbindung Beider derart zurecht, daß Tanhäuser ein ausschweifendes lasterhaftes Leben geführt habe, und, da ihm, dem reuigen Sünder, vom Papste keine Vergebung geworden, in die Urne des Lasters zurückgekehrt sei. Dies ist freilich eine bloße Conjectur, da sich nirgends ein Anhalt dafür findet, daß der Minnesänger Tanhuser beim Papste Absolution nachgesucht hat, indeß läßt sich aus den der letzten Lebensperiode des Dichters angehörenden Gefängen mit Sicherheit der Schluß ziehen, daß er am Ende seines abenteuerlichen Lebens Reue über seine Ausschweifungen gefühlt und ein gottergebenes Leben geführt hat. Es läßt sich somit auch die Möglichkeit nicht verkennen, daß er in seiner Zerknirschung nach Rom gewandert ist und den Papst um Vergebung seiner Sünden angefleht hat. Zur Zeit der Ausbildung der Sage mögen auch wohl mehr Gefänge des Dichters im Munde des Volks gelebt haben als die uns aufbehaltenen und diese können vielleicht Anspielungen auf einen derartigen Vorgang enthalten haben.

Mone (Altdeutscher Anzeiger V. p. 167.) zieht eine Parallele zwischen dieser Sage und dem Abenteuer des Odysseus bei der Nymphe Calypso und sucht die erstere durch das letztere zu erklären. Er geht dabei von der freilich ganz willkürlichen Voraussetzung aus, daß die Sage nur Tanhuser an Stelle des Odysseus und Venus an Stelle der Calypso gesetzt, und daraus die ganze Erzählung in homögener Weise entwickelt habe. Die Sagen verdanken ihren Ursprung meistentheils den im Volke fortlebenden

Traditionen, welche sich von Mund zu Mund fortpflanzen. In den häufigsten Fällen bildet ein wirkliches Factum den Kern, den die Phantasie des Erzählers mit dem Gewebe seiner Vorstellungsweise ausschmückt und umspinnet, ihn bei fernerer Verbreitung immer undurchsichtiger werden und zuweilen sogar ganz verschwinden läßt. Es läßt sich nun kaum annehmen, daß die griechische Sage schon so tief in das Volk gedrungen war, daß der Mythos von Odysseus und der Calypso Gemeingut desselben geworden wäre, die Wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, daß der griechische Mythos aus dem Kreise der Gelehrten noch nicht herausgetreten, also auch nicht geeignet war, die Phantasie des Volks zu beschäftigen. Abgesehen davon bietet aber auch die erwähnte griechische Sage so wenig Ähnlichkeit mit der Tanhäufersage, daß man sich verwundern muß, wie Mone auf die Verwandtschaft beider Sagen gekommen ist.

Gräffe schließt sich der Goldast'schen Auffassung an. Er deutet die Rückkehr Tanhäufers in den Venusberg dahin, daß der Ritter sich aus Verzweiflung über den harten Spruch des Papstes den Tod gegeben und der Volksglaube ihn nun wieder zu Frau Venus, die als heidnische Göttin nach der damaligen Anschauungsweise in der Hölle thronte, versetzt habe.

Eine hievon abweichende Ansicht spricht Bander in der gründlichen und gelehrten Abhandlung aus, welche im Programm des Friedrichs-Collegiums von 1858 abgedruckt ist. Die Gräffesche Conjectur verflacht seiner Meinung nach die Sage, macht die Verstosung Tanhäufers durch den Papst unerklärlich und motivirt die Pilgerung nach Rom nicht genügend. Er gelangt zwar bei der Vergleichung der Schicksale des Minnesängers Tanhuser mit dem Tanhäuser der Sage gleichfalls zu dem Schluß, daß die Identität Beider fast mit Bestimmtheit anzunehmen sei, glaubt aber die Pilgerfahrt Tanhäufers zum Papste nicht aus dem seiner Ansicht nach zu trivialen Grunde eines üppigen und lasterhaften Lebens herleiten zu müssen, sondern läßt folgenden thatsächlichen Hintergrund hervortreten. Tanhäuser sei auf seiner Kreuzfahrt in entlegene asiatische Gegenden gerathen, habe dort ein Liebesverhältniß mit einer mohamedanischen Prinzessin angeknüpft, bei dieser ein Jahr oder länger verweilt, sie dann aus Ueberdruß und Reue verlassen und sei, weil er das Bedürfniß gefühlt, sich mit der Kirche wieder auszuöhnen, nach Rom gepilgert. Dort habe er den Papst um Absolution angefleht und, als ihm diese nicht geworden, wieder den Weg zu seiner Geliebten in das Morgenland genommen, wo er dann auch verschollen sei.

So naturgemäß sich aus diesen Vorgängen die Entwicklung der Sage erklären ließe, so fehlt es doch an jedem zuverlässigen Anhalt für diese Conjectur. Es ist zwar richtig, daß Papst Urban IV. (1264—68) in den letzten Lebensjahren des Dichters regiert hat, es muß auch zugegeben werden, daß alle Umstände dafür sprechen, daß Tanhäuser sich an einem Kreuzzuge betheilig hat, es ist aber in seinen Gedichten, welche doch die einzige sichere Basis für seine Lebensgeschichte bieten, mit keiner Silbe angedeutet, daß ihn bei Gelegenheit der Kreuzfahrt ein Liebesverhältniß mit einer Mohamedanerin längere Zeit im Orient gefesselt hat. Allen Anschein nach war die Kreuzfahrt, welche Tanhuser machte, der Kreuzzug Kaiser Friedrich II. im Jahre 1228, fiel also in die Jugendzeit des Minnesängers, während Papst Urban von

1264—68 regierte. Wollte man aber auch der Voraussetzung Raum geben, daß er sich einer spätern Kreuzfahrt angeschlossen habe, würde man doch, wenn man sich zu der Bander'schen Ansicht bekennen wollte, in Betreff derjenigen Gedichte Tanhusers, welche erkennbar nach seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge verfaßt sind, auf unlösliche Scrupel stoßen. Wenn Tanhäuser nach dem angeblichen Liebesabenteuer im Orient reuig und zerknirscht nach dem Abendlande zurückgepilgert ist und nach verfaßter Absolution wieder seine Geliebte aufgesucht haben soll, wie wäre es dann wohl zu erklären, daß noch Gefänge, die dieser späteren Zeit angehören, nach Deutschland gekommen sind? Die Lieder, in welchen Tanhuser auf seine Reisen im Orient anspielt, fallen auch noch zum großen Theil in diejenige Lebensperiode, in welcher Schmerz und Reue ihm fern lagen und er des Lebens Lust mit vollen Bechern trank; es läßt sich daher nicht annehmen, daß er zur Zeit der Regierung des Papstes Urban IV., die in den Abend seines Lebens fällt, und namentlich unter dem Einfluß der Reue und Zerknirschung in der Stimmung war, derartige Lieder zu dichten.

Man wird daher — so weit die Quellen dieses übersehen lassen — darauf verzichten müssen, ein besondres Liebesabenteuer des Dichters mit dem Venusberg und Frau Venus in Verbindung zu bringen. Die Auffassung der Minne, die sich in Tanhusers Gefängen abspiegelt, und das Gerücht von seinem ausschweifenden und abenteuerlichen Leben wurden im Munde des Volks der Aufenthalt bei der Göttin Venus im Venusberg. Die reuige Stimmung, welcher er namentlich in dem Gedicht der Jenaer Handschrift in so wehmüthiger Weise Ausdruck giebt, ist im Sinne der Flucht aus den Schlingen des Lasters gedeutet, und es ist wohl auch möglich, daß er nach Rom gepilgert ist, um sich vom Papste Vergebung für seine Sünden zu erbitten, daß dieser ihn hartherzig zurückgewiesen und er nun aus Verzweiflung in sein lasterhaftes Leben zurückgefallen ist. Es bedurfte gerade noch nicht eines schweren Verbrechens als der Verheirathung mit einer Mohamedanerin, um den Papst zur Verweigerung der Absolution zu veranlassen, die Dichtungen Tanhusers und sein lockeres Leben konnten namentlich in jener sittenstrengen Zeit dem Papste ein so großes Aergerniß gegeben haben, daß er hier die Vergebung der Sünden nicht am Plage fand.

Die Bander'sche Auffassung stützt sich aber zum Theil auch auf andre mit dem Namen Tanhäufers ausgestattete Sagen, deren Vorführung nicht zu umgehen sein wird.

Der schwäbische Dichter Herrmann von Sachsenheim schildert in einem seiner Gedichte seinen eigenen Aufenthalt im Venusberg bei Tanhäuser aus Frankenland. Er bezeichnet ihn als Gemahl der Venus und erzählt, daß er mit seinen 12 Ritttern über ihn, den Dichter, der einer Minneschuld wegen von den Zwergen dorthin entführt ist, das Urtheil sprechen soll. Der Minnehof verurtheilt ihn und er appellirt an Frau Abenteuer, die den König Tanhäuser im Turnier zu Boden wirft.

Endlich hat der bairische Geschichtschreiber Johann Thurnmeyer aus verworrenen Erinnerung der Sagen und Lieder von Tanhäuser und des nach ihm benannten Meistergesanges ihn sogar zu einem alten vergötterten deutschen Könige gemacht, der mit Semiramis und ihren Amazonen weite Heerfahrten in's

Morgenland gethan. Aventinus sagt hierüber in seiner Chronik: Und ich find, daß dieser Zeit die Deutschen und ihre Verwandten Asien überzogen haben mit dem König, den die Goten und Deutschen Danheuser, die Griechen Thanasos genannt und für einen Gott in Siebenbürgen angebetet haben, dergleichen die Königin Frau Schmirin (Semiramis). Von obgenannten Helden und Herren, dem Danheuser und seiner Reise singen und sagen noch viel außer Deutschen, man heißt noch die alten Meistergesäng' von ihm sprichwörtlich der alt Danheuser. Etliche alte Römer voraus Wolfram von Eschenbach, der Cluser (Elinsor?) und der Schaber (Schreiber?) und etliche dergleichen mehr, so bei dem Frauenzimmer verwandt gewesen, haben den Frauen wohl dienen und Kurzweil wollen machen, haben der alten deutschen Herren und Fürsten Thaten, Reif' und Chronik in Buhlerei verkehret, haben gemacht und gedichtet, wie solches Blutvergießen, Mühe und Arbeit nicht von Kriegen wegen, das dann den Weibern nicht fast lustig zu hören ist, sondern aus Lieb' zu den Frauen und Jungfrauen geschehen sei, dergleichen thut Virgilius mit der frommen Frau Dido und Menäas, wie denn auch angezeigt wird im deutschen Titus Livius im andern Theil der römischen Historien. Also ist auch dem Danheuser geschehen, der ein großer Held und Krieger gewesen, ist mit den deutschen Kriegsfrauen bis Egypten durch Asien und Syrien gereist und von den alten Griechen für einen Gott, dem die Schlüssel des Himmels befohlen gewesen und für einen besondern Nothhelfer angesehen.

Diese Sagen zeigen auf den ersten Blick das Fabelhafte und Phantastische ihrer Erzählungen. Namentlich führt uns die zuletzt erwähnte eine so wunderliche Vermischung verschiedener Zeiten und Personen vor, daß sie wohl ebenso wenig als die Allegorie Heinrichs von Sachsenheim zur Grundlage einer historischen Hypothese dienen kann.

Der Venusberg spielt übrigens auch in andern mit dem Tanhäusermythos verwandten Sagen eine hervorragende Rolle. In den Venusberg bei Uffhausen unweit Freiburg ist ein Ritter von der Schneeburg hinabgestiegen und hat mit der Bewohnerin ein Liebesverhältniß angeknüpft. Nachdem er noch viele andere Sünden begangen, überkommt ihn die Reue, er wendet sich an die Priester und pilgert, da ihm diese die Absolution verweigern, zum Papste. Aber auch dieser entläßt ihn mit dem trostlosen Bescheid, er könne nicht eher Gnade finden, bis der Stab, den er in der Hand hielt, Rosen trüge. Traurig und verzweifelt reitet er in seine Heimath zurück, findet den Eingang zum Venusberg offen, hört verlockende Stimmen, stürzt hinein und verschwindet. Nach zwei Jahren entspricht dem Stabe des Papstes die üppigste Rosenpracht und er sendet Boten aus, um dem Ritter die Vergebung seiner Sünden zu verkünden. Die Wittve des Ritters läßt nunmehr in dem Berge nachgraben und man entdeckt den Ritter noch wohl erhalten todt auf seinem Kofse sitzend. Das ist offenbar die Tanhäufersage in der holländischen Tradition. Welche Sage die ältere ist, läßt sich indeß mit Zuverlässigkeit nicht feststellen, man wird daher von einer auf die andre keine Schlüsse ziehen können.

Der Venusberg der Tanhäufersage ist übrigens keineswegs mit dem Venusberg, in welchem der Ritter von der Schneeburg

verschwand, identisch. Die Volkssage hat Tanhäuser in den Venus- oder Hörfelberg im Hörfelthal zwischen Eisenach und Gotha gebannt. In diesen Berg hat der Mund des Volkes das Fegefeuer versetzt, in welchem die Seelen der Verstorbenen von den Schlägen der Sünde geläutert werden. Den Namen „Hörfelberg“ eigentlich Hör-Seel-Berg hat man ihm deshalb beigelegt, weil man darin die Seelen wimmern und ächzen hören kann. In den Berg führt eine Schlucht, das sogenannte Hörfelloch, in welchem ein unheimliches Lärmen und Brausen vernommen wird, als wenn unterirdische Gewässer von hohen Klippen herabstürzen oder rauschende Wellen Mühlräder schnell umdrehen oder die empörte Brandung an ein steiles Felsgestade anprallt. Auch wollen alte Leute wildes trauriges Geheul, verworrenes Geschrei und Kettengerassel gehört haben. Nach einer andern Sage haben Weinkärner, welche in der Dämmerung die Straße von Gotha nach Frankfurt zogen, gesehen, wie an einer Stelle des Berges sich die Erde aufthat und eine hohe Loh aufflackerte, als wenn Eisen im Hochofen geschmolzen wurde. Als sie genauer hingesehen, haben sie eine Menge Lebender und Verstorbenen in dem Flammenmeer entdeckt und namentlich mehrere reiche Weinhändler erkannt, die Wein mit Wasser gemischt hatten. Auf ihren Ausruf: „Ach, daß sich Gott erbarm!“ ist aber der ganze Spuf verschwunden.

Auch geht die Sage, daß dort die wilde Jagd hineinzieht. Frau Holle, die Führerin derselben, an deren Stelle in der Tanhäuser Sage Frau Venus getreten ist, hat dort ihren Hofhalt, der getreue Eckart, ihr Kämmerling, sitzt am Eingange und warnt vor dem Eintritt. Er ist derselbe Greis, von dem Tanhäuser nach Venus Geheiß beim Verlassen des Venusberges Abschied nehmen soll.

Darüber, wie der Hörfelberg zu dem Namen „Venusberg“ gekommen, giebt uns ein alter Historienforscher Praetorius in seinem Anthropodemus Plutonicus (1669 II. p. 62) folgenden Aufschluß.

Man soll aber wissen, daß der Venusberg nicht herkomme von der Göttin Venere, auch hat solchen Cupido das Waldschällein nicht erfunden, sondern es hat auf einem hohen Berge eine Wasserfrau gewohnt, so eine Königin derselben Kevier gewesen, und weil der Berg hohl, sind viele Zwerglein oder Pygmaei dahin kommen, mit ihr Freundschaft zu halten, und, weil dieselbe Königin gelebet, hat Niemand solch Schluffloch erfahren. Nach ihrem Tode aber sind es die andern Zwerge gar inne geworden, den Berg darauf den Venusberg oder Liebesberg genennet und geheissen.

Man betrachtete diesen Berg als den Sitz der heidnischen Göttin der Liebe, und es lag nahe Tanhäuser, der gerade durch den Cultus dieser Göttin am meisten gesündigt, in einem innigen Verhältnis mit ihr sich zu denken. Wollte man — wie es von manchen Ausdeutern der Sage geschehen ist — den Venusberg und dessen Bewohnerinnen mit der Hölle identificiren, so würde es unerklärlich sein, wie der Volksglaube diesen Aufenthalt, der doch sonst nicht zu den verlockendsten gezählt wurde, so angenehm und reizend schildern konnte. Die heidnischen Götter versetzte zwar das damalige kirchliche Dogma in das Reich der Finsternis, indeß muß man sich doch in Betreff der Residenz der Göttin

Venus eine weniger abschreckende Vorstellung gemacht haben, als bezüglich der andern Beherrscher der Unterwelt.

Es bleibt nur noch übrig die von Lucas in seiner Bearbeitung des Wartburgkrieges behauptete Identität Tanhäusers mit dem Minnesänger Heinrich von Ofterdingen zu prüfen. Lucas hält den Namen Tanhäuser für einen allegorischen und löst ihn in „Flüchtling, Verwiesener, der einsam im Tann haust“ auf. Er hebt ferner hervor, daß der Dichter durch seine Lieder, in denen ein seltsames Gemisch von Lebensgenuß und innerer Befahrenheit hervortritt, und in einzelnen Momenten sogar tiefe Reue und ernstes Aufzuringen zum ewigen Heil zum Ausdruck kommt, dieser Allegorie entspräche. Er schließt ferner die Identität Weider daraus, daß der Vorname Ofterdingens „Heinrich“ auf den Wald deute, daß Beide das Lob des Herzogs von Oesterreich besingen, daß Beide vielgewandert und mit Herrschern, die im dreizehnten Jahrhundert gelebt, bekannt gewesen, daß auch Beide ihres Aufenthalts am Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen erwähnen, daß das Wappen des mainzischen Geschlechts der Ofterdingen einen Pilger mit der Schaale zeige, während auf den Sagenliedern von Tanhäuser ein Pilger mit einem Stabe abgebildet ist, und endlich daß die von Aventinus mitgetheilte Sage den Tanhäuser in Siebenbürgen hausen läßt, wohin auch Ofterdingen versetzt wird.

Alle diese äußeren Vergleichungsmomente fallen indeß schon durch die Erwägung zusammen, daß Heinrich von Ofterdingen sich am Sängerkriege (1206—1207) betheiligt hat, Tanhäuser aber seine Wirksamkeit frühestens in den zwanziger Jahren desselben Jahrhunderts begonnen haben kann. Hierzu kommt, daß der Inhalt ihrer Gefänge — wenn man von dem Lobe des Herzogs von Oesterreich absteht — in keiner Weise harmonisch ist. Heinrich von Ofterdingen, dessen Dichtungsweise allerdings nur aus dem Wartburgkriege bekannt ist, besingt die Minne nirgends in der Richtung, welche die Lieder Tanhäusers charakterisirt. Daraus, daß sich Beide im Lobe des Herzogs von Oesterreich vereinigen, läßt sich auch nur entnehmen, daß sie am österreichischen Hofe, damals dem Sammelpfad vieler Minnesänger, eine günstige Aufnahme gefunden. Der Herzog von Oesterreich, welchen Heinrich von Ofterdingen besingt, kann übrigens auch nicht Herzog Friedrich sein, dem Tanhäuser seinen Preisgesang widmet, denn dieser war zur Zeit des Wartburgkrieges noch gar nicht an der Regierung. Ihr Aufenthalt am Hofe des Landgrafen Herrmann ist gleichfalls erklärlich, wenn man in Erwägung zieht, daß Ofterdingen früher, Tanhäuser später dort verweilt haben mag. Daß Beide viele Reisen gemacht haben, ist für die Annahme der Identität einflusslos, da ja die meisten Minnesänger verschiedene Höfe besuchten und ein umherziehendes Leben führten. Endlich muß noch bemerkt werden, daß Heinrich von Ofterdingen im Wartburgkriege nicht als Ritter sondern als Bürger von Eisenach aufgeführt wird, während Tanhäuser unzweifelhaft einem Rittergeschlechte angehörte.

Fast man alle diese Gegengründe zusammen, so läßt es sich nicht verkennen, daß ihr Gewicht die Lucas'sche Hypothese zu einer nur schwach unterstützten Vermuthung herabdrückt. Ein Vermischung beider Dichtergestalten erscheint in keiner Weise gerechtfertigt.

Damit fällt auch das Conglomerat beider Dichterfiguren, welches uns der Wagner'sche Operntext in sinniger Weise vor die Augen führt, in ein Phantastiegemälde zusammen, welches zwar vor dem Richterstuhl der Poesie bestehen kann, dessen lose Zusammenfügung aber der zeretzenden Kraft der Literaturgeschichte weichen muß.

Longsellow's Spanischer Student.

Vortrag von D. Fabricius.

Die Aufgabe der literarischen Sektion kann nicht die sein, eine wissenschaftliche Kritik über die Manuscripte, welche ihr vorliegen, zu üben. Wir nehmen an, daß die Einsender die eigenthümliche Form unserer gesellschaftlichen Zusammenkünfte kennen, und Produktionen, die sie dem größern Publikum vorzulegen nicht gesonnen sind, hier vorgeführt wünschen. Es kann ferner unmöglich von uns verlangt werden, daß wir ganze Arbeiten, die viele Stunden erfordern, um allein durchgesehen zu werden, hier von Anfang bis zu Ende lesen. Auch ist eine bestimmte Art von Kritik, die ich die grammatische nennen möchte, vorweg ganz ausgeschlossen; wir würden dafür wenig Zuhörer finden. Nur eine Art von Mittheilung bleibt übrig, den Inhalt des Vorliegenden zu besprechen und das vorzulesen, was eine aus Damen und Herren gemischte Zuhörerschaft zu interessiren vermag. Sind es Uebersetzungen, so dürfte unsere Aufgabe zunächst darin bestehen, auf das Original zurückzugehen und das Interesse für die Arbeit durch das Interesse für den gewählten Schriftsteller zu wecken. Dabei bleibt dann das Urtheil über den Werth eines solchen Manuscripts wesentlich den Zuhörenden überlassen. Die Frage ist nur, ob die Uebersetzung gefällt oder nicht, und das Gefallen ist wesentlich bedingt durch die Bedeutung, welche das Original selbst in Anspruch nehmen darf.

In diesem Sinne übernehme ich es heute, die Uebersetzung des Spanischen Studenten von Longsellow, die uns Kreisrichter Symanski zugesandt hat, der Versammlung vorzuführen.

Wie Longsellow in der Goldenen Legende seine Studien der Deutschen Litteratur dichterisch verarbeitet, hat er im Spanischen Studenten seine Erinnerungen an den Aufenthalt im Lande des Sid und Gil Blas niedergelegt. Das Stück führt uns zuerst in die Mitte des Spanischen Abels. Wir lernen einen Weltmann den Grafen von Lara, kennen, der in Preciosa, dem Zigeunermädchen, nur die Tänzerin sieht, und einen edlen Charakter Don Carlos, der nicht nur ihre Kunst bewundert, sondern auch an ihre Jugend glaubt. Man spricht über das letzte Ballet. Das Haus war überfüllt gewesen. „Geschäftige Fächer spielten, gleich Schmetterlingen unter Blumen, um reich gepudgte, parfümirte Damen.“ Preciosa tanzte, und niemals besser, wie Lara meint. „Schwebend jeder Schritt, wie Sonnenstrahlen auf dem Wasser tanzen.“ Don Carlos muß den lästernen Lara, der die Tänzerin mit Geld zu gewinnen hofft, darauf aufmerksam machen, daß nichts gefährlicher, als zu siegsgewiß zu sein. Ich glaube, läßt der Dichter ihn sagen,

Das Weib, selbst in der Tiefe der Erniedrigung,
Bewahrt sich etwas Heiliges, Unbesiecktes,
Ein Pfand und Zeichen höherer Natur,
Und gleich dem Diamant im Dunkeln bleibt
Ein Straß des Himmlischen ihr unverlöschbar.

Durch den Widerspruch des Don Carlos fühlt sich Lara nur noch mehr herausgefordert, die spröde Tänzerin für sich zu gewinnen. Er hat gehört, daß ein Student aus Alcalá, Victorian, von Preciosa begünstigt wird, und meint, wenn heute ein Student der Geliebte, könne er selbst morgen der Glückliche sein. Ein Juweliengeschäft, das Francisco, sein Diener, überbringt, wird zurückgewiesen. Nun versucht er es auf andere Art. Zunächst muß Victorian aus dem Wege geräumt werden. Er erfährt, daß der Student einen Ring mit einem Rubin für Preciosa bestellt hat, und läßt sich einen Gleichen anfertigen, selbst noch nicht gewiß, wozu er ihn benutzen solle. Nun folgt eine Scene zwischen dem Bedienten Victorian's und Musikern, die bestellt sind, der Angebeteten ein Ständchen zu bringen. Sie enthält die kurlschesten Witze, die den Spanischen und Englischen Dramatikern gemeinsam sind. Drauf beginnt die Serenade.

Sterne der Sommernacht,
Hell von Azur umsäumt
Nehmt euer Licht in Acht!
Sie träumt, mein Liebchen träumt.
Du Mond in der Sommernacht,
Fern, wo das Weltmeer schäumt,
Steig' herab in Silberpracht!
Sie träumt, mein Liebchen träumt.
Wind in der Sommernacht,
Dort bei der Blüthen Gut
Hebe die Schwingen sacht!
Sie ruht, mein Liebchen ruht.
Träume der Sommernacht,
Sagt ihr, daß Fremdbesuh
Wacht, wenn in Schlummers Nacht
Sie ruht, mein Liebchen ruht.

Preciosa schläft nicht; sie steht am offenen Fenster. Ein sentimentales Duett à la Romeo und Julie zwischen ihr und Victorian erinnert an Shakespeare, dessen Sitte es auch ist, die hochpoetischen Liebesgespräche durch die eingeschobenen Bedientensprüche etwas herabzustimmen. Victorian erklimmt den Balkon und stiehlt einen Kuß; doch Preciosa meint:

Ein würd'ger Dieb, der nur stiehlt, was er giebt.

Wir erfahren, wie das Zigeunermädchen vor den Bischof von Madrid geladen ist, der ihre Tänze, ein Vergerniß für Rom, selbst kennen lernen will, ehe er das letzte Urtheil spricht, ob sie zu verbieten oder noch länger zu dulden. Die Zeit entflieht, während die Liebenden von ihrer ersten Bekanntschaft im Klostergarten zu Cordova plaudern. Preciosa erzählt:

Es war Osterfontag. Rings die Luft erfüllt
Von Lust und Duft der vollen Blütenbäume.
Die Priester sangen und die Orgel klang,
Zuweilen auch die große Kirchenglocke;
Es war der heil'gen Hostie Erhebung.
Wir sanken beide betend auf die Kniee,
Zusammen unterm Schatten der Drangen.
Was Stück sei, ward in jener Stund' mir klar.

— Als du dann gegangen,
Fühlst' ich im Herzen einen Schmerz. An diesem Tag'
Sprach ich mit Niemand mehr.

Seit jener Zeit war ihr der junge Zigeuner, mit dem sie
aufgewachsen, und der sich um sie zu bewerben anfing, Bartho-
lomä mit Namen, verhaßt gewesen, und ihr ganzes Herz hatte
Victorian gehört. Sie fürchtet seinem hohen Sinn nicht gleich
zu stehn; er tröstet sie:

Wenn du liebst,
Dann überragt dich nicht das größte Weib.
Die Welt des Fühlens, das ist deine Welt,
Nicht Mannes Ehrgeiz. In dem stillen Frieden,
Des Weibes bester Zierde, ruhig, heilig,
So hast du deinen Platz am Herde des Herzens,
Und nährst die Gut.

Endlich mahnt das Ave Maria purissima des Wächters
baran, daß er scheiden muß,

Wie Jägers Hornklang
Den flüchtigen Hirsch trennt oder Hundebellen
Das Moorhuhn vom Genossen.

Er giebt ihr den Verlobungsring, eine goldne Schlange mit
einem Rubin, und schwingt sich in den Garten hinab. Wir sehen
ihn bald auf der Reise nach Alcalá in einem Wirthshause an der
Straße, wo sein Diener mit dem Wirth die gewöhnlichen
Kekereien beginnt. Unterdeffen erwartet ihn auf seinem Zimmer
sein Freund Hippolyt, der eingeschlafen ist und beim Erwachen
sich wundert, daß das Morgenroth Victorian noch nicht zurück
gebracht hat. Er stimmt ein Liedchen an, und der nahebe Freund
meldet sich in den Refrain einfallend. Sein Liebesglück wird
mitgetheilt, aber der kühlere Freund spottet:

Ich seh', du bist verliebt. —

Ist's Mädel sprüde,
Schreib ihr ein Lied, beginnend mit einem Ave,
Singe, wie der Mönch sang zur Jungfrau Maria;
Ave, cujus calcem clare
Nec centanni commendare
Sciret Seraph studio.

Sei gegrüßt, du Reine, deren zarten Fuß,
Selbst Engel nicht, auch wenn sie hundert Jahr studirten,
Zu schildern wüßten.

Er kennt das schöne Zigeunermädchen noch von Cordova
her; er weiß, daß sie damals verlobt gewesen mit dem jungen
Burtschen, mit dem sie auf den Straßen Cordovas tanzte. Daß
sein Freund es ernstlich meint, will ihm nicht in den Sinn. Ein
Zigeunermädchen, eine Tänzerin heirathen heißt ihm das Lebens-
glück muthwillig zerstreuen; doch all sein Spott will nicht ver-
fangen, und so läßt er Victorian allein, der seinen Empfindungen
in einem langen Monologe Luft macht.

Vision des Ruhms, die einst mich oft umschwebte,
Die Nacht in Glorie wandelnd, wo bist du?
O, wer giebt, da du gingeft, mir den Saft
Von Pflanzen der Unsterblichkeit, die blühen
Auf dem Olymp und uns unsterblich machen?
Wer lehrt das Wunder von Kraut mich finden,
Deß mag'ische Wurzel, wenn um Mitternacht
Mit Seufzen man sie zieht, scheucht Teufel fort
Und fruchtbar macht den Geist an Phantasien?

Ich hab' den Wunsch, nur fehlt zur That der Wille.
Verkärter Großen Geister, deren Wort
So leicht geschöpft ward aus dem schnellen Strom der Zeit,
Wo ist die Kraft, die eure Waffen schwingt?
Das Licht der Wahrheit strahlt von dem geschlossenen
Bisir des Alterthums auf uns zurück
Wie von einem goldnen Spiegel! Jeder Plan der Handlung
Gewaltige Massen — das Material
Liegt vor uns überall. Was wir bedürfen,
Ist Himmelsfeuer, um den Kieselstein
Zu wandeln in Krystall voll Licht und Klarheit;
Des Genius Feuer ist's.

Wir kennen die glühende Liebe Longfellows für den Ruhm,
und wenn er im Folgenden den Einfluß des Dichters auf des
Volkes einfache Sagenwelt schildert, so erinnern wir uns unwill-
kürlich an sein Lied von Hiawatha.

Der rohe Bauer
Sitzt Abends in der Hütte Rauch und zieht
Mit Kohle kunstlos Linien an der Wand;
Der Sohn des Genius kommt, fußwund vom Wandern,
Um Obdach bittend für die rauhe Nacht:
Auf einmal, wie durch magische Verührung
Verwandelt, leuchtet die geheime Kraft,
Und in den Augen des erschauerten Landmanns
Strahlt sie gleich einem Diamant. So glänzt, berührt
Von eines heimatischen Varden Hand,
Der kaum weiß, wo zur Nacht sein Haupt er ruht,
Manch' rohe Volksmähr' oder alte Sage
Verwandelt als unsterbliches Gedicht.

Nun kommt er auf sein Liebesglück, und unter angenehmen
Phantasien schläft er ein. So endet der erste Akt.

Der zweite beginnt im Zimmer der Preciosa; es erscheint
Cruzado, das Haupt der Zigeunerbande, in der Preciosa erzogen
ward, und fordert Geld. Sie hat so eben eine volle Börse einem
armen Mädchen Angelica geschenkt, die sie vor dem Grafen Lara,
in dessen Hause dieselbe arbeitet, warnt; ihre eigne Unschuld war
dabei in hellem Licht hervorgetreten. Deinen Namen, Engel-
hold, bekamst du, hatte sie zu ihr gesagt,

daß du ein Engel seist
Der Mutter, die dich gebar! Als noch dein kindlich Lächeln
Ihr Haus zum Himmel schuf, warst du ihr Engel.
O, sei ein Engel noch! Sie braucht dies Lächeln.
So lang du schuldlos bist, besürchte nichts:
Dir schadet Niemand. Ich bin ein armes Mädchen,
Die Zufall aus dem Straßenstaub erhob.
Ich habe keinen Schild, als meine Unschuld;
Sie ist der Talisman, der mich beschützt!
Ich trug durch tausend Fährlichkeiten ihn
Hier auf dem Herzen.

Die großmüthige Freigebigkeit gegen Angelica hat Preciosa
es unmöglich gemacht, Cruzados Forderungen zu erfüllen. Er
ist unmutig, warnt vor den Nachstellungen des Grafen Lara
und droht ihr die Erlaubniß auf der Bühne von Madrid zu
tanzen nehmen zu wollen:

O Kind,
Was du verhillen willst, verräthst du, wie der Vogel
Sein Nest verräth, bestrebt es zu verbergen.
Ich laß dich hier nicht in der großen Stadt,

Daß du die Buhle eines Granden wirst; sei fertig
Mit uns zu gehn; bis dahin denke dran,
Ein scharfes Aug' bewacht dich.

Im Pallast des Erzbischofs wird unterdeffen berathschlagt,
ob das Ballet zu verbieten oder nicht. Der Cardinal will aus
Klugheitsgründen von dem Verbot absehen; das Volk murre
schon über den Ausfall der Stierkämpfe. Zunächst solle sich der
Erzbischof selbst von dem Wesen des Tanzes überzeugen. Pre-
ciosa erscheint, und zum Schlusse ihres Tanzes klatschen Erzbischof
und Cardinal Beifall.

Auf dem Prado begegnet Hippolyt, der Freund Victorians,
Don Carlos und erfährt von ihm, daß Lara sich mit seinen Er-
oberungen bei der Tänzerin brüste. Victorian kommt hinzu,
seine Eifersucht wird rege gemacht, und zunächst wendet sich sein
Börn gegen den Grafen von Lara. Dieser bricht zur hellen
Flamme aus, als er im Zimmer Preciosas den Nebenbuhler
trifft, wie er eben durch die Drohung Victorians Besuch bei
Preciosa zu veröffentlichen, den ihm die Dienerin Dolores
verrathen, ihre Aufmerksamkeit erzwungen hat und vor ihr auf
Knien liegt. Lara hat ihr in heuchlerischer Weise versprochen
ihren Ruf wieder herzustellen und verlangt ein Zeichen der Ver-
söhnung zur Belohnung, als Victorian dazwischen tritt, den
Grafen fordert, der auf die Bitte Preciosas sich entfernt, sie in
blinder Eifersucht mit Vorwürfen überhäuft, und ohne auf ihre
Vertheidigung zu hören, sie verläßt.

Es kommt zum Zweikampf; Lara wird entwaffnet, Victorian
schenkt ihm großmüthig das Leben und erhält als Judaslohn
den falschen Ring, den jener von Preciosa empfangen zu haben
vorgiebt. Nun ist das Zigeunermädchen in Victorians Augen
überführt, und Lara triumphirt; den schlimmsten Feind ist er
jezt los und hofft das Mädchen leicht als Beute zu gewinnen.
Zunächst weiß er durch seine Helfershelfer im Theater eine
Intrigue gegen die Tänzerin einzuleiten, und meint die gebe-
müthigte Preciosa um so williger zu finden. Bei einer Wein-
bowle feiern sie das Gelingen des schurkischen Streiches. Um
Mitternacht wird aufgebrochen, und Lara macht sich allein auf
den Weg. Doch unterdeffen lauert schon der Rächer auf sein
Verderben. Bartholomä, der junge Zigeuner, ist nach Madrid
zurückgekehrt, hat vom Umgange Preciosas gehört und beschließt
den Tod des Nebenbuhlers. Lara, der die Dienerin bestochen,
schleicht um das Haus, ersteigt die Mauer des Gartens, wird aber
in dem Augenblick, als er in dasselbe eindringen will, von Bar-
tholomä gefährlich verwundet, und stirbt in der Folge an der
erhaltenen Verletzung.

Es bleibt nicht lange verborgen, daß ein Zigeuner den
Mordanfall auf den spanischen Granden machte. Die einfluss-
reiche Partei des Grafen im Bunde mit den Ultramontanen be-
wirkt ein Verbannungsdekret des Königs gegen alle Zigeuner.
Es lautet:

Ich verordne und befehl' hienit,
Daß die Aegypter und Chaldäer, welche
Bekannt sind unter dem Namen der Zigeuner,
Zuflort verbannt sein sollen aus dem Reich,
Als Vagabunden; und wenn einer noch
Nach siebzig Tagen in des Landes Grenzen zu sehen,
Er hundert Streiche dann erhalten soll;

Im Rückfall soll man ihm die Ohren schlitzen;
Im dritten Fall wird er verbrannt als Keger:
Auch kann zum Sklaven lebenslang ihn machen,
Wer ihn ergreift. — Gezeichnet: Ich, der König.
Auch Preciosas Schicksal ist damit entschieden; sie muß
wieder in das Lager zu Cruzado, dem Haupte der Zigeuner, zu-
rückkehren.

Im dritten Akt treten Victorian und Hippolyt als wandernde
Studenten auf. Victorian kann noch immer nicht den Gedanken
an Preciosa los werden.

O, daß Soldat ich wäre, nicht Gelehrter,
Damit der schnelle Marsch, der Trommel Schall
Das Schmettern der ehernen Trompete,
Der Waffenlärm, der Angriff und der Sturm,
Ein schneller Tod mich taub auf immer machten
Für dieses thöricht schwachen Herzens Vorwurf.
Der kurze Trank aus dem Becher der Liebe läßt ihn den
Verlust noch schmerzlicher empfinden.

Ich geh' durch's Leben ungeliebt und lieblos.
Zu fühlen jenen Seelenburch und Hunger,
Der ungefüllt bleibt, des Verlangens wilden Trieb,
Den Kampf um etwas, das uns nicht gehört
Und nie gehören kann; um Stärke ringen
Und gleich den Spartanerknaben lächeln,
Indeß das Kleid die blutigen Wunden deckt;
Der Todte nur, der fühlt es nicht;
Ich wünscht', ich wäre todt.

Kirchenglocken verkünden die Nähe eines Dorfes; sie kommen
nach Guadarama, wo eben der Banabrief gegen die Zigeuner
der Truppe Cruzados' bekannt gemacht wird. Der Padre Cura,
der Priester des Dorfs, nimmt sie freundlich auf und läßt sie
nicht fort, als er hört, daß sie auch, wie er selber, in Alcalá stu-
dirt haben. Hippolyt weiß ihm geschickt zu schmeicheln, und dieser
bietet ihnen freundlich seine Wohnung an.

Nach einem scherzhaften Gespräch zwischen Hippolyt und
des Priesters Nichte Martina erscheint Victorian mit Nachrichten
aus Madrid. Des Grafen Lara Schurkereien sind entdeckt
worden, und Victorians Liebe erwacht mit neuer Stärke. Ver-
geblich strebte er, ruft er aus,

Mir wegzustehlen meinen Herzjuwel,
Preciosas Liebe. Da's ihm nicht geglückt,
Schwur er ihr Rache; und sie zu verderben,
Erfann er einen Plan, der ihm gelang.
Sie wurde ausgezischt, ihr Ruf besleckt
Durch lügnische Reden — wieder Bettlerin
Schweift über Gottes grüne Erde sie,
Genossinn von Zigeunern.

Der herbeikomende Padre Cura berichtet, daß die Zigeuner
bei Guadarama die Bande Cruzados ist, und daß Preciosa eben-
falls bei derselben. Jezt tritt wieder Chispa auf, der unterdeß
Diener des Don Carlos geworden; auch sie suchen Cruzado und
Preciosa.

Die Bühne zeigt nun das Zigeunerkamp; es ist Nacht, im
Vordergrunde eine Schmiede. Die Zigeuner singen:
Hoch steh' ich über dem Bergebrand
Mit der Krone von rothem Gold in der Hand;
Und Rohren wild über die Ebene ziehn,
O, wie soll ihrem Grimm ich entsiehn?

Interessant sind die Proben Spanischer Gaunersprache, die uns Longfellow hier zum Besten giebt; ein Goldstück heißt ein Juan Durados, zu deutsch etwa ein Hans Goldstück, Täubchen ist soviel als Dummkopf, ein neuer Mond ist ein neues Hemde, vielleicht darnum, weil die Zigeuner nur alle Monate ihr Hemde wechseln. Ein Straßenräuber heißt bei ihnen ein Einsiedler. Laternen sind so viel als Augen; so sagt Cruzado zu seiner Bande: „Haltet eure Laternen offen, und wenn ihr ein Gespenst (einen Polizisten) oder einen Papagei (Espion) seht, so macht euch aus dem Staube.“ Nachdem Cruzado für die Nacht seine weiteren Befehle erteilt hat, erscheint Preciosa:

Wie seltsam glüht durch die gigantischen Bäume
Der Schmiede rothes Licht! Den Wald durchwandern
Die Schatten grausig winkend, hier und dort
Sich mit der Flamme erhebend und sich beugend,
Und dann in Nacht versinkend! Also wechselt
In mir Freude wunderbar mit Schrecken;
Mein strahlend Hoffen giebt der Furcht das Dasein,
Wie Licht erzeugt den Schatten. —
Wie still ist's rings um mich, wie einsam ist's.

Ihren Monolog unterbricht Bartholomä, der von den Häschern als Mörder Laras verfolgt sich bisher in den Bergen aufgehalten. Er wirbt aufs Neue um sie und droht ihr den Tod, als sie ihn abweist; da hört man Tritte, und er flüchtet:

Preciosa allein:

Behütet mich, ihr heil'gen Engel alle!
Geist meiner Mutter, die mich gebat, beschütze mich!
Erhabne Mutter Gottes, schütze mich!
O Christus und die Heiligen, seid mir gnädig!
Doch warum Todesfurcht, was heißt denn Sterben?
Verlassen alles Unheil, Sorg' und Kummer,
Verlassen Falschheit und Verrath und Härte,
Verlassen Schmach und Leiden und Verzweiflung,
Und ewig Ruh' genießen! — Sei nur froh,
Du müdes Herz! Wenn du zu schlagen aufhörst,
Dann hörst du auf zu dulden und zu klagen.

Die Nahenden sind Victorian und Hippolyt; sie erkennen den Geliebten gleich, aber stellt sich, als ob sie ihn nicht kenne. Er fordert sie als Zigeunerin auf ihm wahrzusagen und entdeckt dabei seinen Ring an ihrem Finger. Es folgt eine leidenschaftliche Veröhnungsszene, und selbst der kühle Hippolyt gesteht:

Einen jeden süßen Zwist bei Hirtendichtern,
Einen jeden Liebesauftritt in Romanzen
Voll Leidenschaft und züchtiger Umarmung
Auf offener Bühne, all die Abenteuer
Die sanften, welche gürtige Sterne gewährten.
Wie der naturgemäße Lauf der Dinge, —
Sie übertraf mein Freund hier, der Gelehrte
Und sein Zigeunerliebchen Preciosa.

Sie haben sich jetzt wiedergefunden und nun folgt Enthüllung auf Enthüllung. Preciosa ist kein Zigeunermädchen, sie ist die Tochter eines spanischen Granden, und Don Carlos ist aus- geschickt sie zu ihrem Vater zu führen.

Die letzte Scene versetzt uns auf das hohe Guadarama-Gebirge; vorüber ziehen die Maulthiertreiber und der Hirt der Alpenhöhen, der wandernde Mönch und der bewaffnete Schmugler; das Lied des Letztern athmet jene Vorliebe der Spanier für ihre muthschnaubenden andalusischen Rosse:

Mein gutes Roß, wie ein Geschloß
Trägt in Hast mich vorwärts gern,
Vorwärts, cabellito mio,
Borne mit dem weißen Stern!
Höre doch die Büchsen knallen,
Vorwärts, denn die Bande naht,
Hallito, sie kreuzen unsern Pfad.

Auch Victorian, Chispa und Preciosa erscheinen auf ihrer Reise nach der Heimath von der Höhe herabsteigend; Chispa bewaffnet. Vor ihnen liegen in der Morgensonne die Thürme von San Ildefonso.

Victorian. Und in dem Thale drunten,
Wo gleich erhobnen Lanzen Thürme glänzen,
San Ildefonso schickt mit Glockenläuten
Den Morgengruß empor, als wenn ein Heer
An ehrene Schilde schlägt und jubelt Sieg!

In Preciosa steigt bei diesem Anblick die Erinnerung an das Ziel ihrer Reise, Segovia, auf, wo ihr Vater sie erwartet.

Al mein Denken segelt dorthin,
Betrachtet mit Gebet und Hoffen, vorwärts
Drängt's trotz allen Unheilsturmes, wie dort
In jenem Märchen gegen Wind und Wellen
Es große Schiffe zieht zu dem Magnetberg,
Und dort zerschellt im Meere sie versinken!

(Sie weint)

Vict. O sanfter Geist! Du trugest unbewegt
Der Trübsal Sturm und des Geschickes Frost!
Doch schmilzt zu Thränen dich der erste Strahl
Der Sonne, der dich trifft! Laß ruhn dein Herz
An meinem! Nicht mehr soll es da geplagt
Von Durst und Hunger, nein getränkt sein,
Erfüllt von meiner Liebe.

Preciosa. O zögert nicht!

Mein Vater harret, mich dünkt, ich seh' ihn dort,
Nun aus dem Fenster schauen und nun laufchen
Auf jeden Schall von Häusern und von Schritten
Und hör' ihn sagen, „Horch, sie kommt.“ O, Vater, Vater!

Während sie über die Scene gehen und die Berge herab kommen, erscheint Bartholomä auf der Höhe um seinen Schwur der Rache zu halten. Er legt an, der Schuß kracht, aber Preciosa ist unverletzt; Chispas Kugel trifft sicherer, und Bartholomä sinkt zu Boden.

So endet „der spanische Student.“ Wer mit der Literatur jenes Landes selbst bekannt ist, dürfte vielleicht eben so viel Anklänge an die Dichter Spaniens finden, wie der Deutsche in der „Goldenen Legende.“ Ueber dem ganzen Stück liegt der Hauch des feurigen, ritterlichen Spaniens. Wir können Herrn Kreisrichter S h m a n s k i nur Dank wissen, daß er seine Uebersetzung dem Kränzchen zur Benützung anvertraut hat.

Littauische Sagen.

Gesammelt von A. G. Langkusch.

Durch die Güte des Herrn A. G. Langkusch in Kalleningken bei Heidekrug sind unserm Kränzchen eine nicht unbedeutende Anzahl von Sagen mitgetheilt worden, welche er in dem sogenannten littauischen Theile unserer Provinz, namentlich in

den Gerichtskreisen Memel, Heidekrug und Tilsit aus dem Volksmunde gesammelt hat. Bei Veröffentlichung derselben erschien es angemessen, die Fassung, in welcher sie von Herrn Langkusch aufgezeichnet sind, möglichst wenig zu ändern, in der Anordnung jedoch dieselben Gesichtspunkte festzuhalten, welche bei der von unserm Kränzchen besorgten zweiten Ausgabe der Samländischen Sagen von R. Neusch gewählt waren, d. h. sie nach den Kapiteln der deutschen Mythologie von Jakob Grimm zu ordnen. An erster Stelle mögen daher stehen die Sagen über

Wichte und Elbe.

1. Slomspettters.

Am Algawischer Teiche im Kreise Niederung konnte in alten Zeiten niemand vorbeigehen, ohne mit Wasser und Schlamm bespritzt, ja oft auch mit lebenden Fischen beworfen zu werden. Auch mancher andere Schabernack kam vor; doch konnte kein menschliches Auge je den Thäter entdecken. Ein in der Nähe wohnender Wirth, der eines Tages auch vorbeiging und wie gewöhnlich mit Wasser begossen wurde, sagte endlich ein Herz und fragte: Wer ist da? — „Ich!“ antwortete es aus dem Teiche. — Was bist du? — „Der Wassermann!“ — Wie heißt du? — „Slomspettters!“ — Nun, Slomspettters, was sind das für Streiche! Weshwegen läßt du keinen Menschen in Ruhe? „Aus langer Weile! Labet mich zu euren Gastereien ein, und ich bin zufrieden.“ — Das soll geschehen; aber dann halte auch Frieden! — „Wenn ihr Wort haltet!“ — Des Wirths Abenteuer wurde bald in der Gegend ruckbar, und man war neugierig, den Wassermann kennen zu lernen. Ein Nachbar wollte einen Kindtauschmaus geben und ging an den Teich. Slomspettters! rief er. — „Ja!“ — Morgen feiere ich Kindtaufe und lade dich als Gast! — „Schön! Ich werde kommen!“ — Am andern Tage nach dem Kirchlichen, (es soll schon gedämmert haben) trat ein etwas seemännisch, aber fein gekleideter, breitschultriger, brauner Mann mit einem großen Korbe voll lebender Fische am Arm zum Kindtaufsvater. „Hier ist mein Pathengeschenk!“ sagte er. Dann wandte er sich zum Säuglinge, sah ihn lange an, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Küngelchen, ein Fischer sollst du werden, wie wenige! Immer viel Fische, viel Fische im Netz!“ Und nun ging er zur übrigen Gesellschaft. Seine Späße waren zwar etwas verb, aber voll sprudelnder Laune, und wer nicht wußte, daß er der Wassermann Slomspettters war, hielt ihn ganz gewiß für einen lustigen gedämmerten Lange war ein so vergnügtes Kindtaufen nicht in der Gegend gewesen.

Viele Jahre hindurch war Slomspettters nun fröhlich mit den Fröhlichen, und Niemand wurde mehr von ihm gebuddelt. Aber alles hat sein Ende. Eines Tages, als er wieder eingeladen werden sollte, erschien Slomspettters nicht, und alles Rufen nach ihm war vergebens.

Noch immer kräuselt der Algawischer Teich seine Wellen, aber kein Slomspettters läßt sich sehen, und nur Wenige wissen überhaupt noch von ihm und seinem ehemaligen Treiben. Die Menschen sind gar zu nichtern geworden.

2. Die Seejungfrauen im Tilsiter Schloßteich.

Vor vielen, vielen Jahren soll Tilsit ganz anders ausgesehen haben, als heutzutage. So schöne Häuser, wie jetzt, waren noch nicht erbaut, auch waren die Leute noch nicht so reich; und doch hat mancher auch da schon sein Glück gemacht. Ein Bauerssohn aus der Umgegend mußte Soldat werden; man bestimmte ihn zum Tambour und, gern oder ungern, er mußte das Kalbsfell pauken. Um sich ungestört zu üben, ging er gewöhnlich hinter einen Busch am Schloßteich. Eines Abends im Hochsommer begab er sich mit seiner Trommel auch dahin, und — wollte seinen Augen nicht trauen; denn drei engelshöne Mädchen badeten. Er sah und sah; endlich bog er das Gebüsch auseinander. Die Kleider der Mädchen, lange grüne Gewänder und grüne Schleier, lagen da. Wie ein Blitz sprang der Tambour hervor, raffte Alles zusammen und dachte: „Ich will doch einmal sehen, was da herauskommen wird; mich dünkt, mit denen hat es seine eigene Bewandniß.“ Die Mädchen bemerkten ihn, schrien laut auf, und die Schönste schwamm heran und bat um Rückgabe der Kleider. Auch die beiden andern näherten sich und baten ihn mit süßen Worten. Der Soldat blieb unbewegt, die Mädchen fingen an zu zittern und brachen in Thränen aus. „Fremdling“ baten sie, „vergreife dich nicht an unserm Eigenthum, gieb es uns heraus!“ — Zuerst kommt her zu mir! Vielleicht erfülle ich dann eure Bitte! war die Antwort. „Wirf uns wenigstens unsere Schleier zu, für diese Gefälligkeit sei das Andere dein!“ Jetzt wußte der Schlaue, was die Glocke geschlagen habe: daß die grünen Schleier von besonderem Werthe sein mußten. Um sich aber volle Gewißheit zu verschaffen, nahm er die drei Schleier, wickelte sie in einen Knäuel zusammen und that, als ob er würfe. Ein halb unterdrückter Freudenstöhren erfolgte. Schnell waren die Schleier in seinem Busen versteckt. Als die Mädchen sich genarrt sahen, machten sie gar böse Gesichtler, drohten mit ihrer Rache und warfen plötzlich eine Menge Wasser auf den Soldaten, daß er sich wie ein nasser Pudel schüttelte, aufsprang und sich zurückzog. Jetzt sah er die Angst auf den Gesichtern der Schönen. Schnell waren sie bei ihm, umschlangen ihn mit ihren weißen Armen und flehten um die Rückgabe der Schleier mit den süßesten Tönen. Laßt mich los! sagte er, ich bin nicht unerbittlich. Die Mädchen traten zurück. Er nahm einen Schleier hervor und fragte: Wem gehört der? „Mir!“ antwortete die Kleinste. Dann ergriff er den zweiten: Und dieser? „Das ist der meine!“ sagte die Schönste. Sogleich steckte der Soldat diesen Schleier wieder ein, und gab nur die beiden übrigen ihren Eigenthümerinnen zurück. Schnell warfen sie sich in die lustigen Gewebe und sprangen in die Fluth. Zwei große, fast schneeweiße Fische waren einen Augenblick auf der Oberfläche des Teiches sichtbar, verschwanden aber sogleich. Das Geheimniß war verrathen. Vergebens war es nun, daß die dritte Jungfrau ihn bat, auch ihr den Schleier wiederzugeben. Du mußt mir in meine Heimath folgen, entgegnete er, und mein Weib werden. Dein Schleier bleibt mir als Pfand. Schweigend hüllte sie sich in ihr grünes Gewand und ging mit ihm. Weit hatten sie nicht zu gehen. Wie rissen die alten Bauersleute die Augen auf, als der Sohn ihnen das wunderschöne Mädchen als seine Braut vorstellte. Sie zog nun Bauernkleider an; die grünen

Zeuge und den Schleier verschloß der Soldat sorgfältig in einer festen Kiste, und ging dann wieder in seinen Dienst. Mit dem schönen Mädchen war der Segen ins Haus gekommen; die Kühe gaben reichlichere Milch, das Getreide schüttete vollauf und im Hause war alles zum Verwundern rein und blank. Es war bald die schönste Wirthschaft in der Runde. Der Soldat nahm seinen Abschied und die Hochzeit wurde bald mit großem Gepränge vollzogen. Viele beneideten den Glücklichen wegen seiner schönen Frau, die alles so sauber hielt und nie mit Gevatterinnen die Zeit vertrödelte. Nur, warum sie gar so bleich war, am liebsten für sich allein blieb und des Abends in ihrem Garten mit lieblichster Nachtigallstimme in einer, allen unbekanntem Sprache Lieder sang, deren weiche Töne oft den Laufenden Thränen entlockten, warum sie so oft nach dem Schloßthor ging und schwermüthigen Blickes lange in die Fluth hineinstarrte, das war den Leuten ein Räthsel, worüber sie sich die Köpfe umsonst zerbrachen. Ein Jahr verging, und die schöne Frau wurde Mutter. Dennoch blieb auf ihrer Stirn die Behmuth, in ihrem Auge die Sehnsucht. So entflohen mehrere Jahre; die Familie vergrößerte sich, der Segen und das Gedeihen im Hause stieg. Da mußte der Ehemann, der das schöne Weib wie seinen Augapfel hütete, verreisen. Den Schlüssel jener Kiste, in welcher noch immer der Schleier verwahrt war, übergab er seiner Mutter und warnte sie, ja an niemand ihn auszuhandigen, auch nicht selbst die Kiste zu öffnen. Ein paar Tage ging alles gut; die junge Frau hätschelte und pflegte ihre Schwiegermutter wie noch nie, und that ihr alles zum Gefallen, was sie ihr nur an den Augen absehen konnte. Nach vielem Schmeicheln und Lieblosen bat sie eines Abends: „Nur einmal laß mich meine Kleider wieder anziehen, nur einmal mich wie früher schmücken. Es scheidet es ja keiner, und ich würde wieder ganz froh werden.“ Zwar dachte die Alte an das Verbot ihres Sohnes, aber die Schwiegertochter war heut unwiderstehlich; daher nahm sie den Schlüssel, öffnete die Kiste und packte die Sachen aus. Hastig unter Freudenrufen kleidete sich die schöne Frau um; jetzt warf sie den Schleier über den Kopf; ein blendendes Licht füllte das Gemach, so daß die Alte die Augen schließen mußte, dann wurde es stille; die Kinder hatten ihre Mutter, der Mann seine Frau verloren. Thränen und Wehklagen erfüllten nun das Haus; der rückkehrende Sohn war untröstlich, die Mutter siedete trauernd dahin, nur die Kinder trockneten bald ihre Thränen und spielten wieder munter in dem Garten. Am liebsten spielten sie jedoch in der Nähe des Schloßthors, und bald fingen sie an, in einer allen unbekanntem Sprache, seelenvolle Lieder zu singen. Den Leuten war es ein neues Räthsel, wo die Kinder alle ihre Kenntnisse und guten Eigenschaften her hatten; nur der Vater wußte, daß die Mutter ihre Lieblinge nicht verlassen hatte und allein ihm auf ewig verloren war. Geheirathet hat er nie wieder; er starb wohlhabend und von allen geachtet, die ihn kannten, in hohem Alter.

Die Lieder des Hafis.

„Wenn alle diejenigen, welche sich der arabischen und verwandter Sprachen bedienen, schon als Poeten geboren und erzogen werden, so kann man sich denken, daß unter einer solchen Nation vorzügliche Geister ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein solches Volk in fünfhundert Jahren nur sieben Dichtern den ersten Rang zugestehet, so müssen wir einen solchen Ausspruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt sein, nachzuforschen, worin ein solcher Vorzug eigentlich begründet sein könne. Um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, je mehr man ihn kennen lernt. Das glücklichste Naturell, große Bildung, freie Facilität und die reine Uebersetzung, daß man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt, was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas schweres, schwieriges, unwillkommenes gelegentlich mit unterzuziehen darf.“ So äußert sich Götthe in seinen Abhandlungen zu besserem Verständniß des Westöstlichen Divans über den berühmten persischen Dichter, den man wegen der Aehnlichkeit ihrer Lebensanschauungen nicht ohne Grund mit dem römischen Horaz vergleichen hat, und dessen Lieder sich bereits in weiteren Kreisen der Gebildeten Deutschlands der gebührenden Anerkennung erfreuen. Die neueste Uebersetzung der Lieder, welche unter dem Titel „Der Divan des Schems-eddin Muhammed Hafis aus Schiras, im Auszuge übersetzt von G. H. F. Messelmann“ vor kurzem erschienen ist, giebt nicht bloß eine freie Nachbildung des Inhalts, wie die Daumer'sche, sondern zum erstenmale eine auch formgetreue Uebersetzung. Sie enthält von dem ganzen Divan des Hafis nur ein Drittheil, weil der Uebersetzer das Gegebene für hinreichend erachtet, um dem deutschen Leser ein Bild von dem Geiste und der Manier des persischen Dichters zu verschaffen, während eine vollständige Uebersetzung wegen der vielfachen Variationen desselben Themas, der häufigen Wiederholungen in Gedanken und Bildern den Leser ermüden, und außerdem manche ganz unbedeutende oder dem europäischen Geschmack wenig zusagende Lieder darbieten müßte. Das Buch enthält demnach 180 Ghazelen, 21 Bruchstücke, (d. h. Ghazelenstücke, die entweder des ersten, doppeltgereimten, oder des letzten, den Namen des Dichters enthaltenden Distichons, oder beider zugleich entbehren), 39 Biergespanne, (d. h. vierzeilige Epigramme, deren erste, zweite und vierte Zeile auf denselben Reim ausgehen), eine Liebeslegie in fünfzeiligen Strophen, und eine biographische Skizze. Das Wesentlichste aus dem Leben des Dichters hat unser geehrtes Mitglieð bereits in Nr. 5. dieses Blattes mitgetheilt; dort sind auch Proben der Uebersetzung veröffentlicht. Bei der allgemeinen Anerkennung, welche die meisterhafte Leistung von Seiten der Kritik gefunden hat, wird, um die Mitglieðer des Vereins zur Lectüre des verdeutschten Hafis anzuregen, die Nachricht genügen, daß durch die Güte des Uebersetzers unsere Bibliothek ein Exemplar des Divans besitzt.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

No. 15.

ausgegeben den 19. Juli

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet. Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an. Akademische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

Sitzung den 22. Juni.

Tagesordner: H. Neusch. Derselbe eröffnet die Sitzung mit der Vorlesung einiger Gedichte aus dem Album Schlesischer Dichter pro 1866. — Professor A. Hagen trägt Scenen aus Julius Caesar von Shakspeare vor. — E. Fabricius spricht über Longfellow's Hiawatha, übersetzt von Szymanski. — Zum Schluß trägt Dr. Hoffmann ausgewählte Capitel aus Fritz Reuter's „Alle Kamellen“ vor.

Kaiser Otto der Dritte.

Trauerspiel in fünf Akten von Ernst Wichert.

Akt 2.

Scene 1. Vorhalle einer Kirche; durch den letzten Bogett sieht man in die Kirche selbst hinein, welche festlich geschmückt ist. Volk ist versammelt.

Erster Auftritt: Scipio, Giovanni.

Giovanni. Thut ein Gebet für seine Heiligkeit

Den Papst, er sieht die Sonne nicht mehr untergehen.

Scipio. Was thatet ihr?

Giovanni. Der Papst ist alt, versteht

Die neue Zeit nicht mehr, die Otto bringt;

'S ist besser, daß er in den Himmel eingeht

Unschuldig an dem Kommenden.

Scipio. Wie vornehm!

Giovanni. Er beichtete mir, drum gab ich ihm den Trost

Des ew'gen Lebens, das er heiß ersehnte.

Scipio. Und Ihr hofft auf die Wahl der Cardinäle.

Giovanni. Sie ist mir sicher! Und daß Otto sie

Bestätigt, seid Ihr Bürge. Nicht umsonst

Soll er in Eure Macht gegeben sein.

Er traut Euch blind — schließt hinter ihm die Thore —

Scipio. Ich kann's nicht —

Giovanni. Wie? Ihr könnt nicht?

Scipio. Sein Vertrauen

Hat meinen Haß entworfen, Giovanni.

Giovanni. Ein Römer, und der deutschen Hunde Freund!

Scipio. Selbst wenn ich wollte, wäre Zwang unmöglich.

Ein Heer steht vor der Stadt, und die Barone

Sind mehr geneigt dem weitentfernten Kaiser,

Als einem von den ihren sich zu beugen.

Ihr wißt's so gut als ich.

Giovanni. Ich weiß noch mehr.

Mit Murren nur begleiten Deutschlands Fürsten

Den jungen Kaiser, dessen Schwärmerei

Für Rom sie um ihr deutsches Reich besorgt macht.

Scipio. Wenn's gilt, verlassen sie den Kaiser nicht.

Giovanni. Gut denn, erharren wir Gelegenheit,

Die uns gefahrlos unsre Wünsche zeitigt.

Scipio. Was sinnt Ihr, Cardinal?

Giovanni. Stephania —

Scipio. Er liebt sie!

Giovanni. Sagt, er rast für sie! Kein Wunder,

Daß auch bei ihr die Nachkommen sich

In Liebesflammen wandeln. Noch gesteht sie

Sich selbst die wunderbare Aenderung

Nicht ein, begreift ihr Herz nicht; aber schon

Siegt Otto über den Crescentius!

Was wir nicht hindern können, laßt uns nützen.

Scipio. Der Kaiser naht. Kommt! ihn in Rom zu grüßen.

Zweiter Auftritt: (Einzug des Kaisers in die Kirche. Voran Herolde mit Fahnen und Adlern; Chorknaben und Geistliche; der Waffenträger des Kaisers; Otto unter einem Baldachin von Rittern getragen, mit der Krone auf dem Haupte, den Purpurmantel um die Schultern gehängt. — Volk von allen Seiten drängt nach.) Heinrich. Willigis.

Volk. Hoch! Hoch! dem römischen Kaiser Otto, Hoch!

Otto (winkt dem Zug zu halten).

Giovanni. In Euren Freudenzug, mein Kaiser, werf' ich

Die Trauerbotschaft, seine Heiligkeit

Verstieß in meinen Armen, Euch, als seinem

Geliebten Sohn den letzten Segen sendend.

Otto. Auch der Vertreter Gottes zahlt den Zoll

Der Sterblichkeit, uns schützt die Krone nicht.

Es waltet Etwas über jenen Sternen,

Dem gilt kein Widerspruch. — Bestattet ihn

Mit höchsten Ehren, Cardinal; ich selbst

Will seiner Leiche folgen. — Wer nach ihm

Wird Petri Stuhl besteigen?

Giovanni. Herr, die Römer

Verhoffen, daß die Wahl auf einen Römer

Geleitet werde.

Willigis. Schon zu sehr begünstigt

War bei der vorigen Papstwahl Rom. Nur ungern

Beugt sich die deutsche Kirche fremden Herrschern.

Otto. Die Würdigkeit entscheide, nicht die Abkunft.
Nach diesem Maße wähl' ich! — Ein Versprechen,
Das ich als Kind gab, mahnt mich jetzt — ich will's
Noch überlegen. — Scipio!

Scipio. Majestät!

Otto. Ich fand ganz Rom in einem Blumengarten
Verwandelt; wo der Weg mich führte, waren
Die Straßen tapezirt mit Teppichen;
Von den Balkonen wehten bunte Fahnen,
Und selbst der ärmste Römer hielt sich reich
Genug, ein farbig Band aus seinem Fenster
Im reinsten Stod entgegen mir zu schwingen.
Ein Haus war ungeschmückt!

Scipio. Mein Kaiser!

Otto. Weißt Du,
Wer mich so freudenarm empfängt? erräthst Du,
Wem ich so unlieb komme, Scipio?
Du weißt es, wer mich haßt.

Scipio. Herr, jenes Haus,
Von einer armen Wittwe ist's bewohnt,
Die ihrem Gramme Thür und Fenster schließt;
Verzeiht ihr!

Otto. Ihr verzeihn? Kennt sie sich nicht
Crescentia?

Scipio. Sie schwur den Namen ab.

Otto. Vergebens sucht mein Auge sie auch hier;
Sie will nicht mit mir beten, Scipio?

Scipio. Herr, ihr Gemüth ist krank.

Otto. Seid ehrlich, Scipio,

Warum erscheint sie nicht, wie ich sie einlud?
Gesteh's, Ihr habt sie wider ihren Willen
Aus Rom entfernt, in irgend einem Kloster
Verborgen, mir und dieser Welt entzogen.
Wenn ich erfahre, daß Ihr Zwang gebraucht,
Weh' Euch und Euren Helfern!

Scipio. Majestät!

Stephania ist in Rom und frei.

Otto. Ich will

Sie sehn! Entbietet sie hieher. Dies Fest
Ist glanzlos, wenn sie fehlt.

Scipio. Ich will's ihr melden. (ab.)

(Otto mit seiner Begleitung tritt in die Kirche ein, geht zum
Altar und kniet vor demselben nieder.)

Giovanni. Er wagt's mich von der Papstwahl auszuschließen?

Ein kindisches Versprechen bindet ihn?
So gilt's denn einen Wettlauf um die Krone.
Wohlan! ich stehe Jedem! Schon versammelt
Hab' ich der Kardinäle volle Zahl;
Bin ich gewählt nach Kirchenrecht, so trotz' ich
Des Kaisers Willkür! Fort, zur Wahlversammlung! (ab.)

Otto (steht auf). So neu gestärkt durch ein Gebet zum Höchsten
Durchschauert mich die Sonne, diesem Volke
Ein Herrscher sein zu können, dessen Kaiser
Ein voll Jahrtausend schon der Welt geboten.
Nicht eitler Schmutz sei diese Krone, die
Augustus trug und Kaiser Karl; sie schließt
In diesen Reif von Gold den Erdkreis ein,
Und wer sie trägt, der beugt sich nur vor Gott.
Ich setze sie auf's Haupt: seht Euren Cäsar!

(Er steigt herab. Das Volk zieht sich zurück, während
des Folgenden entfernen sich auch die Begleiter Ottos, so daß
derselbe mit Heinrich v. Baiern allein bleibt.)

Heinrich. Ihr habt erreicht, mein hoher Herr, was wenigen

Von Euren Ahnherrn zu erreichen glückte,
Seit Karl der Große mit gewalt'ger Heerschaar
Italien überzog und Rom gebändigt. —
Viermal lag dieses übermüth'ge Rom
Zu Euren Füßen, Gnad' erbittend; viermal
Spracht Ihr in dieser Kirche Dankgebete
Für frohen Sieg, viermal verzieht Ihr gnädig
Dem wankelmüth'gen Volke. Euer Ruhm
Gilt bis zum Orient von Mund zu Munde,
Und Indiens Fürsten senden Boten, Euch
Mit herrlichen Geschenken zu begrüßen.
Ihr seid der mächtigste der Christenheit!
Doch die Euch solcher Macht und hoher Ehren
Theilhaftig machten, Eure deutschen Streiter
Sind ausgeschlossen von dem Recht, mit Euch,
Mit ihrem Kaiser sich des Siegs zu freuen,
Den sie mit ihrem Blute doch erkämpften.
Verzeiht mein Kaiser, daß ich Euch gemahne,
Die treubewährten Männer nicht zu kränken.

Otto. Ihr seid sehr kühn, Herr Herzog; die Ottonen
Sind nicht gewohnt, Rath anzunehmen, ehe
Sie drum gebeten.

Heinrich. Niemand sei zu weise
Rath anzuhören, den ein Freund ihm bietet,
Der Mächtige entscheide; höre Jeder!

Otto. Ihr seid zu alt mein Freund zu sein, der Ruthe
Des Vormunds fühl' ich mich entwachsen.

Heinrich. Otto!
Wenn nicht des Bluts Verwandtschaft mir ein Recht
In Eurem Herzen giebt, vergeßt nicht Dankbarkeit,
Ich saß für Euch, den Reichsfeind zu bestreiten,
Zu Pferd bereits, als Ihr ein Kind noch war't.

Otto. Wollt Ihr's denn ewig mir zum Vorwurf rechnen,
Daß ich einmal ein Kind war! Soll ich Euch

Zehnfach vergüten, was Ihr Eurer Pflicht
Und Eurem eignen Wohl zu Lieb gethan?
O diese Deutschen! — Wie sie dankbar mich
Berehren würden, hätt' ich ihnen Mailand
Und Rom zur Plünd'ring vorgeworfen! — Daß ich
Italien liebe, wie mein Heimathland,
Verzeihen mir die Deutschen nicht; und doch
Würf' ich die Krone lieber in den Rhein,
Eh' ich sie Rom's und meiner unwerth trüge!

Heinrich. Sie Euch zu wahren sind wir hergezogen. —
Ihr liebt die Deutschen nicht, mein Kaiser, schmerzlich
Fühl't's Jeder nur zu tief, was er ermangelt.

O kehrt zurück, mein Kaiser, kehrt zurück
Und seid ein Deutscher mit uns Deutschen wieder.
Flieht dieses Land, das Euren Sinn umstrickt,
Flieht diese Stadt, die viermal schon besiegt,
Euch viermal schon gefangen hielt. Ein Wort
Von Eurem Mund macht jetzt noch Alles gut;
O sprecht das Wort, mein Kaiser: auf nach Deutschland!

Otto. Niemeht! — Niemeht erwartet dieses Wort,
Des giftiger Hauch die römische Kaiserkrone

Um allen ihren Glanz erblinden würde.
So weit kam's schon mit Euch? Ist das die Treue,
Auf die Ihr pocht? um eine Tugend weiß ich
Euch wieder ärmer —

Heinrich. Otto!

Otto. Schweig! daß nicht
Auch Dich mein Zorn trifft! Setzt mit Euch zurück
Nach Deutschland kehren, wo mein Fuß die Stufen
Zum Throne der Cäsaren kaum erstiegen!
Mit dieser Seele voll Gedanken, jeder
Ein Menschenleben werth, zu Euch zurück
In Eure finstern Wälder kehren? Himmel!
Was habt Ihr mir zu bieten, daß Ihr mich
Aus meiner Bahn gewalt'ig reißen wollt?
Wenn ich gewaltig bin, seid Ihr's nicht auch?
Seit manchen hundert Jahren sind die Kaiser
Von Pfalz zu Pfalz geirrt, ich habe wieder
Den Ort gefunden, dem's allein gebührt
Die Kaiserstadt zu heißen. Hier — nur hier
Kann ich den Zweck erfüllen, dem ich lebe!

Heinrich. Ihr habt Euch Rom zum Wohnsitz ausersehen?
Dies Rom? Auch mir hat einst ein Mönch erzählt
Von den gewalt'gen Männern, die vor Zeiten
Von hier aus sich die Welt erobert, Riesen
An Tapferkeit; wo sind sie hin? Mein Kaiser,
Ihr herrscht in Rom, doch über Römer nicht.
Otto. Ich will sie groß und herrlich machen, wie
Vordem, bei Gott, das will ich.

Heinrich. Ihr allein?

So tapfer Ihr auch seid und stark und muthig
Und königlich gesinnt — Ihr seid doch nur
Ein Mann! Nur weil die Heere deutscher Streiter
Die Thore hüten, ist man Euch gehorsam.
Verjagt durch Euren Hohn, durch Eure Kälte
Die Stützen Eurer Macht, und dann erkennt,
Was Euch der Römer Liebe gilt.

Otto. Ihr wagt's

Mir in's Gesicht zu trogen, mit dem Abfall
Der Deutschen mir zu drohn? Abtrünniger
Basall! Hernieder auf die Knie, da ist
Dein Platz vor Deinem Kaiser!

Heinrich (läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder). O! mein Kaiser!
Wie mißversteht Ihr meinen treuen Rath.
Euch bis zum Tod zu dienen, hab' ich ja
Das Leben eingesetzt und all' mein Gut.
Auch jetzt, da Ihr nicht sehn wollt, was ich sehe,
Biet' ich Euch meinen Arm und dieses Schwert,
Nur um ein wenig Liebe, hoher Herr,
Nur um ein wenig Liebe.

Otto. Stehet auf.

Heinrich. Wie sehr ich Eurer Lieb' bedürftig bin,
Ihr wißt's, mein Kaiser! Eine große Bitte
Bleibt mir zurück, um deren endliche
Erfüllung nicht ein ganzes Menschenleben
Voll Kampf für Euch zu viel versprochen ist.
O laßt mich jetzt, wo ich von Neuem Euch
Basallenpflicht und Bruderbund gelobt,
O laßt mich heut die Bitte thun, die Euch
Seit lange kein Geheimmiß mehr. Ihr wißt's,
Ich liebe Eure Schwester, Otto!

Otto. Darum

Dies Gaukelspiel, Herr Herzog?

Heinrich. Otto! —

Otto. Darum

Beschwört Ihr Schatten von Gefahren, daß ich Euch
Für unentbehrlich halten, ja zuletzt
Noch danken soll, wenn Ihr Euch meinem Stamm
Verschwägert? O! so fein Ihr seid und listig,
Herr Heinrich, viel noch müßt Ihr lernen, wenn Ihr
Die sächsischen Ottonen wollt berücken!

Heinrich. Um Gottes Willen, Otto, mäßigt Euch,
Ihr greift an eines deutschen Mannes Ehre!
Wenn mich Thusnelde liebt, und fragt sie selbst,
Ob sie mich liebt, warum verweigert Ihr
Mir Eurer Schwester Hand?

Otto. Nehmt an, sie sei
Zu jung für's Ehebett, Herzog, oder schon
Vermählt dem Schleier, — was Ihr wollt, nur nicht
Daß sie für Euch noch lebzig ist.

Heinrich. Mit Hohn
Weißt Ihr mein Verben ab? Mit Spott und Hohn?
Verbien' ich das, — womit?

Otto. Eh' wird Thusnelde
Das Haar verschneeren und den Schleier nehmen,
Als würdige Aebtissin meiner Base
Mathild' in Quedlinburg zu folgen, eh' ich
Sie einem Mann erniedrigte, des Gut
Und Leben nicht sein eigen ist.

Heinrich. Ich bin
Ein deutscher Fürst und weid' an Adel Niemand,
Selbst Euch nicht, und an Macht nur Euch. Auch Ihr
Tragt Eure Kaiserkrone nur zu Lehn
Vom deutschen Volke. Was Ihr seid, kann ich,
Kann jeder Rittermann in Deutschland werden;
Und Euer Sohn, wer weiß, wem er einmal
Die Sporen anschnallt!

Otto. Jetzt erkenn' ich Euch

Und Eure schöne Liebe! Höret dies:
Der letzte Kaiser bin ich, der sein Recht
Der blinden Wahl verdankt. Ein neues Reich
Will ich in Rom errichten, und sein Kaiser
Soll ihm geboren werden!

Heinrich. Ha! Ihr sinnt
Die deutschen Reichsgesetze zu zerreißen?
Kein Wunder, da Ihr deutsche Sitte schon
In Eurem Hause ausgelöscht. Was kümmert
Euch Eurer Schwester Lieb' und Leid? Mag sie
In Thränen sich verzehren, wenn sie nur
Ein gold'nes Krönlein auf dem Haupte trägt. —
Ihr macht mich rasend, denk ich dran!

Otto. Ihr seid's schon.

Aus meinen Augen, Frecher! Wer sich den
Ottonen will verschwägern, lerne sie
Zuerst begreifen. (Er kehrt ihm den Rücken zu.)

Heinrich. Otto, spracht Ihr das
Als Euer letztes Wort?

Otto. Habt Ihr's verstanden,
So ist's mein letztes Wort.

Heinrich. So mag mir Gott
Der Herr verzeihn, wenn ich drum sündige! (Er stürzt ab.)

Otto. Wie diese Spinnen mich mit ihren Netzen
Umgarnen möchten, daß ich unversehens
In ihrer kleinen Welt gefangen sei,
Und nur so weit mit meinem Willen reiche,
Als ihrer Fäden Maß mir Spielraum giebt!
Zerreißen will ich diese Spinnennetze!
Frei will ich sein! — Sie ist's — Stephania!

Dritter Auftritt: Stephania. Scipio.

Scipio. Wie Ihr befehlt, führ' ich Stephania her.
Stephania. Nur der Gewalt nachgebend folgt' ich ihm.
Zu welchem Spotte hast Du mich ersehn?
Sag's kurz, Du bist der Mächtige, ich muß
Gehorchen.

Otto. Mächtiger als ich, bist Du
Stephania — verwirrt sieh' ich vor Dir.

Stephania. Was störst Du einer armen Wittwe Beten?
Was lockst Du mich, die freudeleeren Herzens,
Hinaus in diese lusterfüllte Welt?
Ist's Deiner Eitelkeit noch nicht genug,
Daß sich ganz Rom vor Deinen Wagen spannt?
Soll mich das Volk um meiner Schwachheit höhnen,
Damit Du triumphirst? Daß ich's erlebe!

Otto. Verzeih' Dir Gott, wenn Du mich so in Wahrheit
Erkennst. Betrüge nicht Dein Herz mit Worten.
Wie ich Dich mir gewann, kann ich Dich nie
Verlieren. Mein bist Du, weil Du mich liebst.

Stephania. Liebt man, was man nicht tödtet? Eitler Wahn!
Ich hasse Dich —

Otto. So tödtet mich, Stephania!
Stephania. O daß ich es nicht konnte! — Lebe wohl,
Ich will Dich nie mehr sehn.

Otto. Stephania,
Wohin?

Stephania. Das Kloster wird mich schützen.

Otto. Geh —
Ich spreche Dich frei! Doch eine Heldenthat wär's nicht,
Lebendig sich ein Grab zu suchen. Bleibe!
Du bist bestimmt auf einem Thron zu sitzen,
Tief unter dem der Menschheit Woge rollt.
In Dir vereint sich alle Majestät
Des alten Rom mit Jugendreiz des neuen,
Des jungerstehenden. O könnt' ich Dir
Doch einen Spiegel halten vor's Gesicht,
Ich brauchte nicht zu sprechen. In ein Kloster? —
Der Blitz aus Deinen Augen würd' auf Dich
Zurück vom Spiegel fallen, und dich strafen.

Stephania. Hoffst du mit Schmeichelei mich zu gewinnen?
O laß mich fort. In deiner Nähe faßt mich
Unheimlich ein Gefühl, als wär' ich dir
Zur Qual bestimmt — weil ich Gelübde brach.
O laß mich fort. —

Otto. Jetzt — jetzt — Stephania,
Wo ich Italiens glühende Lebenssonne
In meiner Brust aufgehen fühle, wo ich
Ein Gott sein kann an Seligkeit? Stephania,
Ich liebe Dich. Kann denn ein Mann mehr sagen
Mit weniger Worten?

Stephania. Mich beschimpfst Dein Antrag.

Fort! rühre mich nicht an! — Du bist ein Deutscher,
Du bist Rom's Feind.

Otto. Glaubst Du das Märchen auch?

Ich liebe Rom und bin sein Feind? O wolltest
Du mich verstehen, und Du wüßtest sagen:
Ein Römer wirbt um eine Römerin,
Ein Cäsar um die königliche Frau,
Die je das Capitol bestieg. Ich will
Die alte große Zeit Euch wiederbringen,
Als Rom dem Erdkreis sein Gebot diktierte.
Rom ist nicht ewig todt, es schläft nur; — ich,
Ich selbst will's wecken! Kaiser Karl ererbte
Das Reich von den Cäsaren, nicht vergeblich
War der Ottonen Kampf darum. — Ich bin
Kein Deutscher. Keinem Volk bin ich entstammt,
In mir fließt aller der Nationen Blut,
Und alle sind mir gleich verwandt. Rom aber,
Rom soll das Herz sein, dem ich all mein Blut
Verströme; daraus mögen es die Völker
Zu trinken kommen — O! sei mein, Stephania,
Sei mein! Gebiete über Kaiser Otto
Und über diese Welt.

Stephania. Versuche mich nicht,
Ich bin ein schwaches Weib! — Ha! dort, Crescentius!

Otto. Es ist ein Schatten, sieh mich an — er bleicht.
Ich bin es, den Du liebst.

Stephania. (Sinkt an seine Brust) So rette mich
Vor ihm und vor mir selbst — O! ich vergehe.

Otto. Ich halte Dich und halte Rom umschlungen.

Stephania. O sprich nicht; sieh mich an; Dein Auge lügt nicht.
Kein, schwöre mir.

Otto. Ich schwöre.

Stephania. Kennst Du mich?
Wild bin ich, eifersüchtig, racherfüllt,
Ein Weib, das alle Weibheit abgethan,
Um Dich zu tödten. Otto — kennst Du mich?

Otto. Und kennst Du mich? Ich bin Otto der Sachse!

Stephania. So ist der Bund geschlossen. Fort, ihr Zeichen
Der Trauer, schwarze Fäden, schwarze Schleier!
Jungfrau Maria, Dir sind sie geweiht;
Bewahre sie, daß ich sie nie ersehne.

Vierter Auftritt: Adelheid. Ritter. Gefolge.

Adelheid. Was ging hier vor? Sprich Otto! Herzog Heinrich
Von Baiern stürzte wild entsetzt und bleich
Vor Wuth aus dieser Kirche. An der Schwelle
Sank er zusammen, keines Wortes mächtig.
Man trug ihn in sein Zelt, und die ihn trugen
Verwünschten Dich. Durch's ganze Lager schallt
Ein Schrei des Unmuths. Otto, was geschah?

Otto. Er hat vielleicht zu viel gebeichtet.

Adelheid. Otto!

Ich weiß, Du hast ihn schwer beleidigt. Himmel!
Uns alle wirfst Du ins Verderben stürzen.

Otto. Verzagt die Frau des großen Otto? Sieh!

Wie weit kam's mit den Weibern? Lernet
Von dieser! Sie ist eine Römerin,
Von heute ab, ich schwör's, Rom's Kaiserin.

(Der Vorhang fällt.)

Liebespoesie der Troubadours.

Vortrag von Kreisrichter D. Rosenkranz-Friedland.

Geehrte Anwesende! Gestatten Sie mir, Sie aus diesen
Räumen auf kurze Zeit hinwegzuführen in ein heiteres Land des
südwestlichen Europas, über welches ein milderer Himmel seine
ewig blaue Kuppel wölbt, wo der blühende Mandelbaum und
die reisende Feige von dem goldenen Glanze einer wärmeren
Sonne Zeugniß ablegen und ein fröhlicher, genußsüchtiger und
heißblütiger Menschenschlag uns daran erinnert, daß wir dem
verstandeskalten Norden entflohen sind. Dieses herrliche Land,
dessen nördliche Grenze die majestätische Loire bezeichnet, während
an seinen südlichen Ufern die Wogen des mittelländischen Meeres
branden, welches durch die waldigen Bergschluchten der Sevennen,
wie durch die anmuthigen Ufer der Durance alle Reize landschaft-
licher Romantik erhält: es ist die Provence, welche der Trouba-
dour Peire Vidal in folgenden Versen feiert:

Aus der Luft saug' ich Erquickend
Die mein Land Provence sendet;
Alles freut mich, was es spendet;
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm spricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich sein Lob beglücken.
Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhonestrom nach Vence,
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein so vergnüglich Leben.

Als aber Peire Vidal also sang, war die Physiognomie der
Provence noch bei weitem pittoresker, als gegenwärtig. Stolze
Burgen und prächtige Schlösser schmückten ihre zahlreichen An-
höhen, und in den größeren Städten, Toulouse und Arles na-
mentlich, entfaltete sich der prunkende Glanz reicher Fürstenhöfe.
Bevölkern Sie diese Scenerie mit kunstliebenden und verschwenderischen
Herrschern, welche den Ruhm, Beschützer der Poesie zu
sein, nicht geringer achteten, als kriegerische Ehren; mit holden
Frauen, welche durch ihre Günst die Lieber ihrer Sänger lohnten;
mit lebenslustigen Rittern, die oft ein heiteres Turnier dem
ernsten Kampfe vorzogen; fügen Sie endlich die Erscheinung des
sorglosen, chevaleresken Dichtersängers hinzu, der bald dauernd
an einen Fürstentum gefesselt, bald von Schloß zu Schloß schwei-
fend, das Lob seiner schönen Gebieterin und seines freigebigen
Beschützers singt, stets getreu dem Wahlsprüche Arnalbs von
Maraviglia: „A dieu mon ame, mon bras au roi, mon coeur
aux dames, l'honneur pour moi!“ — dann haben Sie in flüch-
tigen Konturen eine Zeichnung von dem schönen Vaterlande der
Troubadours. Auf solchem Boden konnte die Poesie wohl lustig
emporgrünen, da sie hier alle Bedingungen ihrer Existenz in
Ueberfülle vorfand. Lassen Sie mich, um der eben hingeworfe-
nen Titel-Vignette meines Vortrages ein Wenig historisches
Colorit zu verleihen, nur auf eine dieser Bedingungen näher ein-
gehen: ich meine die in Bezug auf äußerliche Bedürfnisse glückliche,
ja glänzende Lage, in welcher sich hier der Dichter befand. Mit
heimlichem Reide mögen es unsere armen modernen Poeten
hören, daß hier das gelobte Land war, in welchem für den Dichter

Gold und Ehre floss. Denn eine ungläubliche Freigebigkeit be-
wies überall die Liebe zur Dichtkunst und das hohe Ansehen, in
welchem sie stand. „Man übte die Freigebigkeit, zum Theil um
des Ruhmes willen, mit Leidenschaft: wie die Könige ganze Pro-
vinzen verschenkten, die Barone stets offene Tafel hielten und
als einladendes Zeichen der Gastfreundschaft einen Helm über die
Pforte des Schlosses anbrachten, so gab selbst der dienende Ritter
seinen letzten Pfennig ohne Bedenken als Almosen hin. Nicht
selten artete die Milthätigkeit in unsinnige Verschwendung aus.
Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art erzählt Gottfried von
Vigeois. Im Jahre 1174 beschied Heinrich II. von England
eine Versammlung nach Beaucaire, um den Frieden zwischen
Aragon und Toulouse zu vermitteln; weder der König von Eng-
land, noch der von Aragon erschien; allein es kam eine außer-
ordentliche Menge von Freiherren und Rittern zusammen. Der
Graf von Toulouse machte bei dieser Gelegenheit dem Baron
Raimund von Agoult 100,000 Sols zum Geschenk, dieser aber
ließ die Summe sogleich an 10,000 Ritter und Troubadours
vertheilen. Ein anderer Edelmann, Bertram Rambaut, ließ ein
Stück Land bei Beaucaire pflügen und 30,000 Sols in Pfennigen
darauf aussäen. Wilhelm von Martell, der 300 Ritter in sei-
nem Gefolge hatte, ließ alle Speisen in seiner Küche an dem
Fener von Wachsfackeln zubereiten. Die Gräfin von Urgel hatte
eine Krone, deren Werth man auf 40,000 Sols schätzte, ein-
geschickt, um einen gewissen Wilhelm Mita, den man zum König
der Sängler ausrufen wollte, damit schmücken zu lassen. Raimund
von Venous machte den Beschluß damit, daß er dreißig Pferde
herbeiführen und lebendig verbrennen ließ.“

Unter solchen Umständen darf es uns kaum Wunder neh-
men, daß in einer Zeit des Mittelalters, welche im Ganzen noch
so wenig Sinn hatte für höhere geistige Bestrebungen, in diesem
Arkadien des Ritterthums die Blume der Poesie schon ihre Reize
entfalten konnte, um so weniger, als damals, d. h. im 12. und
13. Jahrhundert sich ganz Südfrankreich im Innern eines mehr
als hundertjährigen Friedens erfreute, den nur einmal der blutige
Albigenserkrieg unterbrochen hatte.

So naturgemäß sich aber auch diese Epoche der französischen
Literaturgeschichte entwickelte, so merkwürdig erscheint sie doch,
nicht nur im Hinblick auf den allgemeinen Zustand der Poesie in
Europa, sondern auch durch die speciellen Eigentümlichkeiten,
welche sie selbst auszeichneten. Denn ich darf behaupten, daß
die Poesie der Troubadours und ihre Geschichte nicht nur in lite-
rarhistorischer Beziehung einige interessante Momente bietet, son-
dern auch für die Sittengeschichte des ganzen Mittelalters einen
beachtenswerthen und anziehenden Beitrag liefert.

Hiermit dürfte der Versuch gerechtfertigt sein, ein Bild der
dichterischen Thätigkeit der Troubadours, d. h. also derjenigen
Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts, welche sich der proven-
çalischen Sprache bedienten, zu entwerfen. Ich muß dasselbe
jedoch bei der Reichhaltigkeit des Stoffes auf eine der Hauptrich-
tungen dieser Dichter beschränken, und wähle dazu ihre Liebes-
poesie, theils, weil sie hauptsächlich dieser ihre heutige Berühmtheit
verdanken, theils, weil uns dieselbe auf ein für jene Zeit vor-
zugweise charakteristisches Gebiet führt. Ich bin dabei bemüht
gewesen, durch möglichst viele Einzelheiten und Beispiele meine

Darstellung, vielleicht auf Kosten der Uebersichtlichkeit, möglichst anschaulich zu machen. Die biographischen Notizen, sowie die Uebersetzung der mitzutheilenden Lieberproben verdanke ich größtentheils den sorgfältigen Lebensbeschreibungen der Troubadours von Friedrich Diez. *)

Die große Bedeutung, welche die Liebe für die Dichtungen der Troubadours gewonnen hat, verdankt sie nicht ganz allein, wie dies bei der modernen erotischen Lyrik zumeist der Fall ist, sich selbst und den durch sie geweckten mannigfaltigen poetischen Stimmungen. Vielmehr hängt dieselbe außerdem wesentlich mit dem erhöhten Einflusse zusammen, welchen in dieser Periode des Mittelalters die Frau auf das Leben des Mannes gewann. Der allmählig feinfühligere gewordene Sinn des Mannes begann erst jetzt die hohe Bedeutung der Frau als Schirmherrin der Sitte zu erfassen, jene Bedeutung, welche nicht schöner auseinandergelegt werden kann, als durch jene bekannten Worte, welche die Prinzessin über diesen Gegenstand an Tasso richtet. **) Da die Frau dem Manne schon durch ihre natürliche Schwäche idealer erschien, als er selbst, so setzte er seinen Stolz darin, nicht nur im Verkehr mit ihr die naturwüchsige Rohheit zu unterdrücken, sondern auch nach Außen hin mit freiem Wort und starkem Arm jede Unbill von dem „zarten leichtverleglichen Geschlechte“ abzuhalten.

Sinzu trat als ein zweites Moment, daß gleichzeitig die Kirche den religiösen Kultus der Jungfrau Maria immer mehr ausbildete und endlich bis zu einer absoluten Apotheose der Gebenedeieten steigerte. Denn damit wurde natürlich der Verehrung des Weibes überhaupt eine höhere Weihe verliehen.

Unter solchen Einflüssen mußte sich naturgemäß die Liebe zu einem allgemeinen poetischen Ideal gestalten, dessen weitere Ausbildung ebenso naturgemäß dem Ritterstande zufiel. In der unbedingten Freiheit, sich seinen erotischen Gefühlen und Vorstellungen zu überlassen, bemächtigte er sich dieses Liebesideals mit jugendlichem Ungeßüm, indem er es mit der den Jünglingsjahren eigenen Maaßlosigkeit ausarbeitete, und die größte Befriedigung darin fand, seine Phantasie in den romantischen Irrpfaden dieses ihm bis dahin fast unbekanntes Paradieses planlos umherschweifen zu lassen. Zu welchen phantastischen Schwärmereien dies führen konnte, beweist unter Anderm die abenteuerliche Begebenheit aus dem Leben des Kaufre Kudel, eines Troubadours, welcher etwa von 1140—70 blühte. Wir finden darin einen so trefflichen Beitrag zur Charakteristik dieses merkwürdigen Zeitabschnittes, daß ich sie mit den Worten der ältesten darüber aufbehaltenen Nachricht erzähle:

„Kaufre Kudel von Blaya, heißt es, war ein sehr edler Mann, Prinz von Blaya; er verliebte sich in die Gräfin von Tripolis, ohne sie je gesehen zu haben, in Betracht ihrer großen Güte

*) Friedrich Diez, Leben und Werke der Troubadours. Außerdem benutzte ich, neben allgemeinen Handbüchern, von demselben: die Poesie der Troubadours; ferner Brinkmeier, die provenzialischen Troubadours, welcher sehr oft Diez ohne Nennung der Quelle mit größter Unverschämtheit wörtlich abschreibt; — sowie Karl Rosenkranz, die poetischen Ideale der Völker.

**) Tasso, 2. Akt, 1. Auftr.

und Freundlichkeit, die er von den aus Antiochia kommenden Pilgern hatte preisen hören. Nun dichtete er viele schöne Lieder auf sie, mit schönen Weisen und in kurzen Versen. Aus Verlangen, sie zu sehen, nahm er endlich das Kreuz und begab sich auf die See. Da überfiel ihn in dem Schiff eine schwere Krankheit, so daß seine Reisegefährten ihn für todt hielten; indessen brachten sie ihn nach Tripolis, in eine Herberge. Man benachrichtigte die Gräfin davon, und sie begab sich zu ihm an sein Bett und nahm ihn in ihre Arme. Er aber merkte, daß es die Gräfin war, und pries und dankte Gott, daß er ihm das Leben gefristet, bis er sie gesehen. Dergestalt starb er in den Armen der Gräfin, und sie ließ ihn in dem Tempelhaufe zu Tripolis ehrenvoll bestatten, und aus Schmerz über seinen Tod begab sie sich noch denselben Tag in ein Kloster.“

„Das Abenteuerliche dieser Geschichte, bemerkt Diez, liegt nicht in der Pilgerfahrt des Sängers, nicht in der schmerzlichen Wonne seiner letzten Athemzüge, sondern in der phantastischen Entstehung einer so ernstlich gemeinten Liebe. Allein dieser Umstand tritt der Wahrscheinlichkeit dieses Vorfalles nicht in den Weg: eine bloß durch das Gerücht entzündete Liebe entspricht der schwärmerischen Denkungsart jener Zeit vollkommen, und ist auch sonst bei den Troubadours nichts Unerhörtes.“

Ist es nun hierdurch erklärt, warum die Liebe in den Dichtungen der Troubadours eine so wichtige Rolle spielt, so ist doch die Art und Weise, wie diese Dichter das Liebes-Ideal auffassen und in ihren Liedern zur Anschauung brachten, in den meisten Fällen eine dem wahren Wesen dieser Leidenschaft nicht entsprechende, und keineswegs dem innigen Ernste gleichzustellen, mit dem ihm fast gleichzeitig die deutschen Minnesänger einen so naiv herzlichen Ausdruck verliehen.

Wir dürfen zunächst nicht vergessen, daß wir es hier nicht mit unsern durch Gemüthstiefe berühmten Landsleuten zu thun haben, sondern mit heißblütigen, leichtlebigen und leichtfertigen Süßfranzosen, deren Minnepoesie schon deshalb nicht die langsam entwickelte, aber nachhaltige Wärme deutscher Sentimentalität anshauften, sondern nur den um so helleren Glanz eines schnell entzündeten Flackerfeuers verbreiten konnte.

Noch mehr aber ist zu beachten, daß die Poesie der Troubadours keine Volkspoesie war, welche die Leidenschaft bei weitem einfacher zwar, dafür aber um so unverfälschter, naturwahrer darstellt. Die Höfe der Fürsten, die Schläfer des Adels waren ja der Boden, auf welchem die Poesie der provenzalischen Dichter emporwuchs. Dem äußern Glanze gegenüber, welcher hier herrschte, wäre die schlichte Gefühlseinfalt des Volksliedes zu dürftig erschienen, der künstlich verfeinerte Geist, welcher durch die Feinwürfel wehte, ließ Naturfrische und Wahrheit der Empfindung nicht zur vollen Entfaltung gelangen. Vor dem empfindsamen Auge der Fürstinnen und Baronessen durfte die Liebe nicht in unverhüllter Ursprünglichkeit, sondern nur im glänzenden Hofkleide erscheinen. Nicht die Liebe war es daher, welche Dichter begeisterte, sondern in den bei weitem meisten Fällen ein Surrogat derselben, welches wir mit dem Ausdrucke Galanterie zu bezeichnen gewohnt sind: der bloß äußerliche Frauendienst kleidete sich in das Gewand der Liebe und vertrat ihre Stelle. Denn feines höfisches Benehmen, besonders den Frauen

gegenüber, war für den Dichter ebenso unerlässlich, wie das Verständniß seiner Kunst, und der von modernen Poeten oft mit Glück gemachte Versuch, sich in Damenkreisen durch auffällige Nonchalance und Rücksichtslosigkeit mit dem Nimbus der Originalität zu umgeben, würde bei den provenzalischen Damen ohne Effekt geblieben sein. Im Gegentheil, wer nicht „in die Schule der Frauen gegangen war“, wie man es nannte, galt nur für mangelhaft ausgebildet. Raimon von Miraval bezeichnet es sogar in einer Canzone als einen schweren Tadel für einen Ritter, wenn man von ihm sagen könne, „man sähe ihm an, daß er nicht von den Damen geliebt und dadurch erzogen worden sei“, und in ähnlichem Sinne erklärt Bernard von Ventadour „ich verdanke meiner Dame meinen Werth, meinen Frohsinn und meine angenehmen Sitten.“

Sowie aber jeder Hofdichter und jeder Ritter, d. h. diejenigen Personen, welche in jener Zeit überhaupt auf Bildung Anspruch machten, die angenehme und schwierige Kunst der Galanterie ex professo verstehen mußte, so war es für ihn auch eine selbstverständliche Pflicht, eine Dame zu haben, auf welche er alle Frauenhuldigung concentrirte, und die er als das Ideal aller Schönheit, Tugend und Liebeshwürdigkeit in seinen Minneliedern verherrlichte. Für wie unerlässlich die Sitte der Zeit ein derartiges Verhältniß erachtete, beweist schlagend der Umstand, daß sogar ein Mönch, welcher Troubadour wurde, desselben nicht entbehren durfte. Ein uns unter dem Namen des Mönchs von Montaubon aus den Jahren 1180—1200 bekannter Troubadour nämlich hatte sein Kloster verlassen, um das Leben eines fahrenden Dichters zu führen. Mit Rücksicht darauf, daß er den ganzen Ertrag seiner Kunst seinen Klosterbrüdern zuzuwenden versprochen, gestattete ihm sein Abt, den Hof des Königs Alfons von Aragon zu besuchen, und dort nach dessen Willen zu leben. Alfons ertheilte ihm nun das damals für einen Geistlichen gewiß seltene Gebot, Fleisch zu essen, zu dichten, zu singen und den Liebhaber zu spielen. Daß er sich auch der letztern Aufgabe entledigte, mag folgendes Bruchstück aus einem seiner Lieder beweisen, welches allerdings zugleich verräth, daß es dem geistlichen Herrn, der bisher nur Brevier und Rosenkranz gehandhabt, etwas sauer ankam, die Laute zu schlagen, und daß er auch zu den Füßen seiner Dame die im Kloster studirte Scholastik nicht vergessen konnte: „So wie einer, seufzte er, den man um eines geringen Vergehens willen vor Gericht stellt, der Gerichtshof aber ist ihm nicht hold und er könnte sich leicht durch die Flucht retten, allein er ist sich eines so geringen Fehltritts bewußt, daß er nicht fliehen will, und lieber bange dort erscheint, — ebenso hat mich Liebe an einen Ort gewiesen, wo mir Recht nichts hilft, wo ich um Gnade nicht zu rufen wage, und des Entfliehens nicht mächtig bin.“

„Edle Herrin, wäre ich an eurem Hof redlich geschützt, und gerichtet worden, so hätte man mein Unrecht gegen euch Recht genannt, denn ich kann mich durch den Eid vollkommen reinigen. Ihr aber, edle und gütige Frau, habt gegen mich keinen andern Beweis meines Fehltritts, als daß ich euch und alles eurige liebe: dies ist die ganze Schuld, die ich an euch begeh.“

Bei diesen Verhältnissen des Troubadours zu seiner Dame dürfen wir — wie schon aus dem bisher Bemerkten zu entneh-

men — nicht immer an eine ernstlich gemeinte gegenseitige, oder auch nur einseitige Neigung denken. Die Liebe des Troubadours war in der Regel nur eine zu poetischen Zwecken geschaffene. Die Huldigungen, welche er seiner Gebieterin darbrachte, gelten als ein Gebot der Schicklichkeit, welches man der Gattin, Schwester, oder einer andern Verwandten seines Mäcens gegenüber zu erfüllen hatte; die Minnelieder waren ein gewöhnlicher Tribut, den die Schönen einfasirten, ohne in der Regel ihre Sängler anders zu belohnen, als dadurch, daß sie sich eben ruhig von ihnen verherrlichen ließen. *) Es darf daher nicht auffallen, daß einerseits vorzugsweise verheirathete Frauen Gegenstand solcher poetischen Galanterien waren, und andererseits verheirathete Troubadours sich, der Sitte der Zeit gehorchend, ebenfalls irgend eine Dame zum Mittelpunkte ihrer Canzonen wählten, die aber bei Liebe nicht ihre eigene Gattin sein durfte; denn das würde geradezu für lächerlich gegolten haben.

In solcher Weise angefangen und verherrlicht zu werden, muß übrigens gar süß gewesen sein, und so wie die Courtoisie den Dichtern gebot, eine Herzenskönigin zu besitzen, ebenso scheinen die vornehmen Frauen jener Zeit einen Sängler für ein unentbehrliches Requisit ihres Boudoirs gehalten zu haben, dessen Lieder der Spiegel sein mußten, in welchem sie sich mit allen Reizen einer Schönheit geschmückt erblicken konnten, die sie vielleicht oft nicht besaßen, und der zum Aerger ihrer Nebenbuhlerinnen aller Welt fund that, daß keine Dame von den Grazien so sehr bevorzugt sei, als sie. Dies zeigen uns mehrfache Beispiele aus den Lebensgeschichten der Troubadours. Von einer gefeierten, glanzlichtigen Dame, Loba von Penautier, wird berichtet, daß sie unter ihren vielfachen Verehrern dem Grafen von Foix zugethan gewesen sei, trotzdem aber sich den Anschein gegeben habe, als liebe sie den Troubadour Raimon von Miraval, weil dieser ihren Ruf durch seine Lieder weit verbreitete. Als letzterer von ihrer Verstellung Kenntniß erlangt, hielt er es für das Schicksalste, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, d. h. sie ebenfalls zu hintergehen. Sie muß indessen großen Werth auf seinen Besitz gelegt haben, denn der Biograph läßt sie nun zu ihm also sprechen: „Miraval, wenn ich jemals Ruhm und Ehre, Freunde und Freundinnen besaß, und Geschicklichkeit und Lebensart bewies, so habe ich euch dies Alles zu danken, und wenn ich dagegen nicht Alles that, was ihr wünschtet, so war es nicht eine fremde Liebe, die mich abhielt. — Uebrigens sind es ja erst zwei Jahre und fünf Monate, daß ich euch einmal geküßt habe.“

In einem andern Falle suchte eine gewisse Edelfrau Pansa den Troubadour Uc von St. Cyr, welcher die Gräfin v. Anduse zu seiner Gebieterin erwählt hatte, der letztern aus Neid abspenstig zu machen. Dies gelang ihr auch so wohl, daß Uc jene verließ, sie sogar öffentlich schmähete und sein ganzes Talent dem Ruhme der neuen Freundin widmete. Als er jedoch deren eigenmächtige Absicht erkannte, bat er die Gräfin von Anduse um Vergebung. Diese, welche es doch angenehmer fand einen untreu gewordenen als gar keinen Sängler zu besitzen, nahm ihn in

*) Auf die häufig sehr realistische Seite solcher Verhältnisse konnte ich in diesem Kreise natürlich nicht eingehen.

Gnaden wieder auf und hatte jetzt das Vergnügen, zu hören, wie er jetzt nur Schmähdieder auf Pansa dichtete.

Schon diese Begebenheiten bestätigen meine frühere Behauptung, daß die Liebe, welche die Troubadours zur Schau trugen, in der Regel diesen Namen nicht verdient. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn solche poetische Liebeshändel gewöhnlich nur als ein romantischer Zeitvertreib in Scene gesetzt wurden, und daß man, um sie noch mehr zu würzen, oft mit Absicht recht seltsame Situationen herbeiführte. Einen charakteristischen Belag dafür hat uns die damalige chronique scandaleuse aus dem Leben des Troubadours Pons von Caprueil aufbehalten, dessen Blüthezeit beiläufig in die Jahre 1180—90 fällt.

Pons widmete seine Lieder der Dame Adalasia v. Mercoeur, welche ihn dafür mit gelegentlichen kleinen Auszeichnungen belohnte. Der geschmeichelte Ritter jedoch, der in dieses Verhältniß etliche pikante Abwechslung zu bringen wünschte, gerieth auf den unglücklichen Einfall, die Zuneigung seiner Freundin zu prüfen. Er begab sich an den Hof eines Herrn von Marseille, und sang nun das Lob der Gattin derselben, welche Audiart genannt wird. Ja, er trieb, um sich an dem Kummer der verlassenen Gönnerin zu weiden, seine Heuchelei so weit, daß er dieselbe durch seine Lieder geradezu verletzte. Es scheint indessen, als habe Audiart von Marseille keine Lust gehabt, in dem Romane ihres Sängers die ihr zuge dachte Rolle zu spielen. Trotz zärtlicher Canzonen gönnt ihm die kluge Frau die Ehre nicht, mit den Trophäen ihrer Gunst vor der beleidigten Geliebten zu prangen und sie der versöhnten zu Füßen zu legen. Aber auch einer schmeichelhaften Botschaft von seiner wahren Freundin sah der leichtfertige Pons vergeblich entgegen. Adalasia, im Unwillen über sein tolles Benehmen, wollte nichts mehr von ihm hören. Da bequeme er sich denn dazu, die reuevollsten Lieder an sie zu senden. Adalasia blieb aber unbeweglich. Nun ergriff er ein eigenes Mittel. Er bat drei edle Frauen, Fürbitte für ihn zu thun. Sie willigten ein, und der Versuch gelang vollkommen, wie uns neue fröhliche Lieder auf der Freundin liebevolle Vergebung beweisen. —

(Fortsetzung folgt.)

Litauische Sagen.

Gesammelt von A. G. Langkusch.

3. Die Seejungfrauen im Teiche bei Pokalna.

In dem Wasseradernetz, welches sich zwischen dem Struweit und dem Kuffstromen ausbreitet, befindet sich ein großer, durch Wasserstraßen mit dem kurischen Haffe in Verbindung stehender Teich unweit des Dorfes Pokalna. In Pokalna lebte vor langer, langer Zeit eine Wittfrau mit ihrem Sohne, die in der Nähe jenes Teiches ihre Wiesen hatte. Der junge Mann war ein tüchtiger Schütze und deshalb immer vor Tagesgrauen auf den

Weiden, um Enten und anderes Geflügel zu belauschen. Als er eines Morgens in die Nähe des Teiches kam, sah er zwei glänzend weiße Tauben sich baden. Erst sah er ihrem Spiele eine Weile von weitem zu; dann schlich er auf allen Vieren sich näher. Während er durch die Uferweiden sich leise vorwärts schob, fand er zwei Päckchen seltsam geformter Frauenkleider, und auf jedem derselben ein schneeweißes Hemde. Noch mit dem Betrachten des Gefundenen beschäftigt, vernahm er einen Doppelschrei weiblicher Stimmen in der einsamen Gegend. Ueberrascht blickte er auf und sah, daß zwei Mädchen schnell wie Fische dem Ufer zuschwammen und auf ihn zueilten. Die Seejungfrauen erkennend, ergriff er, ohne sich lange zu besinnen, seinen Hund — nur ein Hemde entfiel ihm — und lief den Weg nach seinem Hause zu. Schluchzend eilten die beiden Mädchen hinter ihm her, unter beständigem Bitten, ihre Habe ihnen zurückzugeben. Erst unweit seiner Wohnung hielt er an. Mit Erstaunen bemerkte er die hohe Schönheit der einen. Nach einigem Besinnen gab er der minder Schönen ihre Kleider wieder, die alsbald spurlos verschwand; doch kein Flehen, keine Thräne verschafften der Andern ihr Eigenthum zurück. Weinend folgte ihm das Mädchen, als er mit den Sachen unter dem Arme nach Hause schritt. Dort verschloß er Alles sorgfältig in einen Kasten, und übergab den Schlüssel seiner Mutter, mit der Warnung, unter keinen Umständen irgend eins der Kleidungsstücke in die Hände des Mädchens kommen zu lassen, da sie sonst verschwinden würde wie ihre Gespielin. Die Mutter sagte mit Hand und Mund zu. Das Mädchen wurde nach Landesitte gekleidet und zeigte sich in kurzer Zeit freundlich und zuthunlich, indem es in der Wirthschaft nach Kräften mithalf. Auch die erwachte Neigung ihres Entführers, sowie seine Liebkosungen ließ sie sich scheinbar ohne Widerwillen gefallen. Sie wandte nichts dawider ein, als er ihr den Vorschlag machte, sich mit ihm zu verheirathen. Ein Brautpaar — die Braut in wunderbarer, wenn auch eigenthümlicher Schönheit, mit Augen, die an das Grün des Meeres erinnerten — stand vor dem Altar, und mancher beneidete im Stillen den Bräutigam um die schöne Braut. Dem jungen Paare flossen Tage, Wochen, Monate in flüchtiger Eile vorüber. Fünf Jahre waren bereits verstrichen, und vier liebevolle Kinder bildeten des Vaters Glück und Freude. Da traf es sich, daß den Ehemann ein wichtiges Geschäft nach Tilsit rief. Schmeichelnd und liebkosend wandte sich jetzt die junge Frau an die Schwiegermutter und bat, nur einmal ihr die Kleider wieder zu zeigen; nie solle ihr Mann etwas davon erfahren. Die Alte gab den Bitten, Klüssen, Thränen endlich nach; doch kaum hatte die Schlaue ihre Kleider wieder in Händen, als sie mit einem Jubelschrei wie Dunst verschwand. Tief sinnig lief der zurückgekehrte Gatte umher, immer suchend, nimmer findend, und bald verzehrte der Gram sein Leben. Von der Seejungfrau hat niemand wieder etwas gehört. Nur in Sommernächten rauscht es wie Klagegesang im Noth — vielleicht der ruhelose Geist des Todten, der seine Liebe sucht und nimmer findet.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

No. 16.

ausgegeben den 22. August

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet. Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an. Akademische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

Kaiser Otto der Dritte.

Trauerspiel in fünf Akten von Ernst Wichert.

Akt 3.

Scene 1. Zimmer bei Giovanni.

Erster Auftritt: Giovanni. Der Mönch Ambrosio.

Giovanni. So richter's wohl nach meiner Weisung ein, Daß sich die Stimme nächtlich hören läßt Wie aus dem Grabe des Crescentius. Verbreitet schnell die Nachricht unterm Volke, Und fordert alle Gläubigen zu Messen Für's Seelenheil des theuern Todten auf. Und fragt man Euch, warum Crescentius Im Grabe keine Ruh' hat und warum Er Rache ruft und wem? — so deutet klüglich Nur mit Geberden an, sein Feind sei mächtig, So mächtig, daß Ihr nicht zu sprechen wagt, Ohn' Eure Sicherheit schwer zu gefährden; Laßt Jeden ahnen, wen Ihr meint, doch sprecht Den Namen nicht; dann aber preist Crescentius Und sein Geschlecht und jene guten Zeiten, Wo er die Stadt regierte. — Wie man Euch Und Eure Rede aufnimmt, das berichtet Mir täglich, und Ihr seid des Lohns gewiß.

(Der Mönch entfernt sich.)

Dies Spiel wird seine Wirkung nicht verfehlen. Wenn man nicht mehr auf die Lebend'gen hört, So ist es Zeit, daß uns die Todten zeugen. Laßt sehn, ob diesen Geist der neue Papst, Der Geisterbanner Gerbert wird beschwören.

Zweiter Auftritt: Giovanni. Scipio.

Giovanni. Ah! Scipio. Welcher Zufall trägt Euch her Zu dem vergessnen Giovanni? Müßigt Ihr Euch ein Stündchen ab von Eurem schweren Geschäft bei Hof, des Kaisers Purpurschleppe Zu tragen? Nun, Ihr seid willkommen, Scipio! Scipio. In Kaiser Otto's Auftrag komm' ich zu Euch. Giovanni. In Kaiser Otto's Auftrag? — Seine Majestät Geruhen zu befehlen — O! wie spricht man Bei Hofe?

Scipio. Giovanni! Euer Haß Macht gegen ihn und mich Euch ungerecht.

Giovanni. Ja in der That ich haß' ihn! Sagt, wer stand Dem heil'gen Stuhle näher, da der Papst Das Zeitliche gesegnet, wer als ich? Und wer betrog mich um die Wahl, als Otto?

Scipio. Den Kaiser band ein feierlich Gelübde. Nicht schlechter denkt er drum von Euch. Erkennt's Aus dem Vertrau'n, das er Euch schenkt: — Byzanz Hofft er durch Euch der römischen Kirche und Neapel seiner Krone zu gewinnen.

Siegt Eure Staatskunst, so verspricht er Euch Neapel als ein Erzbisthum; — Ihr laßt?

Giovanni. Laßt Euch doch in's Gesicht sehn, Scipio — Wahrhaftig Ihr bleibt ernst bei solcher Schalkheit.

Ich soll den Köder greifen, wie ein Fisch, Dem allzuwohl im Wasser ist. Ich sehe Den Angelhaken, der in dem Köder steckt, Und weiche keinen Schritt aus Rom.

Scipio. Lebt wohl! Mein Auftrag reicht nicht weiter.

Giovanni. Seid Ihr eilig. Ihr flieht mich, Scipio, warum flieht Ihr mich?

Scipio. Nein, laßt mich gehn. Für Euch und — mich ist's besser. Ich ließ zu tief Euch sehn in meine Seele, Das quält mich, nun ich Euch begegne.

Giovanni. Geht, Ich halt' Euch nicht.

Scipio. Laßt Euch bewegen, nehmt Die Sendung an. — Wird Gerbert ewig leben?

Giovanni. So sagt dem Kaiser: Giovanni könne Im Amt bei Seiner Heiligkeit nicht säumen. Ihr wißt's, ich reich' den Wein dem heiligen Vater.

Scipio. Lebt wohl!

Giovanni. Ein Wort noch, Scipio, eh' Ihr scheidet.

Ich sag's Euch — und das sagt Euch Giovanni — Des Kaisers Herrlichkeit besteht nicht lange.

Zieht nur die Binde von den blinden Augen Und seht die Dinge, wie sie sind, nicht wie sie In Otto's Hirn sich spiegeln. Unfre Römer Sind dieses Regimentes überdrüssig; Von Redensarten werden sie nicht satt, Sie wollen Geld und wieder Geld und Brod. Die Geißlichkeit ist aufgebracht, weil Otto Die Kirche selbst besteuert. — Schon durchschauert Die Nachricht Rom, daß des Crescentius Geist Zur Rache jeden Bürger Roms entbieth.

Scipio. Crescentius? Die Todten ruhn im Grabe.
 Giovanni. Es gab ungläublichere Dinge schon,
 Die wie ein Evangelium man gehalten.
 Wer hören will, der hört auch Geister sprechen. —
 Schaut Euch doch um, wo sind die deutschen Heere?
 Die Pest hat sie getilgt, und wen sie schonte,
 Verjagte Kaiser Otto's Uebermuth.
 Wer blieb, blieb nicht des Kaisers wegen hier.
 Schaut Willigis: er macht grad eine Miene,
 Als dächt' er drüber nach, daß Deutschlands Fürsten
 Die deutschen Könige wählen.

Scipio. Cardinal,
 Ihr übertreibt. Wer sollte wagen, sich
 Dem mächtigen Sachsenstamme zu verfeinden?
 Giovanni. Ich hielt Euch mehr bewandert, Scipio,
 In Hofgeschichten. Ist's Euch ein Geheimniß,
 Daß Otto seinem Vetter Heinrich in's
 Gesicht gelacht, als er um seine Schwester
 In Ehren warb? — Wenn ich's bedenke, Scipio,
 Was wir sein könnten — was wir sind! — Ihr hattet
 Die Macht in Rom — ein einz'ger Schritt noch vorwärts
 Und Euer war die Krone von Italien;
 Ich stand mit einem Fuß schon auf den Stufen
 Zu Petri Stuhl — — jetzt ist's zu spät.

Scipio. Zu spät?
 Ihr wüßht in meinem Herzen, Giovanni,
 Und trefft gerade die Stelle, die mich schmerzt;
 Ihr ruft den alten Ehrgeiz wach, der leider
 Zu früh sich vor dem Glanze Otto's beugte!
 Ich konnte herrschen und ich ward ein Sklave,
 Ihr wißt nicht, Giovanni, wach ein Sklave.

Giovanni. Wenn Euch des Kaisers Sonne blendete,
 Als sie erkand am Horizont der Zeit —
 Seht ihr in's Antlitz jetzt — sie schmerzt nicht mehr,
 Sie wärmt nicht mehr — sie ist im Untergehn.

Scipio. Ich kann ihn nicht verlassen, Giovanni!
 Giovanni. So sinkt mit ihm in die Vergessenheit.
 Scipio. O, wenn Ihr wüßtet, wie er mich geliebt;
 Ein Herz von Stein müßt' ihm entgegenschlagen.
 Giovanni. Fühlt Eure Ketten und Ihr werft sie von Euch!
 Wir waren frei in Rom — frei Scipio!
 Kein Herr stand über uns; wir gaben uns
 Gesetze, Geistlichkeit und Ritterchaft;
 Auf wen'ge Tage nur erlaubten sich
 Die Kaiser in den Mauern Roms zu weilen,
 Um einer Förmlichkeit genug zu thun.
 Denkt an den Stolz des Hauses, dessen Namen
 Ihr tragt; — benützt die Zeit; gewinnt Euch jetzt
 Die Herzen aller Italiener, die
 Das deutsche Regiment verwünschen —; Scipio —!
 Die Krone, die von Otto's Haupte fällt,
 Ihr könnt mit kühnem Griffe sie erheben —
 Wir sind die Herrn, wenn Otto nicht mehr ist! —

Scipio. Schweigt, Giovanni, schweigt, zu mächtig tönt
 Die Stimme des Versuchers. Lockend reißt mich
 Das Lied der Freiheit auf verlassne Bahnen
 Zurück! Es ist noch nicht zu spät! Erwartet
 In kurzem eine kühne That. — Lebt wohl! (Eilig ab.)

Giovanni. Er ist gewonnen! Unser ist die Zukunft! (Ab.)

Scene 2. Vor Rom. Lager. Seitwärts Heinrich's Zelt.
 Dritter Auftritt: Willigis. Deutsche Boten (schwarz gekleidet).
 Willigis. Hier ist des Herzogs Zelt. Verweilt nicht weit
 Davon, bis ich Euch rufe, werthe Herrn,
 Denn Eure Botschaft ist so schwerer Art,
 Daß sie den Mann erblüht, der sie vernimmt,
 Ist er nicht vorbereitet. — Schon im Voraus
 Nehmt meinen Dank für Euer eifriges
 Bemühen, die Fürsten Deutschlands meinem Plane
 Geneigt zu machen. Euer Vaterland,
 Wenns bessere Tage sehn wird, als die jetzigen,
 Wird Eurer nicht vergessen. Gott geleit' uns
 Auch hier (aufs Zelt deutend) zum guten Schluß — Lebt
 wohl so lange. (Die Boten ab.)

Du hast uns keck herausgefordert, Otto!
 Jetzt zeig' uns, ob du die granit'nen Säulen
 Des heil'gen Reichs erschüttern wirst, an die Du
 Im Uebermuth die Hand gelegt. Es ist
 Nicht gut, wenn stets der Sohn dem Vater folgt
 Im höchsten Regimente; leicht vergißt er,
 Wem er die Macht verdankt. — Wir wollen wechseln.

Vierter Auftritt: Willigis. Adelheid.
 Adelheid. Ihr schieht mich, Willigis — was habt Ihr vor,
 Das ich nicht wissen darf? Es ängstigt mich
 Dies unheilvolle Schweigen. Boten gehn
 Und kommen; ihre Botschaft bleibt Geheimniß,
 Doch ahn' ich, wem dies finstre Treiben gilt.
 Mein Enkel hat Euch Alle schwer gekränkt,
 Ihr sinnt auf Rache, Willigis! Sagt's offen,
 Damit ich offen Euch begegnen kann.

Willigis. Mag Euch zu vieles Wissen nicht beschweren,
 Frau Königin, spart Euch den Kummer drüber.
 Adelheid. Schlecht paßt zu Eurem Kleide solcher Spott.
 Ihr solltet meinen Kummer ehren, Bischof!
 Ihr habt kein Kind, für das Ihr sorgt und bangt.
 O daß ich wär' gestorben und begraben
 In Queblinburg an meines Otto's Seite
 Vor diesem Tag! Glaubt mir, ich sehne mich
 Nach Ruhe.

Willigis. Kaiser Otto gönnt sie Euch.
 Adelheid. So lang dies Herz noch pocht in matten Schlägen,
 Kann ich denn ruhn und sehn, wie der Ottonen
 Gewaltger Stamm dahinwelkt, den ich pflanzte?

Willigis. Kann ich Euch helfen Königin? Ihr wißt,
 Ich lieb' Euch nicht. Was klagt Ihr immer mir?
 Mir war's von je verhaßt, wenn Weiber sich
 Ins Regiment der Männer drängten. Euch
 Und Eurem Stolz verdanken wir's zunächst,
 Daß uns des Kaisers Sinn entfremdet ward.

Adelheid. Ich leide mehr als Ihr. — Schließt mich nicht aus
 Von Eurem Rath, wenn's gilt den Kaiser wieder
 Den Seinigen zurückzuführen. — Bischof,
 Bei meiner Seligkeit! ich mein' es ehrlich,
 Mein Enkel muß Italien verlassen
 Und sollt' er's jetzt verlieren! Ihn zu retten
 Scheint mir kein Mittel zu gewagt. Es gilt
 Dem Bann der Zauberin ihn zu entreißen,
 Und dazu will ich Euch behülflich sein.

Willigis. Ein Stücklein Frauenpolitik! Ihr wähnt,
 Stephania's Reize lockten Kaiser Otto

An diesen Abgrund? Täuscht Euch nicht! Was ihn
 Bewegt ist tieferer Natur. Ihn blendet
 Das Riesentugbild einer größern Zeit;
 Mit seinem ganzen Leben ist's verwachsen
 Und unzertrennlich hängt's an seiner Seele.
 Drum laßt sein Schicksal ihn erfüllen; Niemand
 Kann's von ihm wenden, weder Ihr noch ich!

Adelheid. Ihr aber maßt ein Richteramt Euch an,
 Für das Ihr nicht bestellt seid, Willigis.
 Nur Gott dem höchsten Herrn sind Könige
 Verantwortlich.

Willigis. Ereifert Euch nicht nutzlos,
 Frau Königin! Er wird am Stuhle Gottes
 Vielleicht um Antwort schwer verlegen sein.
 Das Recht, das unserm Volke ward, zu wahren,
 Schwört jeder deutsche König nach der Wahl.
 Bricht er's, so ist sein Königsrecht verfallen,
 Und des Gesetzes Hüter rücht ihn!

Adelheid. Erzittert Ihr vor dem Gedanken nicht?
 Die Könige sind unantastbar! Wagt's
 Den Schwur zu brechen, den der Himmel hörte,
 Und Eure eigenen Kirchenthüren schließen
 Den Sünder von den heiligen Stätten aus.
 Wer der Vasallentreue sich entledigt,
 Der steht dem Mörder gleich nach Eurem Recht;
 Ihr könnt nicht richten, ohn' Euch selbst zu richten!

Willigis. Nicht ich, des Volkes Stimme hat gesprochen!
 Wenn's Euch geklisset, vor der Zeit das Urtheil
 Zu hören, das man Eurem Enkel sprach —
 Kommt mit mir! Jene Männer brachten's über
 Die Alpen her zu uns; in einer Stunde
 Entscheidet sich, wer unser König ist.

Adelheid. Wähnt Ihr, ich werde dies geduldig sehn?
 Ihr habt mir Euer rachebürtiges Herz
 Zu früh entbedt; ich eile, meinen Enkel
 Vor der Gefahr zu warnen, die ihm droht. (Ab.)

Willigis. Nehmt erst Gewißheit auf den Weg zum Kaiser.

Fünfter Auftritt: Willigis. Heinrich tritt in Nachdenken
 versunken aus dem Zelt.

Willigis (wendet sich an ihn und legt die Hand auf seine
 Schulter) Ermannet Euch, Herzog.
 Heinrich (noch in Gedanken) Nein, es ging zu tief.
 Willigis. Gebt dieses Grübeln auf; es macht Euch lässig
 Zur That.

Heinrich. Ihr seid es, Bischof? Wißt Ihr, was
 Es heißt, ein Weib verlieren? O, Ihr habt
 Kein Maß für dieß mein Elend, denn nie habt Ihr
 Geliebt. Für Euch ist ja das Weib nur Sünde!
 Ihr habt das Keinste, Schönste, Herrlichste
 Der Religion geopfert; was ist Euch
 Nun noch der Mensch? O geht! Wie wollt Ihr mich
 Und meinen Schmerz verstehen!

Willigis. Euch ward ein hohes,
 Ein edles Weib entrisen, Herzog.

Heinrich. Macht mich
 Nicht toll! Warum das Heil mir stets von Neuem
 Vor Augen halten, das ich eingebüßt?
 O höhnt mich, spottet meiner — mich von Euch
 Bedauert sehn, beleidigt mich.

Willigis. Ich staüle
 Den Schmerz, damit er Mittel sucht zur Lindrung.
 Heinrich. Ich konnte glücklich sein! Ich liebte sie!
 Was ich hier fühle — Liebe — Haß — Verzweiflung,
 Wuth, Wehmuth, Thränen, Raserei, wer mißt es?
 In jedem Tropfen Blut haust mir ein Dämon;
 All meine Freuden sind verwehlt —

Willigis. Weh ihm,
 Der dieses Glück zerförte!

Heinrich. Kennt ihn nicht,
 Kennt seinen Namen nicht. Der Schmerz macht blind,
 Und einmal schon griff ich an's Schwert. Beim Himmel,
 Kennt seinen Namen nicht in dieser Stunde!

Willigis. Und dennoch ruf' ich den verhassten Namen
 Euch immer wieder in's Gedächtniß, Heinrich.
 Seid Ihr's allein, der Otto flucht? Nicht Euch
 Allein hat er beleidigt. Alle fühlten
 Wir uns mit Euch zurückgewiesen. Wie er
 Von seinem Herzen Euch vertrieb, so hat er
 Von seinem Herzen uns gesamt verstoßen,
 Um einer römischen Duhlin Platz zu machen.

Heinrich. In meiner Tollheit überkommt's mich manchmal,
 Er könne unser Kaiser gar nicht sein,
 Er sei kein Deutscher!

Willigis. Ist er's denn? Er hat
 Sich losgesagt von uns, sein Reich und Volk
 Verlassen, unsre Grenzen klosgestellt
 Den Feinden, die, wie Hunde in die Flanken
 Des mattgehegten Wildes, sich von Norden
 Und Osten auf des Reiches Marken werfen.
 Hat er nicht selbst das Bündniß zwischen uns
 Gebrochen, Heinrich? Er ist todt für Deutschland.
 Die Wahl ist frei, das Reich hat keinen Kaiser.

Heinrich. O daß er leben muß zu unsrer Schande.

Willigis. Ich sag' Euch, er ist todt für uns! Wollt Ihr,
 Es dulden, Herzog, daß der Kaiser uns
 An Rom verkauft? Dann tret' ich Euer Schwert
 Mit Füßen, nenn' Euch Knecht der Römerknecht!

Heinrich. Laßt uns in Regensburg zusammentreten
 Und unsre Klagen in Artikel setzen.

Willigis. Damit er sie in's Feuer wirft und uns
 Verlacht? Zu allen Edeln sandt' ich Boten,
 Mich ihrer Stimmen im Voraus versichernd.
 Nur eine Stimme hört' ich: die Ottonen
 Sind abgestorben unserm Reich — laßt uns
 Den neuen König küren!

Heinrich. Willigis!
 Was thatet Ihr?

Willigis. So hört's von diesen Männern.
 (Er winkt den Boten. Sie treten ein und stellen sich vor
 Heinrich.)

Boten. Heil Heinrich, unserm König!

Heinrich. Was ruft Ihr? Träum' ich denn? Wer seid Ihr? Bringt
 Ihr schwarzen Männer mir den Gruß der Hölle,
 Für meine sündlichen Gedanken mich
 Zu strafen? Sprech! im Namen Gottes, sprecht!

Willigis. In Trauer nah'n sie, denn das Reich hat Trauer.
 Von Euch erwartet es Erlösung, Heinrich!

Ein Bote. Von Deutschlands freien Männern abgeseudet,
Als Geißel ihres Wortes nah'n wir dir,
Heinrich von Baiern; hör' uns gütig an.
Bei dem allmächtigen Gotte schwören wir,
Daß unser Herz so rein wie unsre Hand.
Nicht blinder Haß, nicht eitler Sinn nach Neuerung,
Nicht Habsucht, Ehrgeiz oder sonst ein Laster
Reißt uns des Kaisers Majestät antasten.
Nur Noth zwingt uns zu diesem Aeußersten.
Das Recht muß bleiben. Otto hat's verlegt!
So fordern wir Dich auf, an seiner Statt
Das Schwert zu nehmen und zu richten, Dir
Die Königskrone auf das Haupt zu setzen,
Dem Reiche zu gebieten, daß es sich,
Setzt einer Witwe gleich in Aengsten trauernd,
Des neuen Herrschers Angesicht erfreuen!

Heinrich. O haltet ein! Ich will Euch nicht mehr hören,
Höllische Geister! Steiget nieder, steigt nieder,
Macht habt Ihr über mich. Erbarmt Euch, Bischof,
Und zeichnet zwischen sie und mich das Kreuz.
Fort, fort, Versucher!

Willigis. Heinrich, hörst du nicht
Die mahnende Stimme deines Vaterlandes?

Heinrich. O Gott im Himmel!

Willigis. Gedenke der Geliebten!

Heinrich. Ha! Ihr siegt —
Weh mir, Ihr siegt!
(Er reißt das Schwert aus der Scheide und hält es
Willigis entgegen, mit dem Griff nach oben gerichtet.)
Bei diesem Kreuze, Bischof,
Schwört, daß ich meine Seele nicht gefährde!

Willigis (giebt ihm das Schwert mit dem Griff in die Hand)
So seid Ihr Deutschlands Wahl gerecht. Am Griff
Erfassen seine Könige das Schwert,
Es bis zum letzten Athemzuge haltend.

Heinrich. Ich fühl's in meiner Hand. Was zitterst du
So küstern, blankes Eisen? Wessen Herz
Begehrt du? Weh mir, wenn du's triffst.

Schster Auftritt: Die Vorigen. Adelheid.

Adelheid. Verrüchter! Wem ist dieses Schwert gezückt?
Heinrich. Vertritt mir nicht den Weg! Fort, greife Frau.
Willigis. Wir machen Ernst, Frau Königin.

Adelheid. Ihr wart
Der Teufel, Erzbischof, der ihn verführte.
Fort, Heinrich, dieses Schwert, der Kaiser naht,
Um Euch zur Rechenschaft zu ziehn!

Heinrich. Der Kaiser?
Willigis. Er kommt zur rechten Zeit; so dürfen wir
Ihm keinen Boten senden.

Adelheid. Heinrich, hört mich!
Ihr wähnet einen einz'gen Baum zu fällen,
Und rodet einen Wald von kräft'gen Eichen.
Nicht einen Mann bekämpft Ihr, Ihr vertilgt
Ein ganz Geschlecht, das Deutschland groß gemacht.
Ich spreche nicht für meinen Enkel, Heinrich,
Schont die Ottonen! (nieder sinkend) Heinrich — Euch zu Füßen —

Siebenter Auftritt: Otto. Stephania. Scipio und andere
Römer im Gefolge.

Otto. Ha! Adelheid zu Füßen des Verräthers?

Adelheid (zu Otto) Bin ich erniedrigt, bin ich's doch durch dich,
Bethörter, blinder Knabe. Hör' ihn nicht,
Der Herzog, mir nur zinkt er, mir allein!
Reicht ihm die Hand entgegen, noch es Zeit ist.

Otto. Zum Glück sind wir in Rom, wo Faschingspoffen
Beliebt sind. Seh' ich recht, so spielt mein Vetter
Den König mit viel Anstand!

Heinrich. Träte nicht
Das greise Haupt inzwischen Euch und mich,
Das Königspiel sollt' blutig enden.

Adelheid. Heinrich!
Otto. Wo sind die würd'gen Männer, die gekommen
Wie Diebe in der Nacht, um mir die Krone
Für meinen edeln Vetter fortzustehlen?
Ein billiges Geschenk aus solchen Händen!
Seht, Römer, eine Bande von Verräthern
An ihrem Herrn und Kaiser!

Heinrich. Den Verräther
Zurück in deine Seele! Du hast Deutschland
Verrathen und verkauft für lose Gunft
Von Weibern, hast dich losgesagt von uns,
Und seinem Schicksal Deutschland überlassen.

Otto. Seit wann ist's Sitte worden, daß ein Lehnsmann
So seinen Lehns Herrn anspricht? Seht Euch vor!
Ich warn' Euch, Herzog, vor des Kaisers Zorn.
Ich trage Karl's des Großen Schwert!

Heinrich. Nun denn
In Gottes Namen, zeigt, daß Ihr's zu führen
Versteht. Wohl! Hier steh' ich gegen Euch,
Mann gegen Mann, Recht gegen Recht,
Schwert gegen Schwert! Ich werf' Euch meinen Handschuh
Zu Füßen; hebt ihn auf, so's Euch gelistet
Den Kampf zu wagen, denn heut' setz' ich ein
Mein Blut für meines Vaterlandes Ehre.

Otto. Der Herzog träumt! (zu einem Page) He! Knabe nimm
den Handschuh
Vom Boden auf und gieb der losen Hand
Ihn wieder, der er allzusehnell entfiel.
Und sag' dem Herzog: Kaiser Otto habe
Zu Mitterspielen keine Zeit. Wir laden
Nach Regensburg ihn vor zum nächsten Reichstag,
Den wir ausschreiben werden, wenn wir glücklich
Vom Zuge nach Neapel heimgekehrt;
Dort soll er seinem Kaiser Rede stehn.

Willigis. Wenn wir zu Regensburg uns finden, Otto,
Gebt Acht, wer dann der Angeklagte ist!
Die deutsche Kirche fordert Rechenschaft.

Otto. Ich kenne keine deutsche Kirche, kenne
Kein deutsches Reich! Zu Rom steht Peters Stuhl
Und nur ein römisches Reich giebt's auf der Erde!

Römer. Heil, Heil, dem Römischen Imperator Heil!

Heinrich. Das ist zu viel! In unfrem eignen Lager
Ertragen wir den Schimpf? Auf zu den Waffen!

Otto. Den Stab zerbrech' ich über Eurem Haupte,
Und thu' Euch hiemit in die Acht des Reiches —

Heinrich. Allmächtiger Gott!

Otto. Erklär' Euch vogelfrei
Und jedes Mannes Knecht, der Euch bewältigt.
Ein Fremder seid im Land, das Euch gebar,
Ein Ausgestoßener, ein Entabelter

Sollt Ihr im Elend irren, bis Euch Schande
Verzehrt; selbst Euer Tod sei keine Sühne.
Sei Euer Leib verscharrt auf fremder Erde
Fern von den Gräbern Eurer großen Ahnen.
Vergeffen sollt Ihr sein, wie Ihr vergeßt
Den Eid der Treue, den Ihr mir geschworen!

Willigis. Kommt, Herzog, sammelt Euch; die Kirche wird Euch
Mit reichen Zinsen alle Noth vergelten,
Die Ihr um Deutschlands Willen tragen müßt!

Stephania. Setzt, Otto, bist du ganz der unfre! Rom
Ist deine Heimath.

Otto. Ja! jetzt soll sich Rom
Bewähren. Steigt aus Euren Gräbern auf,
Ihr Helben großer Vorzeit, lehrt uns kämpfen.
Erhebt Euch wieder, römische Adler, fliegt
Voran den Legionen. Stolz, mein Rom,
Erhebt du dich aus tausendjähr'ger Schmach!

(Stephania umarmend.)
Und wie ich dieses Weib umarme, schließ' ich
Dich ein in meine Seele, Rom, auf ewig!
Die Römer. Heil Rom! Heil seinem Kaiser!
(Der Vorhang fällt.)

Liebespoesie der Troubadours.

Vortrag von Kreisrichter D. Rosenkranz-Friedland.
(Fortsetzung und Schluß.)

Nachdem ich im Vorstehenden den Geist derjenigen Gefühle
und Empfindungen zu kennzeichnen versucht habe, dem die
meisten Minnelieder der provengalischen Dichter ihren Ursprung
verdanken, werden die Eigenthümlichkeiten dieser Liebespoesie, zu
deren Betrachtung ich nun gelange, leichter erklärlich sein.

Diese Eigenthümlichkeiten treten zunächst in der Form der
Lieder zu Tage. Ein aus dem tiefsten Grunde der Seele in
den Vers überströmendes Gefühl läßt dem Geiste wenig Zeit,
künstliche Formen herzustellen. Die kühle Reigung dagegen,
welche den galanten Troubadour erfüllte, führte ihn gerade dar-
auf, den Mangel an innerer Gediegenheit der Empfindungen
durch äußerliche Ornamentik zu verdecken. Dazu kam, daß
schon im Allgemeinen die Kunst der provengalischen Dichter, da
sie zu dem Volksgefange in den vollsten Gegensatz trat, und
sich selbst als eine cortesa d. h. als eine hofmäßige ankündigte,
von jenem auf den ersten Blick durch ein glänzendes Aeußere
unterschieden sein wollte. Wir finden daher in den Minne-
liedern der Troubadours, wie in allen übrigen Dichtungen der-
selben, sowohl eine große Vollendung, wie auch eine seltene
Mannigfaltigkeit der Formen.

Dies zeigt sich einmal im Bau der Strophe: „die formellen
Charakterzeichen der Volkspoesie bestehen darin, daß sie stets
zwei oder mehr gleichartige Verse zusammenreimt, und dann,
daß sie mit dem Verse den Gedanken, oder ein Glied desselben
beschließt. Die Kunstsdichter verwarfen diese im Geiste hoher
Einfachheit gegründete Regel, indem sie auch ungleiche Verse an
einander fetteten, und erstere nach Wohlgefallen durch den Sinn
verbanden.“ Die Formen ihrer Strophen sind aber keine vor-

geschriebene, vielmehr herrscht in ihrem Bau unbegrenzte Man-
nigfaltigkeit, da es dem Dichter überlassen blieb, sich nach Belie-
ben neue Formen zu schaffen. Ist dies Verfahren in der
modernen Poesie auch das hergebrachte, so war es doch für die
provengalische eine bedeutende Neuerung und um so eigentüm-
licher, als ihr die klassische Literatur fast unbekannt war, und
das Kirchenlied sich auf einige ganz einfache Weisen beschränkte.

Ebenso ungebunden ergeben sich die Troubadours in künst-
licher Anwendung einer Ueberfülle von Reimen, wozu sie über-
dies der Reichthum an Reimwörtern in dem weichen Idiom der
langue d'oc verleitete. „Der Reim dient ihnen nicht allein dazu,
einzelne Verse zu verbinden, — wobei er auch in deren Mitte
erscheinen darf — sondern muß selbst die Strophen unter sich
vereinigen, so daß die Reime der ersten Strophe in allen übrigen
wieder erscheinen.“

Hierzu treten noch andere, wesentlich formelle Aeußerlich-
keiten, welche oft ebenso gesucht erscheinen, wie die Liebe, welche
das betreffende Gedicht veranlaßt hatte. Beispielsweise richtete
Rambaut von Vaqueiras an seine ihm augenblicklich ungnädige
Dame ein Lied in fünf verschiedenen Sprachen, der provengali-
schen, toskanischen, französischen, gasconischen und castilianischen,
deren jede eine Strophe einnimmt. Er beabsichtigte damit theils
seine innere Zerrissenheit, theils aber auch seinen Wig und seine
Kenntnisse an den Tag zu legen. Unter andern Beispielen
wähle ich nur den Beginn einer Canzone, welche dem schönen
Gegenstande zu Ehren mit dem Wörtchen „schön“ reichlich ge-
ziert ist. Jede Strophe hebt damit an, wie schon die Einleitung
ankündigt:

„So wie sie schön ist, der mein Singen gilt,
Und schön ihr Land, ihr Schloß, ihr Name schön,
Und schön ihr Reden, Thun, ihr ganzes Bild:
Beginnen meine Strophen auch mit schön.“

Wenden wir uns nunmehr zu einer Betrachtung des In-
halts der Minnelieder. Aus ihm geht das eben dargelegte Wesen
derjenigen Liebe, welche den Sänger begeisterte, noch deutlicher
hervor.

Dasselbe zeigt sich zuvörderst in der übergroßen Zurückhal-
tung, Bescheidenheit, ja Unterwürfigkeit, welche die Troubadours
ihren Damen gegenüber zur Schau tragen, und welche nicht
auffallen kann, wenn man bedenkt, daß die scheinbar gänzliche
Unterwerfung unter die gefeierte Dame, der Schein, von ihren
Vorzügen völlig überwältigt zu sein, noch heute ein häufiger
Zug der Galanterie ist. Hören Sie den bescheidenen Vertran
von Born, wenn er singt:

Oft hat mich ihr Reiz belehrt,
Daß mich nichts ihr kann empfehlen,
Denn sie darf die Besten wählen
Die man ehrt,
Ritter, Herren, wenn sie begehrt.

Oder Elias von Barzel:

Wie ein Stummer steh ich da
Vor der holdseligen Gestalt,
Vor ihr, der stets mein Sehnen galt;
Nicht zu sagen wag' ich ja,
(So halt ich mein Herz verborgen)
Wie sehr ich ihr ergeben bin.

Bernard von Ventadour erschrickt sogar beim Anblick der
Geliebten:

Schau ich sie an, man merkt's geschwind
An Augen, Farb' und Angesicht:
Ich fasse mich vor Schrecken nicht,
Und zitter, wie das Blatt im Wind.

Hiermit im Zusammenhange steht es, daß die Wünsche der Liebenden stets sehr mächtig sind. Bernard von Ventadour erklärt in dieser Hinsicht:

Ich steh zu ihr im Dienst — und Freundespflichten
Und bitte sie nur um die eine Guld:
Geheim den schönen Blick auf mich zu richten;
Denn das besänftigt meine Ungebuld.

Peire Vidal ferner, welcher den Launen einer Dame sogar soweit nachgab, daß er sich ihr zu Gefallen in ein Wolfsfell kleidete, und mit Hunden jagen ließ, — dieser singt:

Mehr hab' ich an einem Band
Von Raymbauda's eig'ner Hand,
Als der König an Anjou
Und an Tours und an Poitou.

Ein wahres Muster von Genügsamkeit ist Guillelm von St. Didier, da er versichert:

Mich macht ein Faden ihres Handschuhs reich,
Ein Paar auch, das auf ihren Mantel fällt.

Eine der hübschesten Canzonen, welche diesen Zug der Minnepoesie wiedergibt, hat Peire Rogier an die Fürstin von Narbonne gerichtet. Ich theile sie daher vollständig mit:

Mein ist ihr Lächeln und ihr Scherz;
Und thöricht wär's, um mehr zu flehn
Und sich nicht ganz beglückt zu sehn.

Es ist kein Trug:

Sie anzuschau'n ist mir genug;
Im Anschau'n find' ich meinen Lohn;
Kein größeres Heil

Wird mir zu Theil,

Doch hab' ich Lust und Ehr' davon,
Und brühte mich, als wär' ich reich,
Dem armen Uebermüth'gen gleich.

Treu, wie das meine, giebt's kein Herz:

Wie hab' ich mich vor ihr erklärt,
Noch Günst noch Freundlichkeit begehrt;
Wo sie auch weilt,

Bin ich ihr Freund, der ungetheilt
Sie still und im Geheimen liebt.

Denn nicht bewußt

Ist ihr die Lust,

Das Glück, die Ehr', die sie mir giebt;
Auch sei's dem Neidhart nicht entdeckt,
Denn lieben will ich ganz verdeckt.

Die Liebeslieder legen ferner das deutlichste Zeugniß dafür ab, daß die Verhältnisse, aus denen sie hervorgingen, mehr den Geist, als das Herz in Bewegung gesetzt hatten, und wir daher berechtigt sind, die Poesie der Troubadours im Wesentlichen eine Verstandespoesie zu nennen. Nur derjenige, dem das Liebesfeuer den Kopf noch nicht zu sehr erhitzt hat, wird, wie es die provengalische Dichter so gern thun, im Stande sein, über das Wesen der Liebe psychologische Betrachtungen anzustellen, die noch dazu, trotz der subjektiven Hülle, den unverkennbaren Stempel der Objektivität tragen. Statt der Geliebten die Wahrheit und Innigkeit ihrer Neigung zu schildern, und deren Erwiderung zu erleben, beschäftigen sie sich oft recht scharfsinnig mit allgemeinen Erörterungen über den Charakter dieser Leidenschaft. Guiraut von Calanson erklärt z. B., die Liebe sei so subtil, daß man sie nicht sehen, und so rasch, daß man ihr nicht entfliehen könne; anfangs schieße sie goldene, dann bleierne Pfeile, ihre

Augen ruhten aber nie auf derjenigen Stelle, welche sie treffen wolle. Recht warm schildert Pons v. Capduell das Wesen der Liebe, in welcher er den Urquell der Humanität sieht, in folgenden Versen:

Glücklich, wer der Liebe Glück gewinnt,
Denn Lieb' ist Quell von jedem andern Gut:
Durch Liebe wird man stittig, frohgemuth,
Aufrecht, fein, demüthig, hochgestimmt;
Taugt tausendmal soviel zu Krieg und Rath,
Woraus entspringt so manche hohe That.

Besonders aber sind in dieser Beziehung die Dichter bemüht, durch geistreiche Antithesen jenen wunderlichen Gemüthszustand der Liebenden zu schildern, der aus völlig entgegengesetzten Empfindungen und Eigenthümlichkeiten zu bestehen scheint. So stellt uns namentlich Guiraut von Borneil einen Menschen dar, der durch die Wirkung der Liebe jeder vernünftigen Erkenntniß beraubt, wie mit umdämmertem Geiste wandelt und von nichts, als Unmöglichkeiten träumt. Er hebt an:

Ich dicht' ein Lied, das gut und schlecht,
Vorüber, weiß ich selbst nicht recht,
Noch auch von wem, warum und wie?
Und was ich weiß, gedunkt mir nie.
Ich dicht' es, weil mir's nicht geräth,
Und singen soll's, wer's nicht versteht.

Krank bin ich bei gesundem Blut,
Und halte jeden Schelm für gut,
Und hab' ich nichts, so spend ich doch,
Wer mich behält, den haß ich noch,
Treu liebend bin ich kalt gesinnt,
Stets blüht mich ein, wer mich gewinnt.

Nachdem er diese Widersprüche noch durch mehrere Strophen hindurch geführt hat, giebt er endlich den Schlüssel zu seiner Geistesverwirrung in zwei angehängten Versen:

Würd' ich von ihr nur Freund genannt,
So kam' ich wieder zu Verstand.

Wer mit einer so eigenwilligen Leidenschaft so viel zu thun hat, wie die Troubadours, für den muß natürlich ihre Behandlung von großem Interesse sein. Daher sind auch in diesem Thema ganze Gedichte gewidmet. Man höre einige Regeln dieser Liebesdidaktik:

Nicht Drohen, Prahl'n nicht erwirbt uns Liebe,
Rein: Bitten, edle Treu, geschmeid'ger Dienst,

Oder:

Mit Herrschsucht ist bei Liebe nichts zu zwingen;
Rein, wer sie hegt, thut's aus gemeinem Triebe;
Denn was nicht recht ist, das verschmähet Liebe;
Sie gleicht den Mächt'gen aus mit dem Seringen.

Ein anderes Kennzeichen der Minnepoesie als eines wesentlichen Produkts des Verstandes glaube ich darin finden zu dürfen, daß die Troubadours sich bei der häufigen Schilderung der äußern und innern Vorzüge ihrer Damen in einer minutiösen Detaillirung derselben gefallen. Wahrheit und Innigkeit des Gefühls wird auch mit der Einfachheit des Ausdrucks und maßvoller Haltung Hand in Hand gehen; gesuchte Ausführlichkeit und Ueberfülle dagegen stets gerechten Verdacht gegen die Aufrichtigkeit der Begeisterung. Urtheilen Sie selbst, wenn Sie z. B. die peinliche Genauigkeit sehen, mit welcher Arnaut von Marneil seiner Geliebten folgendes Verzeichniß ihrer Schönheiten vorhält:

Eu'r schönes dunkelbraunes Haar,
Die Stirne weiß und lilienklar,

Das Auge, das sich regt und lacht,
Die Nase, grab' und wohlgermacht,
Das blühend frische Angesicht:
So weiß und roth sind Blumen nicht,
Das Mündchen, schöne Zähne drein:
Kein Silber ist so klar und rein,
Und Sinn und Hals und Brust, so weiß
Wie frischer Schnee und blühend Reis,
Und dann die Hände schön und blank,
Zusamm't den Fingern zart und schlank, — —
So oft mein Herz denkt daran,
So faßt mich solch Erstaunen an,
Ich weiß nicht mehr, woher, wohin,
Und wundre mich, daß ich noch bin.

Wir möchten gegen die Aufrichtigkeit der letzten Versicherung einen gelinden Zweifel hegen, da dem guten Dichter seine Dame als ein Ganzes über der Inventarisirung ihrer Einzelheiten abhandeln gekommen sein dürfte. Das non plus ultra in dieser Specialisirung hat aber, und zwar in einer eben so neuen als sonderbaren Weise, unstreitig Bertran von Born in einem Gedichte geleistet, durch welches er seine erzürnte Herzenskönigin veröhnen wollte. Um ihr recht schlagend zu beweisen, daß sie von allen Frauen die vollkommenste sei, erbittet er sich in diesem Liede höchst naiv von jeder der schönsten Damen des Landes, welche er sich nicht genirt, mit ihrem Namen zu nennen, deren glänzendste Eigenschaft, und setzt aus allen diesen einzelnen Zügen ein Bild zusammen, welches seiner Freundin gleichen soll: „Frische Farbe der Natur, sagt er, und den sanften lieblichen Blick entlehne ich von Euch, schöne Sembelina — Frau Elise bitte ich, meine Geliebte mit ihrer aufrichtigen, muntern Rede zu unterstützen. — Die Vicegräfin von Chalais gebe mir ihren Hals nebst den beiden Händen; Agnes von Nochedouart bitte ich um ihre Haare; Audiat gebe mir ihre Züge; — mein „Mehr als gut“ (ein allegorischer Name) bitte ich um die schlank herrliche Gestalt — von Faibide verlange ich ihre schönen Zähne zum Geschenk.“

So borgt sich der Dichter die Stücke zu seinem Mosaikportrait zusammen, von dem indessen seine Freundin nicht sehr entzückt gewesen zu sein scheint, da, wie die Biographie berichtet, eine Veröhnung nicht zu Stande kam. —

Wir kommen jetzt zu einer andern Eigenthümlichkeit der provengalischen Minnedichtung, die sie allerdings mit der damaligen erotischen Lyrik überhaupt mehr oder minder theilt. Wir haben gehört, daß die Damen in den Liedern ihrer galanten Sänger nur einen schuldigen Tribut sahen, welcher theils sie selbst ergötze, theils aber auch dazu dienen sollte, den Ruf ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit weit zu verbreiten. Je besser dies einem Dichter gelang, einer um so größern Guld seiner Gelieterin konnte er sicher sein. Aus diesem Grunde suchen alle Troubadours mit wahren Wettstreit die Vorzüge der gefeierten Dame in ein möglichst helles Licht zu setzen, sie in jeder nur denkbaren Weise zu verherrlichen, ohne dabei oft vor den seltsamsten Uebertreibungen zurückzuschrecken. Dieser Zug ist dem ritterlichen Frauendienst des Mittelalters überhaupt eigen, und wer gedächte nicht der köstlichen Verspottung desselben durch Cervantes, wenn er seinen Don Quixote vor jedem Abenteuer versichern läßt, daß Dulcinea von Toboso die Unvergleichlichste aller Frauen sei. Schon in dem oben erwähnten Liede Bertrams

von Born finden Sie eine Probe dieses eifrigsten Bestrebens aller Troubadours. Aus der Fülle der Beispiele will ich nur noch einige der bezeichnendsten mittheilen. Der Wunsch, alle Nebenbuhler zu übertreffen, läßt, wie Sie bemerken werden, den Dichter häufig gesucht erscheinen.

Raimon von Miraval singt:

Denn der rohste Mensch im Land,
Der sie schauet oder sieht,
Muß, sobald er weiter zieht,
Artig sein und voll Verstand.

Ist aber die Geliebte vollkommen, so muß es auch das Land sein, in welchem sie lebt; daher erklärt Arnaut von Marneil, daß er einen von dort kommenden Hirten für einen Herrn ansehen würde; und Bertran von Born ist der Ansicht, daß sich selbst die römische Kaiserkrone geehrt fühlen würde, wenn sie sich auf dem Haupte seiner Dame befände.

Das interessanteste Beispiel finden wir in den Canzonen des aus den Jahren 1180—1207 rühmlichst bekannten Troubadours Rambaut von Baqueiras. Derselbe verehrte die Schwester des Markgrafen von Montserrat, Namens Beatriz. Er gedachte mit einer nicht seltenen und glänzenden Erfindung seine Kunstgenossen auf's Haupt zu schlagen, und seiner Beatriz die oberste Stelle auf der Himmelsleiter des Ruhms zu sichern. Sie sollte nicht bebient werden mit jenen allgemeinen, nichtsagenden Lobpreisungen, welche die Troubadours nur zu oft wiederholten; vielmehr erfand er eine höchst anschauliche Allegorie, in deren Mittelpunkt sie glänzt. Die Idee derselben ist die, daß Beatriz von den edelsten Damen des Landes, welche alle genannt sind, aus Eifersucht angegriffen wird und den Kampf siegreich befehdt.

Das Gedicht beginnt damit, die Zusammenkunft der feindlichen Damen zu schildern; sie bauen sich eine Stadt, welche Troja getauft, und zu deren Kommandantin die Herzogin von Savoyen erwählt wird. Diese stellt das Damenheer in Schlachtordnung und hält eine Anrede an die Truppen. Sie erklärt denselben, daß die schöne Beatriz alleinige Besizerin der Vorzüge aller Frauen geworden sei, dies den letztern aber zur Schande gereiche. „Nun erschallen die Trompeten, heißt es, und die Befehlshaberin ruft: Fordern wir unsere Jugend und Artigkeit, unsere Ehre und Vorzüge zurück! und alle rufen: Es sei!“ Nachdem beschrieben, wie sie gegen die Festung der Schönheit vorrückten, in welcher Beatriz sich befindet, schließt sich die Schilderung des Kampfes und der Niederlage mit folgenden Worten an:

„Sie wenden Sturmgeräthe gegen die Feste an, Fallstricke, Steinschleudern und griechisches Feuer; sie durchbohren die Mauer unten mit Widderköpfen; allein Beatriz junger, schöner Leib, mit allen Reizen geschmückt, will sich nicht ergeben, wie wohl der Feind mit lautem Geschrei den Sturm beginnt.“

„Sie besteigt ihr Pferd, gewaffnet mit ihren Vorzügen, ohne Harnisch und Jacke. Wen sie trifft, der ist des Todes gewiß, nah und fern streckt sie alles nieder, vor ihrem Angriff zerfließt das Heer und sie zerstört den Streitwagen. So viele hat sie gefangen und getödtet, daß alle den Muth verlieren, und Beatriz sie in ihrem Troja einschließt.“

Bei dem in Rede stehenden Bestreben der Troubadours, die Geliebte in jeder Weise zu verherrlichen, tritt noch ein ganz

specielles, durchgreifendes Merkmal dieser Poesie hervor, das sie gleichfalls mit der ganzen, romantischen Poesie gemein, aber vielleicht am gründlichsten ausgebildet hat. Dies ist eine gewisse mythische Vermischung, ja Verschmelzung der Liebe mit der Religion, eine Neigung, die Liebe und ihren Gegenstand in eine möglichst nahe Verbindung mit dem Heiligsten zu bringen. Es liegt hierin eine poetische Verirrung, welche am richtigsten aus der besonders den romanischen Völkern eigenen sinnlichen Auffassung des Religiösen zu erklären sein dürfte. Uns erscheinen die Troubadours hierdurch entweder höchst naiv, oder, ich möchte sagen, beinahe toll. Ersteres möchte z. B. bei Pons von Capdueil der Fall sein, welcher erklärt, selbst wenn er zu Gott bete, denke er nur an seine Dame; oder bei Guillem von Cabestain, welcher die Jungfrau Maria bittet, seiner Dame Gegenliebe einzusprechen. An abgeschmackte Tollheit dagegen streift es, wenn Guiraut meint, Gott habe eine ganz besonders theilnehmende Sorgfalt darauf verwendet, den Körper seiner Geliebten reizend auszustatten; oder wenn Rambaut von Orange ausspricht, ein freundlicher Blick seiner Dame sei ihm lieber, als die eifrigste Sorgfalt von vierhundert Engeln, die sich mit seinem Glücke beschäftigten. Manche Verkünder endlich würden uns fast frivol erscheinen, wenn wir in ihnen nicht bloß poetische Extravaganzen zu finden hätten, so z. B.

Wenn Gott mir ihre Günst verlieh,
Gewiß, dann schien mir gegen sie
Das Paradies ein wüster Ort.

Oder:

Herrin, ich glaube Gott zu sehn,
Betracht' ich Euer hold Gesicht.

Recht gewandt dagegen weiß Guillem von St. Didier seine Liebe in die Regionen des Ueberirdischen zu erheben, indem er sie mit einem Zuge als eine für alle Menschen und Zeiten interessante Angelegenheit erklärt. Er ruft aus: „Doppelte Wonne wird die große Versammlung am jüngsten Gerichte empfinden, wo alles Irdische an den Tag kommt, wenn sie erfährt, daß die Trefflichsten der Frauen mir in diesem Erdenleben hold gewesen.“

Das bisher von der Liebespoesie der Troubadours Gesagte bedarf noch nach zwei verschiedenen Richtungen hin der Vervollständigung. Einmal nämlich muß ich Ihnen die durch das bis jetzt Angeführte vielleicht erweckte Meinung benehmen, als hätten diese galanten Sänger immer nur mit dem Verstande gedichtet, ohne jemals von wirklich wahren und tiefen Gefühlen beseelt gewesen zu sein. Daß dies keine ganz ausnahmslose Regel war, möge Ihnen, statt mancher andern Probe, die warme Innigkeit folgender Strophen aus einem Klagegedichte beweisen, welches Pons von Capdueil auf den Tod seiner Adalasia dichtete:

Von allen Unglückseligen bin ich der,
Dem nun der härteste Jammer wird zu Theil.
Drum mücht' ich sterben, und mir wär's zum Heil,
Wär' ich getödtet, da mein Herz zu schwer:
Denn Leben ist für mich nur Angst und Noth,
Seit meine Freundin Adalasia todt.
Hart sichts der Schmerz ob dem Verlust mich an!
Betrübt' ich dich, jetzt kannst du rühmend sagen,
Daß du die Beste dieser Welt erschlagen,
Ach, wie erlöst, wie glücklich müßt' ich sein,
Wär' ich nach Gottes Rathschluß doch vor ihr
Gestorben — nein, nicht lang ertrag' ich's hier!
Du wollest, König Jesus, ihr verzeih'n,
Gott, der du wahr, gerecht, allmächtig bist,
Sei du ihr gnädig, auserwählter Christ,
Befiehl den Geist, Sanct Petrus, Sanct Johann:
Denn alles Gute zielt ihn, das wir kennen,
Und allem Bösen ist er fremd zu nennen.
Herr, es thut noth, daß jeder um sie weint:
Denn solch ein lieblich Bild schuf Gott noch nie.
Wer zielt dergleichen Anmuth wohl, wie sie?
Was hilft mit Tugend Schönheit hier vereint?
Was hilft Verstand, und Zucht und munt'rer Scherz,
Freundlicher Willkomm und ein lieblich Herz?

Was hilft uns hohe That und edles Wort?
Trübsel'ge Welt, ich muß dich herzlich hassen,
Nichts bist du werth, seit dich dein Schmutz verlasten!

Zur Vervollständigung meiner Darstellung nach der andern Seite darf ich namentlich Ihnen, meine Damen, nicht verhehlen, daß leider nicht alle Troubadours so unbedingte Verehrer der Frauen und der Liebe waren, wie Sie vielleicht glauben könnten. Mit tiefem Bedauern muß ich Ihnen berichten, daß einige dieser leichtfertigen Poeten sogar eine recht schlechte Meinung von den Damen hatten und in unverantwortlicher Weise auf die Liebe loszogen. Sie werden es gerecht finden, wenn ich zur Strafe zwei dieser Mißthäter hier an den Pranger stelle.

Der eine von ihnen ist Rambaut von Orange. Dieser Grobian erlöhnt sich, zu behaupten: um Frauen zu gewinnen, müsse man ihnen, wenn sie spröde seien, mit Drohungen antworten, und erwiderten sie dies noch unartiger, so müsse man ihnen die Faust auf die Nase geben. Nur durch Härte könne man bei den Frauen Frieden erlangen. Die Zuneigung selbst der besten Frauen lasse sich gewinnen; nur müsse man sich bei ihnen auf Verleumdung, schlechten Gesang und Prahlerei legen.

Noch schlimmer fast macht es der aus den Jahren 1140—85 sehr berühmte Marcabrun, dessen Nichtsnutzigkeit Sie schon daran erkennen werden, daß er recht wohlgefällig von sich versichert: er habe nie geliebt und sei nie geliebt worden. Trotzdem maßt er sich ein Urtheil über die Liebe an, indem er sich in bodenlosen Ausfällen gegen dieselbe ergeht. Er predigt uns vor, daß Hunger, Sterblichkeit und Krieg nicht soviel Unheil anstifteten, als Liebe vermittelt des Betruges, und habe sie einen auf die Bahre gebracht, so werde ihr Auge noch nicht einmal naß. Wenn sie nicht geradezu beiße, so leide sie doch rauher als eine Kage. Wer mit der Liebe in Verkehr trete, der mache sich mit dem Teufel gemein. Er frage nichts darnach, ob eine fremde Ruthe ihn treffe, denn er sei so fühllos, wie einer, der sich selbst schinde. Dann vergleicht er sie mit einem Pferde, welches seinen Treiber ermüde, und mit einer Mücke, nur daß sie sanfter steche, dafür aber ihre Wunden desto langsamer heilten. Zur Genugthuung für meine geneigten Zuhörerinnen will ich übrigens hinzufügen, daß dieser Misogyn für seine Ansichten schon von seinen Zeitgenossen gehörig abgefanzelt wurde, deren einer namentlich tadelnd erklärte: Marcabrun habe auf die Liebe geschimpft, wie ein Prediger in der Kirche auf die Ungläubigen. — In das Verzeichniß meines Themas würde auch noch das vielbestrittene Kapitel über die Minnegerichte fallen. Ich vermeide es aber für heute absichtlich, Sie auf das Glatteis schwieriger historisch-kritischer Erörterungen zu führen.

Sei mir schließlich die Mittheilung gestattet, daß die provencalische Poesie, nachdem sie mehr als fünf Jahrhunderte darnieder gelegen, neuerdings einen frischen Aufschwung genommen hat. Auf Anregung des Buchhändlers Roumanille de St. Remy in Avignon sind nicht nur die Sammlungen provencalischer Lieder herausgegeben, sondern auch literarische Vereine gebildet, die bereits eine bedeutende Wirksamkeit äußern. Namentlich der Dichter Frederic Mistral ist es, der in diesen Kreisen durch ein episches Gedicht „Mirreille“ allgemeine Bewunderung erregt. *)

Diese Thatsache dürfte meinen Versuch, Ihre Aufmerksamkeit auf die Poesie der Troubadours hinzulenken, noch mehr rechtfertigen. Die Troubadours selbst verdienten wegen der schlechten Meinung, die sie von uns Deutschen hatten, soviel Aufmerksamkeit eigentlich nicht: wir haben damit jedenfalls glühende Kohlen auf das Haupt dieser Dichter gesammelt, deren einer von uns sagt: „Die Deutschen finde ich roh und gemein, und wenn einer sich einbildet, höflich zu sein, so ist dies zum Sterben, und ihre Rede gleicht dem Gebell der Hunde.“

Trösten wir uns mit dem Bewußtsein, besser zu sein, als unser Ruf!

*) S. Europa 1864, Nr. 2.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens in Königsberg

No. 17.

ausgegeben den 30. September

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet. Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an.

Ademische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

An die geehrten auswärtigen Abonnenten.



Von den geehrten auswärtigen Freunden, welche im vorigen Jahre unser Vereinsblatt hielten, haben 11 ihr Abonnement für das laufende Jahr nicht erneut und wir mußten daher annehmen, daß sie das Blatt nicht weiter zu halten wünschten. Zwei derselben haben uns jedoch neuerlich mitgetheilt, daß die resp. Postanstalt die Annahme ihres Abonnements abgelehnt habe und deshalb zeigen wir hiermit ergebenst an, daß uns vom 1. April d. J. ab der Postdebit für unser Blatt bewilligt worden ist. Sollte also die nachträgliche Zusendung unserer „Unterhaltungen“ gewünscht werden, so bitten wir den beikommenden Postbestellzettel abgeben zu lassen.

Die Redaktion.

Kaiser Otto der Dritte.

Trauerpiel in fünf Akten von Ernst Wichert.

Akt 4.

Scene 1. Rom. Kaiserlicher Palaß. Zimmer der Stephania.

Erster Auftritt: Stephania (allein).

Wo weilt er nur? Hat er nicht eine kleine Minute Zeit für mich in diesen schweren Geschäftigen Tagen? Kann's denn Etwas geben, Das seine Seele so erfüllt, daß kein Gedanke Raum hat für die Liebe? — Otto D endlich — endlich!

Zweiter Auftritt: Otto. Scipio. Stephania.

Otto. Sind die Legionen

Vollzählig, Scipio?

Scipio. Wohl, mein Kaiser.

Stephania. Otto!

Wo weilst du so lang?

Otto. Seid Ihr versichert

Der Straßen nach Neapel?

Scipio. Sie sind frei..

Stephania. Muß ich vergebens deines Grußes warten?

Otto. Die Zeit ist mir jetzt kostbar, liebes Weib, —

Heut' Abend seh' ich dich, und wenn nicht heut',

So morgen früh. — Ihr führt die ersten Truppen

Voran durch die pontinischen Sümpfe nach

Neapel; wenn die Stadt sich nicht ergiebt,

So laßt die Adler über die Thore fliegen.

Ich folge mit den letzten Legionen

Und einem Theil der Sachsen, deren größte

Und stärkste Hälfte Rom's Besatzung bleibt,

Das wir vor Heinrich's Wuth zu schützen haben.

Kommt mit zum Rath.

Scipio. Wie Ihr befehlt, mein Kaiser.

Stephania. Du gehst? Darf ich nicht bei dir sein, wenn du

Der Kaiser bist?

Otto. Nicht jetzt; ich hab's nicht gern,

Wenn Frau'n sich Sorgen und Bekümmernisse

Um Dinge machen, die im Werben sind;

An Thaten soll'n sie sich erfreu'n.

Stephania. So darf ich

Dich heut' erwarten, Otto? Weise nicht

Zu lange.

Otto (Otto küßt sie). Den Bericht, ob unsre Flotte

Die Lifer schon verließ, empfing ich nicht.

Scipio. Der Bote war bis jetzt nicht angelangt.

Otto. Uns bleibt noch viel zu thun. Kommt Scipio!

(Beide ab, Stephania folgt ihnen in's Vorgemach.)

Dritter Auftritt: Giovanni (in einer Mönchskapuze geküßt).

Ambrosio.

Giovanni. Sind dies die Zimmer meiner Schwester?

Ambrosio. So

Erfuhr ich's von der Dienerschaft.

Giovanni. Laßt mich

Allein. — Noch eins: Ist Alles wohl geordnet

Für diese Nacht?

Ambrosio. An Eurer Eminenz

Befehl hab' ich mich streng gehalten. Murrend

Durchzieht das Volk die Straßen. Mancher Deutsche

Berschwand, man weiß nicht wie, in den Tabernen.

Die ausgehob'nen Truppen sind bereit

Auf's erste Zeichen ihre Adler zu

Verlassen. Waffen sind vertheilt im Volke,

Ein Nest versteckt in alten Grabesstätten,
Wo kein Unwissender sie sucht. Der Wein
Aus Euren Kellern bleibt nicht wirkungslos.
Schwer ist's, die Wuth des Pöbels noch zu halten;
Denn Jeder glaubt, es sei der Deutschen Absicht,
Die Stadt in dieser Nacht zu stürmen, was
Die Feindschaft zwischen Baiern und dem Kaiser
Nur zu wahrscheinlich macht.

Giovanni. Ich werd' Euch sicher
Erkenntlich sein. Wie lang kann Euer Prior
Noch leben, Mönch?

Ambrosio. Er ist ein Greis, und wird
Den Frühling nicht mehr sehn.

Giovanni. Sobald Ihr ihm
Die Augen zugeedrückt, vermeldet mir's.
Ein so geschickter Mann, wie Ihr, muß stets
Der Erste sein im Kreis von seinesgleichen.

Ambrosio. Gott schenke unserm Prior langes Leben.
(Ambrosio entfernt sich auf den Wink Giovanni's.)

Giovanni. Der Tag der Rache kommt! Der Kaiser fällt,
Mit ihm der Papst, mit dem er uns beschenkte.
Ob Scipio dann der Mann ist, schnell und sicher
Die Flügel der Regierung aufzugreifen,
Ob er mir gleichen Schritt wird halten können —
Die Zeit wird's lehren. Nicht das erste Mal
Wär' Oberherr der Stadt der Oberherr
Der Kirche! — Doch Stephania — mir schaudert!
Unglückliche, du liebst mein Opfer! Darf ich
Sie mit ihm in's Verderben stürzen lassen?
Und kann ich sie mir retten? Welcher Dämon
Gab mir den Rath vor Otto sie zu führen?
Er, der uns Vaterland und Freiheit nahm,
Woh! wissen konnt' ich, daß er auch das Letzte,
Das Theuerste mir rauben werde, dich
Stephania — Schwester — Schwester! Auf der Welt
Ist Niemand, den ich lieben darf, als du.
Sie naht; — und sollt' ich mir den Henkerbloß
Erfaufen — warnen muß ich sie. Stephania!
Stephania (zurückkehrend). Wer ruft mich? Würdiger Vater,
sendet Euch
Der Kaiser? — Giovanni —
Giovanni. Ja! ich bin's.
Stephania. Ich sah dich lange nicht, mein Bruder.
Giovanni. Seit
Crescentius todt, verlor ich meine Schwester.
Stephania. Du kränkst mich, Giovanni; was bedeutet's,
Daß du verummumt hieher kommst?
Giovanni. Weil nicht Jeder
In diesem Schloß sein offnes Angeficht
Sehn lassen darf. — Der Kaiser liebt mich nicht.
Stephania. Begehrtest du von ihm, was er versagte?
Ich will's für dich erbitten, Giovanni.
Giovanni. Stehst du so hoch in seiner Gunst, Stephania?
Stephania. In seiner Liebe, Bruder!
Giovanni. Seiner Liebe!
Siehst du den Kaiser heute noch bei dir?
Stephania. Ich hoffe so; denn er versprach zu kommen.
Giovanni. In diesen Zimmern.
Stephania. Woh! Hier ist ein Fenster,
Daraus man Rom zu seinen Füßen sieht,

Und fern die Ebene bis zum Gebirge.
Da stehen wir bis in die späte Nacht
Und träumen uns das alte Rom zurück.
Viel wunderbare Sagen aus der Vorzeit
Weiß Otto zu berichten, hier gesehn.

Giovanni. Bleib' heut' dem Kaiser fern, — nur heut' Stephania.
Stephania. Was hast du? Wie erschreckst du mich? Warum
Gerade heut'?

Giovanni. Du darfst nicht weiter fragen.
Befolge meinen Rath: Bleib' heut' allein!

Stephania. Die Stimme zittert dir; beim ew'gen Gott,
Was ist's, das du vor mir verbirgst? Du warnst mich
Und sagst mir nicht, was ich zu fürchten habe.

Giovanni. Ist heut' nicht des Crescentius Todestag?
Stephania. Für seine Seele hab' ich heiß gebetet.
Warum gedenkst du des Crescentius?

Giovanni. Man sagt, er wird in dieser Nacht erstehn.
Stephania. Crescentius erstehn? Ein Märchen, das
Die Mönche sich erdacht, das Volk zu schrecken.

Giovanni. Bedeutung hat's, Stephania! Nimm's nicht leicht,
Denn Giovanni ist's, der's dir berichtet.

Stephania. Du marterst mich. — Jungfrau Maria! Ihm —
Ihm droht Crescentius — ihm?

Giovanni. Ich sage Nichts mehr.
Stephania. O, nicht Crescentius — er schläft. Die Römer —
Du, Giovanni, bist's, der ihn bedroht!
O sag' mir Alles! Was soll diese Nacht
Gesehn?

Giovanni. Was du nicht mehr verhindern kannst!
Drum komm' mit mir, verlasse dieses Haus,
Das deine Schande sah in Otto's Armen.
Sei wieder eine Römerin. Gib mir
Die Schwester wieder, die mir starb! Sei wieder
Crescentia!

Stephania. Nimmermehr! ich bleibe, sollten
Die Trümmer dieser Burg gleich mich und ihn
Begraben! Ich will sehn, ob Giovanni
Des Kaisers heil'ges Haupt antasten wird,
Wenn ihre Hand Stephania drüber hält.

Giovanni. O Schwester, du bist grausam gegen mich,
Und nützt nicht dir noch ihm, den du beschließt.
Gehaft von Deutschen und von Römern wird er
Ein Kaiser ohne Land und Leute sein,
Zum Spott der Welt die goldne Krone tragen,
Um die schon Herzog Heinrich mit ihm ringt.

Stephania. Ich lieb' ihn nicht um seiner Krone willen!
Und sollt' ich mit ihm betteln, Giovanni,
Für seine Liebe wollt' ich mit ihm betteln.

Giovanni. Für seine Liebe? Bist du denn gewiß,
Wie lang der Reiz ihn figelt, dich bezwungen
Zu haben? Wenn er machtlos ist — wirst du nicht
Ein immer reger Vorwurf für ihn sein?
Und wenn er dich verstoßt für andrer Schuld,
Vor welchem Tribunal verklagst du ihn?

Stephania. Gott ist gerecht, er straft auch Könige!
Doch nein, ich zweifle nicht an Otto's Liebe.

Giovanni. Leichtgläub'ges Weib! und schon betrog man dich.
Vergaßst du, daß die Königin Adelheid
Um eine Kaisertochter aus Byzanz

Für ihren Enkel warb? Wenn Otto damals,
Von dir geblendet, sie verschmähte, jetzt —
Stephania. Schweig' Giovanni! Du verläumddest Otto!
Giovanni. Es gehn viel Boten hin und her. — Stephania!
Sollt' ich's erleben, meine Schwester — — nein!
Vertraue mir; komm mit mir!

Stephania. Nein! ich will
Dich Lügen strafen, Giovanni! — Fort!
Dein Haß ist blind, doch meine Liebe sieht ihm
In's Herz; er kann nicht falsch sein. Ich muß zu ihm,
Muß die Gefahr ihm künden! Herr im Himmel,
Noch kann es nicht zu spät sein.

Giovanni. So verrathe
Den Bruder, überliefe're mich der Wache.

Stephania. Nein geh! Um unsrer Mutter Willen, geh!
Ich hab' dich nicht gesehn und nicht gehört. —
Man kommt — entferne dich.

Giovanni. Du willst es so.
Leb' wohl! Wir sind getrennt für alle Zeit!

Stephania. O Bruder! Bruder — Laß mich nicht verzweifeln.
Giovanni (im Abgeh'n). Crescentius wird aufstehn diese Nacht.
(Ab.)

Stephania. Wohin mich wenden? Was zuerst beginnen?
Wo find' ich Otto; und ich muß zu ihm;
Ich muß ihn warnen. Schnellige Flucht allein
Kann ihm das Leben retten. O! die Römer —
Ich kenne sie! Und seine Truppen sind
Vorwärts nach Süditalien; Heinrich künnt ihm,
Und seine Sacksen lagern vor der Stadt.
Ich muß ihn sprechen —

Vierter Auftritt: Adelheid. Stephania.

Stephania. Adelheid —
Adelheid. Seid Ihr
Allein, Stephania?
Stephania. Zu meinem Unglück!
Sah Ihr den Kaiser nicht?
Adelheid. Ihr seid erregt,
Was habt Ihr, schöne Römerin?
Stephania. Fragt nicht,
Und gebt mir Antwort; saht Ihr Otto?
Adelheid. Wahrlich,
Ich staune! Weiß Stephania nicht von Otto?
Stephania. So wollet mich entschuld'gen, wenn ich Euch
Verlasse, — was mich treibt, hat höchste Eile!
Adelheid (bei Seite). Wenn Männerweisheit kindisch wird, laßt's sehn,
Was Frauenkunst vermag! — (Laut) Ich sah ihn eben
In den Empfangsaal treten, wo Gesandte
Des byzantinischen Kaiserhofes ihn
Erwarteten —
Stephania. Gesandte von Byzanz?
Adelheid. Die Unterredung wird geheim gehalten,
Denn man verschloß die Thüren rings umher.
Stephania (bei Seite). Soll Giovanni recht berichtet haben? —
(Laut) Kennt Ihr, Frau Königin, den Gegenstand
Des so geheimen Rath's?
Adelheid. Mißtraut Ihr Otto?
Stephania. Was sagt Ihr, Königin? Ich Otto mißtrau'n?
Bin ich nicht eine Römerin? Hätt' ich
Zum Mißtrau'n Grund, wem denen, die's erwecken!

O schweig mir, Königin, von Mißtrau'n! Schon
Das bloße Wort erregt mich, gleich als wäre
Die Schlange drunter, die Gelegenheit
Erspäht, den giftigen Stachel zu gebrauchen.

Adelheid. So leicht seid Ihr gereizt, ganz glühend im
Gesicht, und doch griff ich die Saite kaum,
Die diesen Ton anschlägt. Ihr — liebt den Kaiser —
Stephania. O Himmel! schon zu lang' verweilt' ich hier,
Ich muß zu ihm —
Adelheid. Sprengt Eure Liebe Schlüssel
Und Riegel — nun versucht's!
Stephania. Frau Königin!
Was ist in diesen Tagen vorgegangen?
Ich muß es wissen, jetzt! gerade jetzt.
Und daß Ihr mir die Wahrheit sagt! So wahr
Ich lebe, Königin, es handelt sich
Um Otto's Krone!

Adelheid. Otto's Herz ist Euer,
So könnt Ihr ruhig sein. Ich wollte nicht,
Daß Ihr in meinen Worten mehr entdeckt
Als ich hineingelegt. So lang' Ihr Euch
In Otto's Liebe sicher wißt, habt Ihr,
So hoff' ich, keinen Grund zur Eifersucht —
Stephania. Will mir Byzanz die Krone streitig machen?
Eh' wollt' ich diesen Purpur mit den Zähnen
In Fesseln reißen, jeden Faden tilgen,
Eh' ich ihn einem andern Weibe gönnte!
Geht, Königin! Ihr haßt mich! Otto warnte
Mit Recht vor Euren bösen Ränken mich!
Wache (außerhalb). Platz dem Kaiser!
Stephania. Er kommt! der Kaiser kommt!
Adelheid. Lebt wohl, Stephania;
Bergesst, was wir gesprochen. — (Für sich.) Daß sie's nie
Vergißt, dafür bürgt mir die Eifersucht —
Wenn Alles mich verläßt, mein letzter Freund,
Zu Otto's Heil mein letzter Bund'sgenosse!
(Ab durch eine Seitenthür.)

Fünfter Auftritt: Stephania. Otto.

Otto. Stephania, morgen muß ich dich verlassen.
Stephania. Ha! was ist das?
Otto. Ein Abschied.
Stephania. Morgen schon?
Und schwiegst so lang vor mir! O das ist nicht
Ein ruhiger Entschluß; wer reißt so schnell dich
Aus meinen Armen?
Otto. Wer hat deine Ruhe
Gestört, Stephania?
Stephania. Ein Weib.
Otto. So war's
Denn Adelheid. Was hat sie dir gesagt?
Stephania. Nichts, nichts! Ich habe nichts gehört. —
(Seine Hand ergreifend und an ihr Herz haltend.)
Fühlst du,
Wie es hier innen schlägt? Ein Schlag, ein Stich,
Und jeder Stich macht seine Wunde! Otto,
Verläßtst du mich?
Otto. Zum Kriege geht's, mein Liebchen;
Die Fahnen werden aufgerollt, die Adler
Beginnen ihren Flug; der Cäsar muß

Voran den Legionen. Nicht mehr länger
Darf uns zu huldigen Neapel säumen.
Dort wird das Meer uns unterthänig, trägt uns
Hinüber nach Sicilien, neuen Siegen
Entgegen. Weib! die Tage sind gekommen,
Von denen ich dir sprach; die Jugendkraft
Der zweiundzwanzig Jahre, die ich zähle,
Bäumt gegen diese Trägheit sich empor.
Selbst Rom wird mir zu eng; ich will einmal
Weit fort davon in dem Gedanken schweben,
So weit ich auch von ihm entfernt, kein Land,
Kein Volk, das ihm und mir nicht huldigt, liegt
Zwischen Rom und seinem Kaiser.

Stephania. Rom!
O Himmel, Rom! Ja fort, weit fort von Rom,
Du — ich —

Otto. Im Lager ist kein Platz für Frauen.
Stephania. Soll ich dich fern in Kriegsgefahren wissen?
Otto. Wie wolltest du den Abschied tragen, wenn ich
Zur Schlacht ausritte? Deine Sorge würde
Mir alle Thatkraft lähmen.

Stephania. Fürchte Nichts!
Otto. Zu viel
Verspricht sich deine Liebe.

Stephania. Nicht zu viel!
Denn in Gefahren wird sie höher wachsen!
Soll ich das Schmerzlichste erdenken, Otto?
Sieh! ich ertrage den Gedanken, du —
Du könntest fallen in der Schlacht, bleib mir
Der eine Trost, daß du in meinem Schooße
Dein edles Leben aushauchst. Herr! wohin
Verirren meine Phantasieen sich?
O quäle mich nicht länger; laß mich nicht
Vergebens um die kleine Gabe betteln —
Kannst du mich lieben und mich meiden wollen?

Otto. Ich opf're zu gewinnen! Wenn ich liebe,
Will ich nur meiner Liebe selig sein;
Im Kampfe will ich nur dem Kampfe leben.

Stephania. Wardst du so bald der Liebe überdrüssig?
Was ist dem Menschen Liebe, wenn sie ihm
Nicht Alles ist!

Otto. Willst du mit Bitterkeiten
Mich an dich fesseln? Schon zu lange hab' ich
Thatlos geschwelgt in deiner Liebe; schmerzlich
Reiß' ich mich los aus deinen Armen — schmerzlich,
Doch nicht zu spät. Daß ich es kann, verblüht mir
Die noch nicht im Genuß erschlaffte Kraft.
Es muß so sein, Stephanial

Stephania. Ich gehorche!
Otto. Laß mich von Rom den letzten Abschied nehmen;
Wer weiß, wann wir's zusammen wiederseh'n.

Stephania. Vielleicht niemehr! —
Otto (tritt an's Fenster; Stephanial folgt ihm).
Eins muß der Mensch besitzen, das ihm ewig
Gewiß bleibt, einen ew'gen Gott im Himmel
Und eine heil'ge Uebergangung hier!
Die ist für mich Rom's Aufersteh'n! — Sieh dort
Die schlanken Säulen aus dem Schutte ragen
Gleich Wächtern auf dem Felde der Ruinen.
Dort will ich meine neue Stadt erbau'n;

Doch diese Säulen bleiben unberührt,
Gewalt'ge Zeugen der Vergangenheit,
Vermittler zwischen Otto's Reich und Cäsar's.

Stephanial. Lichtfünken wandeln dort umher, als trüge
Man Fackeln durch die Straßen —

Otto. Eine Leiche
Schafft man wol in's Gewölbe; Priester singen
Dazu eintönige Weisen.

Stephanial. Nein! es klingt,
Als klrten Schilde tönend an einander,
Als schleifen Ketten rassend auf dem Boden —

Otto. Dein Ohr erschreckt vor leeren Einbildungen.
Vielleicht giebt ein Patricier seinen Freunden
Ein Fest; berauscht vom Wein durchtoben sie
Die Straßen — sonst ist's Nichts.

Stephanial. Siehst du das Licht
Dort oben auf der Burg, wohin ich zeige?
Wie ein Signal ist's ausgesteckt — mein Bruder —!

Otto. Was soll's mit Giovanni? Tritt vom Fenster,
Ich fürchte, du bist krank.

Stephanial. Nein, laß mich bleiben —!
Lebendig wird die Stadt — hell sind die Kirchen;
Im Fackelscheine blitzen nackte Schwerter.
Siehst du noch immer Nichts?

Otto. Das Volk bringt mir
Den Abschiedsgruß.

Stephanial. Otto! — Verlasse die Stadt,
Und nimm mich mit dir!

Otto. Geh' zur Ruh', Stephanial!

Stephanial. Schon sind sie nah', die uns zu trennen kommen,
O folge mir, nur diesmal folge mir,
Nimm hier den Mantel und verhülle dich.
Ich kenn' ein Pförtchen nach der Tiber; dort
Liegt angebunden stets ein Kahn; ich selbst
Will dich hinüberdern — komm' nur, komme!

Otto. Du machst mich ungeduldig und vergißst,
Daß ich in Rom bin.
(Lärm draußen, Stephanial sucht Otto fortzuziehn.)

Stephanial. Traue deinem Rom nicht,
Es droht dir, zaud're nicht.

Otto. Rom nicht mehr trauen?
Das hieße an mir selbst verzweifeln.

Schöster Auftritt: Scipio (stürzt verflört herein). Die Vorigen.

Scipio. Flieh!
So lang's noch Zeit ist, flieh! du bist des Todes!

Otto. Wahnsinnige, was wollt Ihr?

Scipio. Diese einz'ge
Minute darfst du noch deine Liebe
Vergelten, Otto! Flieh! ich will dein Blut nicht,
Doch Rom mußt du mir lassen, hörst du, Rom!

Otto. Was wagst du? Scipio! ich war dein Freund.

Stephanial. O alle Heiligen! erbarmt euch seiner!

Otto. Ich Rom verlassen, eh' ich will? — Fort, Weib,
Und lasse mir die Arme frei! Und du,
Wer du auch seist, ein Römer bist du nicht.

Scipio. Wohl hatt' ich es verlernt; jetzt bin ich's wieder
Schon bringt Giovanni mit der Schaar der Rächer
In die weit off'nen Thore dieser Burg —

Otto. So laßt sie kommen, ich erwarte sie!

Siebenter Auftritt: Adelheid zu den Vorigen.

Adelheid. Du bist verloren, Otto! Ueber unser
Geschlecht kommt heute des Gerichtes Tag.
O, ich ertrage diese Schmach nicht länger!
Otto. So legt Euch hin zum Sterben.

Scipio. Fort von hier —
Mir graust vor Eurem Ende! (Ab.)

Stephanial. Otto, flieh!
Laß dich beschwören; komm', Geliebter — komm' —

Otto. Fort, Weib! ich habe Nichts mit dir zu schaffen.

Stephanial. Du kennst mich nicht mehr, Otto —
O! zu gut,
Mein schmeichelnd Käpchen! Gott, erspare mir
Die Thränen drüber. Fort die Larve jetzt!
Es war ein Restchen Scham in dir, das machte
Dich zittern, als die Stunde näher rückte,
Und das verrieth dich.

Stephanial. Du verstiehest mich!
Otto. O treffliche Prophetin! Wie du Alles
Im Geiste sahst; wie fein dein Ohr mit deinen
Gedanken hörte, wie dein Auge sah
Mit dem gängigsten Gewissen! Wie du
In Sorgen um mich warst, von Qual gefoltert
Und doch so ganz unwissend, ganz unschuldig!
Weib, Weib! Ich könnte mich an dir vergreifen,
So wehe hast du mir gethan!

Stephanial. Crescentius!
Du rächtst dich fürchterlich!

Otto. Es soll Euch nicht gelingen. Beide werf' ich
Euch von mir ab — dich und den Vuben Scipio,
Die letzten Fesseln, die mich ketteten;
Verzweifeln sollt Ihr, wenn ich frei bin!
(Tumult vor der Thüre. Geschrei der eindringenden
Römer: „Tod den Deutschen!“ Giovanni stürzt voran
in's Zimmer, ein entblößtes Schwert in der rechten
Hand, die päpstliche Krone in der linken, einen Panzer
über dem Priesterroße; hinter ihm drängen Barone,
Geistliche, Volk herein, und nehmen den ganzen Hinter-
grund ein.)

Giovanni. Wo ist der Praesler, der Rom's Herrn sich nennt?
Stephanial (auf ihn zu-eilend und ohnmächtig niedersinkend).
O Bruder, du bist schnell. Gott! sei barmherzig!

Giovanni. Wo sind nun Eure Legionen? Wo
Das Weltreich, das Ihr aufgebaut, wo ist
Der Papst, den Ihr der Kirche aufgezwungen?
Hier seine Krone — (das Schwert erhebend) hier mein Herr-
scherrecht!

Römer. Den Deutschen Tod! Heil Giovanni, Heil!
Otto. Ich fürchte deine Drohung nicht, und nicht
Dein Schwert! Nicht anders als ein Feld
Wird der Ottonen letzter Sprosse sterben. —
Ein Kirchenräuber bist du, denn ich sehe
In deiner blut'gen Hand des Papstes Krone!
Sie wird dein Fluch sein, weil du sie gestohlen.
Barone. Tod dem Tyrannen!
Otto. Tyrannen wart Ihr Alle! Eure Willkür
Hab' ich gebrochen! Meine Römer, Euch,
Für die ich Vaterland, Verwandte, Freunde
Verließ und Stammgenossen, Euch hab' ich befreit.
Man will Euch wieder knechten! Tretet her;
Wer seinen Arm noch frei fühlt, trete zu mir,

Zu Otto, seinem Kaiser! Wer ein Römer
Sich fühlt, der trete her.
Giovanni (das Schwert senkend). Der Weg ist offen.
Otto. Ha! Niemand? — O mein Herz — mein armes Herz!
(Sein Wams aufreisend) Hier meine nackte Brust und hier
mein Herz!
Wer wagt's den ersten Streich darauf zu führen?
Giovanni. Geweiht ist dieses Schwert! Wohlan, es opfert
Die Kirche dich!
Adelheid. Halt ein! Ein Engel naht!
Achter Auftritt: Die Vorigen. Heinrich von Baiern, voll-
ständig bewaffnet das Schwert in der Hand, bringt kämpfend
in's Zimmer ein, eilt auf Giovanni zu und schlägt ihm das
Schwert aus der Hand. Deutsche Krieger dringen nach.
Heinrich. Gelobt sei Gott! ich kam zur rechten Zeit.
Otto. Auch du Rebell? So überfällt der Löwe
Den Kaiseradler, wenn die Flügel ihm
Gebrochen sind? O wunderbare Kühnheit!
Wart Ihr so viele nützig, einen einz'gen
Wehlofen Mann zu morden, dem Ihr doch
Vorher das Herz gebrochen habt?

Heinrich. Mein Kaiser —
Otto. Wie, oder meinst du, daß ich meine Kniee
Jetzt vor dir beugen, meine Krone dir
Zu Füßen legen werde, die du küstern
Weit vor der Zeit begehrtest? Nimmermehr!
Herbei mein wackerer Römer! Stoße du
Dein Schwert in meine Brust. Rom's Liebe hat
Mich groß gemacht, mag mich der Römer Haß
Verderben! Eitler Herzog, glaube nicht,
Daß ich vor dir zu Boden sinkte, wenn mich
Des Todes Ohnmacht überkommt! Fort! fort!
Verbitte mir die letzte Stunde nicht!

Heinrich. Unglücklicher! Dein Mißtrau'n ändert meine
Gesinnung nicht. Hier endet unsre Feindschaft.
Wenn Alle dich verlassen, die du liebtest —
Ein deutsches Herz, von dir verachtet, rächt sich
Durch Treue. — Was geschehen, sei vergessen!
Zu deiner Rettung kam ich her, mein Kaiser!

Otto. Laß deine Hand von mir, Geächteter!
Heinrich. Auch jetzt verschmäht, wankt meine Treue nicht;
Selbst wider deinen Willen schütz' ich dich!

Giovanni. Was steht Ihr da, Ihr feigen Memmen, müßig
Zur Erde senkend Blick' und Schwerter? Vorwärts,
Das Häuflein Knechte muß Euch unterliegen.

Heinrich. Herbei, ihr meine Deutschen; schützt den Kaiser.
Werft dieses feige Volk hinab die Treppen!
Stürzt das Gestindel in die Tiber! Platz da!
Zurück ihr Meuchelmörder! Deutsche hieher!
So bahnen wir dem Kaiser einen Weg!
Wir sind nur schwach an Zahl, doch stark an Muth,
Wenn es das Rechte gilt!

Otto. Weh! Rom erliegt!
Weh seinem Kaiser!
(Otto sinkt zusammen; Heinrich hält ihn in seinen
Armen auf und führt ihn zur Thüre. Die deutschen
Krieger bilden, immer kämpfend, einen Kreis um sie,
den Kaiser schützend.)
(Der Vorhang fällt.)

Ueber die Frauengestalten der Nibelungenlage.

Vortrag von E. Schwahn.

Das Nibelungenlied bietet einen so reichen und unererschöpflichen Stoff dar, daß es nicht möglich ist, in einem kurzen Vortrage etwas Ausreichendes darüber zu sagen; auch ist es schon so vielfach und von Autoritäten auf diesem Felde behandelt worden, daß es mir nicht einfallen kann, noch etwas Neues darüber zu bringen. Darum will ich Ihnen nur die Frauengestalten desselben vorführen, und ich hoffe, daß Sie mir Ihre Theilnahme dabei nicht versagen werden. Ist doch das Nibelungenlied eines der schönsten Kleinodien unserer Poesie, welches, wenn es auch Jahrhunderte lang im Schutt der Vergessenheit begraben war, neuerdings wieder hervorgeholt, in seinem alten Glanze hergestellt und zu verdienter Würdigung gekommen ist. Man hat schon sehr viel über die Frauengestalten aus den dramatischen Dichtungen Shakspear's, Göthe's und Schiller's geschrieben und gesprochen, ja selbst die bildenden Künste haben sie verherrlicht, aber noch nie hat man meines Wissens die Frauen des Nibelungenliedes einer nähern Betrachtung gewürdigt, und doch ist gerade dieses so reich an poetischen Gestalten, daß es wohl der Mühe lohnt, die Frauen in demselben näher zu beleuchten. Da ich möchte sagen, die Frauengestalten in unserm Liede sind des genauen Studiums viel würdiger, als die der genannten Dichter; denn während unsere Klassiker das Weib nur nach ihrer eigenen individuellen Anschauung darstellen konnten, repräsentirt unser Epos die Anschauungsweise eines ganzen Volkes, dessen poetischen Reichthum, Gemüthsstiefe und sittlichen Adel wir noch heute in seiner Naturpoesie bewundern. Hat doch schon ein verehrtes Mitglied unseres literarischen Vereins aus diesem reichen poetischen Born geschöpft, und die schönste poetische Figur unseres Lieder, Rüdiger von Bechlarn, zu einem charaktervollen Drama benützt. Nicht weniger poetisch tief sind die Frauengestalten desselben, von welchen ich jetzt eine flüchtige Skizze versuchen will.

Es herrscht wohl heute kein Zweifel mehr darüber, daß das Nibelungenlied nicht von einem einzelnen Dichter herrührt, sondern daß sich die Sagenstoffe dazu in einzelnen größeren oder kleineren Liedern Jahrhunderte lang im Munde des Volkes herumgetragen haben, bis sie endlich zu dem Strome zusammengelassen sind, welchen wir heute das Lied von der Nibelungen Noth nennen. Ob wir mit Lachmann annehmen, daß die Nibelunge Noth aus 20 einzelnen Liedern zusammengesetzt ist, oder ob sie schon längere Zeit vor der Aufzeichnung in ihrer jetzigen Gestalt als ein Ganzes bestanden hat, ist gleichgiltig; gewiß bleibt, daß sie das Produkt der poetischen Kraft eines ganzen Volkes ist. Die Sage hat natürlich im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen und Umgestaltungen erfahren: durch Erweiterung und Umbildung, durch veränderte Sitte, durch historische Anknüpfung, sowie durch absichtliche oder unabsichtliche Umgestaltung derjenigen, welche die Lieder fortpflanzten. So sehr sich auch die Fachgelehrten bemüht haben, die ursprüngliche, reine Sage ausfindig zu machen, so sind ihre Forschungen bis jetzt ziemlich erfolglos geblieben, da uns keine Aufzeichnungen aus der ältesten Zeit aufbewahrt sind. Interessant ist es aber,

die Verschiedenheit zwischen der nordischen Gestaltung der Sage und unserem Nibelungenliede zu betrachten. Ich werde mir daher erlauben, bei der Schilderung der Frauencharaktere auf jene zurückzukommen, zumal wir sie als deutsches Eigenthum betrachten können, denn W. Grimm sagt: „Die Sage kann, wenn sie verpflanzt wird, Namen und Gegend völlig verändern oder vertauschen; erkennt sie aber in der Fremde die Heimath noch an, so liegt darin ein großer Beweis ihrer Abkunft. Der Grundstoff kam aus Deutschland, das Wort im weitesten Sinne genommen, herüber, und wahrscheinlich in Liedern, die in der Darstellungsweise den nordischen ähnlich waren.“

Das Nibelungenlied besteht aus zwei Haupttheilen: Der erste enthält die Vermählung Gunthers mit Brunhild und Siegfrieds mit Kriemhild; der zweite Kriemhildens Rache. In beiden sind Brunhild und Kriemhild diejenigen, welche die Konflikte und zuletzt die tragische Katastrophe herbeiführen, und eben darum verdienen sie unsere besondere Aufmerksamkeit. Brunhild erscheint im ersten Theile als die Bedeutendere; weniger wegen das, was von ihr im Liede gesagt, als deswegen, was darin verschwiegen ist. Dennoch enthält das, was von ihr erzählt wird, viel des Wunderbaren und Uebernatürlichen. Fern auf dem Istein lag ihre wunderbar prächtige Burg.

„Sechs und achtzig Thürme sah'n sie darin zumal,
Drei weite Pflazen und einen schönen Saal
Von edelm Marmelsteine, so grün als wie das Gras,
Darin Brunhilde selber mit ihrem Ingefinde saß.“

Hier thronte also die hehre Königstochter, mit wunderbarer Schönheit und übernatürlicher Kraft begabt, und obwohl sie hier Königstochter genannt wird, so ist doch nirgend ihres Vaters, oder überhaupt ihrer Herkunft erwähnt. Sie ist völlig unabhängig und es hat Niemand über ihre Hand zu verfügen. Sie selbst will sich nur dem ergeben, der sie in drei Kampfspielen besiegt:

„Sie schoß mit schnellen Degen um ihre Minne den Schaft,
Den Stein warf sie von ferne, nach dem sie weithin sprang.“

Augenscheinlich hatte sie keine Neigung, sich einem Manne zu unterwerfen; denn um alle Kämpfer abzuschrecken, sollte der Unterliegende das Haupt verlieren. König Gunther ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern unternahm es, von dem Rufe ihrer großen Schönheit angelockt, in Begleitung Siegfrieds um sie zu werben. Dieser war der einzige, welcher ihr Land und ihre Burg, sowie den Weg dahin kannte, und auch sie selbst zu kennen schien, denn er widerrieth Gunthern die Fahrt wiederholt:

„Das will ich widerrathen, hab Siegfried an und sprach:
Es lebt so grimmer Sitte die Königstochter nach,
Wer wirbt um ihre Minne, dem kommt es hoch zu stehen:
Drum mögt ihr's wohl entrathen auf die Reise zu gehn.“

und dann wieder:

„Schweigt, sprach da Siegfried, euch ist die Frau nicht bekant:
Und wären eurer Biere, die könnten nicht gedeihn
Vor ihrer Kraft und Kühnheit: drum laßt den Willen sein,
Das rath ich euch in Treue: entgeht ihr gern dem Tod,
So macht um ihre Minne euch nicht vergebliche Noth.“

Als sie nun vor Brunhildens Burg ankommen, erkennt Siegfried Brunhild am Fenster, eine ihrer Frauen erkennt ihn, und sie selbst begrüßt ihn beim Eintritte in die Burg mit den Worten: „Seid willkommen, Siegfried, hier in diesem Land.“

Was meint eure Reise, das macht mir, bitt ich, bekant.“ Als sie nun Gunthers Werbung vernimmt, fordert sie ihn zu den drei Kampfspielen auf und macht ihm zugleich bekant, daß es ihm mit seinem ganzen Gefolge ans Leben gehe, wenn er im Kampfe unterliege. Gunther beharrt bei seiner Werbung; aber er ist nicht der Mann, der kühnen Jungfrau die Spitze bieten zu können, deshalb kommt ihm Siegfried, in seine unsichtbar machende Tarnkappe gehüllt, zu Hilfe, und heißt ihn nur die Geberde des Kampfes machen, während er selbst alles für ihn vollbringt. Als Siegfried nach ihr den Speer geschossen hatte und sie gefallen war, sprang sie behende auf und rief:

„Edler Ritter Gunther, des Schusses habe Dant.“

Doch war sie dabei zornigen Muthes, und mit um so größerer Kraft warf sie den riesigen Stein,

„Dann sprang sie nach dem Wurfe, daß laut erklang ihr Gewand.“

Als Siegfried auch hierin sie besiegte, wurde sie vor Zorn roth, hielt aber dennoch hohen Sinnes ihr Versprechen, wandte sich an ihr Gefinde und sprach:

„Ihr meine Freund und Mannen, tretet gleich heran:

Ihr sollt dem König Gunther alle werden unterthan.“

Daß ihr dies sehr schwer ankommt und sie Gunthern nicht liebt, sehen wir daraus, daß sie einen Vorwand erfindet, um die Abreise noch zu verzögern:

„Da sprach die Wohlgethane: Das mag noch nicht geschehn:

Erst frag ich meine Bettern und die in meinem Lehn.

Ich darf ja nicht so leichtin räumen dieses Land:

Meine besten Freunde, die werden erst noch besandt.“

Auch Gunther's Gefolge merkt dies sehr wohl, denn als Brunhildens Dienstmannen schaarenweise nach dem Istein gezo-gen kommen, sagt Hagen:

„Was haben wir gethan?

Wir erwarten uns zum Schaden der schönen Brunhilde Bann.

Wenn sie mit ihren Kräften kommen in dies Land,

Der Königin Gedanken, die sind uns unbekant;

Wie, wenn sie also zürnet, daß wir sind verloren?

So ist das edle Mägdelein uns zu großen Sorgen geboren.“

Brunhild ist aber viel zu hohen Sinnes, um ihre Macht ver-rätherischer Weise zu gebrauchen und sich, wie sie es wohl könnte, des ihr unliebamen Freiern zu entledigen. Da sie Gunthern für den Sieger hält, löst sie ihr Wort ein und zieht mit ihm gen Worms. Hier werden sie festlich empfangen und ihre Vermählung sowie die Vermählung Siegfrieds mit Kriemhild wird mit großer Pracht gefeiert. Doch Brunhild konnte nicht froh sein:

„Da sah sie Kriemhilden (wie war ihr das so leid!)

Bei Siegfrieden sitzen; zu weinen hab sie an,

Daß ihr manche Thräne über lichte Wangen rann.“

Als Gunther die stolze, starke Jungfrau weinen sieht, fragt er nach dem Grunde ihrer Traurigkeit.

„Wohl meinen mag ich balde, sprach die schöne Maid:

Deiner Schwester wegen trag ich Herzeleid;

Ich sehe sie da sitzen bei dem Eigenholden dein:

Wohl muß ich immer weinen, soll sie so verstoßen sein.“

Man sieht deutlich, daß dieses eine Ausflucht war. Aus diesem Grunde konnte Brunhild nicht weinen; denn wenn sie auch, da Siegfried es ihr selbst gesagt hatte, glauben mochte, daß er jetzt in Gunthers Diensten sei, so mußte sie doch, weil sie ihn vorher schon kannte, wissen, daß er selbst ein reicher, mächtiger König sei, ja noch mehr als dies: der gefeiertste und herrlichste aller Helden. Es fehlt hier offenbar ein äußerst wichtiger Umstand der Sage; er scheint nicht vergessen, sondern absichtlich unterdrückt, verschwiegen zu sein. Brunhild liebt Siegfried und neidet ihn der Kriemhild. Was uns die deutsche Sage verschweigt, theilen uns die nordischen Eddalieder und die Völsungasage deutlich mit, und da diese dem Stoffe nach deutsch sind, so ist es wohl gestattet, die Sage, wie sie sich in jenen darstellt, im Zusammenhange mit unserem Nibelungenliede zu betrachten. Ich erlaube mir daher Brunhildens Schicksale, wie sie in den Eddaliedern erzählt sind, nachzuziehen.

Brynhild (in einem der Eddalieder auch Sigurdrifa genannt), ist eine Valkyre, d. h. eine Kampfungfrau des höchsten Gottes Odin. Diese hatten das Amt, in der Schlacht den Sieg zu lenken und die gefallenen Helden nach Valhalla zu bringen. Brynhild hatte gegen Odins Bestimmung eigenmächtig demjenigen den Sieg verliehen, welcher unterliegen sollte. Zur Strafe dafür stach sie Odin mit einem Schlaforn und bestimmte, daß sie nicht mehr als Kampfungfrau leben, sondern sich vermählen sollte. Sie aber that ein Gelübde, daß sie sich mit keinem Manne vermählen würde, welcher sich fürchten könne. Odin umgab die Schlafende mit einer Schildburg, d. h. einer Brustwehr von Schilden, über welche ein rothes Banner emporragte. Sigurd, nachdem er den Drachen Fafnir und dessen Bruder Reigin erschlagen und sein Ross Grami mit den Schätzen Fafnirs beladen hatte, drang durch die Schildburg zu Brynhild, schnitt ihr mit seinem scharfen Schwerte Gram den Panzer auf, wodurch sie erweckt wurde, sich empor richtete, Sigurd ansah und sprach:

„Was zerschneid mir die Brünne? Wie brach mir der Schlaf?

Wer befreite mich der falben Bande?

Sigurd gab sich zu erkennen und bat sie, ihn Weisheit zu lehren, „da sie die Mären aller Welten wisse.“ Sie lehrte ihn Runen und gab ihm Weisheitsregeln. „Sigurd sprach: Kein weiseres Weib ist zu finden als du, und das schwör ich, daß ich dich haben will, denn du bist nach meinem Sinn. Sie antwortete: Dich will ich und keinen andern, hätt' ich auch zu wählen unter allen Männern. Und dies befestigten sie unter sich mit Eiden.“ Sigurd ritt nun fort und kam zu den Gifungen, den Burgunden unseres Nibelungenliedes, nach Worms. Es waren drei Brüder: Gunnar (der deutsche Gunther), Högni und Guttorp. Ihre Schwester hieß Gudrun (die deutsche Kriemhild), und ihre Mutter Grimhild war eine Zauberin. Sigurd verweilte längere Zeit zu Worms und war dort wohl angesehen. Die Gifungen wünschten ihn sich auf immer zu verbinden und ihn deshalb mit ihrer Schwester Gudrun zu vermählen. Grimhild, welche von seiner Liebe zu Brynhilden wußte, gab ihm einen Zaubertrank, wonach er der Eide vergaß, welche er Brynhilden geschworen hatte, und sich mit Gudrun vermählte. Gunnar hatte von Brynhildens Schönheit gehört und wollte um sie werben. Er bat Sigurd, ihn zu begleiten und dieser that es. Sie brachten ihre Werbung

bei König Gudli, Brynhildens Vater, an. Dieser nahm die Werbung wohl auf, sagte aber, daß sie nur den Mann nehmen würde, den sie wollte. Darauf ritten sie nach Brynhildens Burg, welche mit einer Waberlohe (wallendem Feuer) umgeben war, und da Brynhild gelobt hatte, sich nur mit dem zu vermählen, der es wage, durch dieses Feuer zu reiten, so sollte Gunnar dieses nun unternehmen. Sein Hof Gofi wollte aber nicht hindurch und er bat Sigurden, ihm den Grani zu leihen. Doch auch dieser wollte mit Gunnar nicht durch das Feuer gehen. Da vertauschten Sigurd und Gunnar die Gestalt und Sigurd übernahm für Gunnar den Ritt. Grani ging nun auch unter seinem Herrn willig durch die Waberlohe. Da ward ein großes Getöse:

„Das Feuer erbrauste,
Die Erde erbebte,
Die hohe Lohe
Zum Himmel wallte:
Wenige wagten da
Das Helmenwerk,
Ins Feuer zu reiten,
Noch drüber zu springen.
Sigurd den Grani
Schlug mit dem Schwerte,
Das Feuer erlosch
Vor dem Fürsten,
Die Loh' all sich legte
Vor dem Lobgerigen.“

Als Sigurd in die Burg kam und Brynhilden fand, fragte sie ihn, wer er wäre. Er nannte sich Gunnar, Ginfis Sohn und sagte: „Du bist mir bestimmt zur Gemahlin mit dem Jaworte deines Vaters, wenn ich durch deine Waberlohe rite.“ Sie erwiderte: „Nicht weiß ich, was ich hierauf antworten soll“ und als Sigurd ihr dagegen große Morgengabe an Gold und Kleinodien versprach, antwortete sie „wankelmüthig auf ihrem Sitze wie ein Schwan auf den Wogen.“ Gunnar, rede nicht solches zu mir, wenn du nicht tapferer bist als jeder Andere, und du sollst diejenigen erschlagen, die zuvor um mich geworben haben, wenn du Muth dazu hast. Er aber erinnerte sie an das Versprechen, daß sie sich dem ergeben würde, der durch das Feuer ritte. Sie empfand, daß er wahr redete, stand auf und empfing ihn wohl. Da blieb er drei Nächte bei ihr und legte sein Schwert Gram zwischen sie. Als er nun so die Werbung für Gunnar vollbracht hatte, nahm er wieder seine eigene Gestalt an und sie ritten nach Hause und Gunnars Hochzeit mit Brynhild wurde mit großer Pracht gefeiert. Da erst gedachte Sigurd aller der Eide, die er Brynhilden geschworen hatte, doch stellte er sich ganz ruhig.

Diese Erzählung von Sigurds Flammenritt und seiner Werbung für Gunnar findet sich nicht in den Liedern der älteren Edda; sie ist aus der jüngeren Edda und der Völsungasage entlehnt.

Ich habe nun Brynhildens Schicksale bis zu ihrer Vermählung, wie sie sich in den Erzählungen der beiden Edden und der Völsungasage finden, kurz zusammengefaßt und damit zugleich die Verschiedenheit von unserem Nibelungenliede angegeben. Wenn auch diese nordische Erzählung vielfach anders ist, so tritt

sie doch nicht in direkten Widerspruch mit der Sage unseres deutschen Liedes. Sie erklärt und erweitert vielmehr nur das, was im letzteren verschwiegen ist, Daß Siegfried Brunhilden vor seiner Werbung für Gunther schon kannte, ist angedeutet worden. Hier erfahren wir, in welchem Verhältnisse er zu ihr gestanden hat. Es scheint, daß in der deutschen Sage dieser wichtige Umstand nur deshalb so gänzlich in den Hintergrund getreten ist, um Siegfrieds strahlend reinen Heldencharakter in ein noch helleres Licht zu setzen; denn seine Untreue gegen Brunhild, obgleich sie in der nordischen Sage durch den ihm von Grimhild gereichten Zaubertrank entschuldigt ist, wirft doch immer einen Schatten auf denselben. Der Charakter Brunhildens ist in beiden Sagen unverändert derselbe. In beiden ist sie mit wunderbarer, weit über ihr Geschlecht hinausgehender Körperkraft begabt; nur setzt die nordische Sage noch hinzu, daß sie auch geistig allen andern weit überlegen ist, denn Siegfried nennt sie die weiseste der Frauen und bittet sie um Belehrung. In beiden erscheint sie der Vermählung abgeneigt und will sich höchstens dem ergeben, der an Kraft und Kühnheit allen Andern (nach dem Nibelungenliede auch ihr selbst) überlegen ist. In beiden zögert sie, ihre Einwilligung zur Vermählung zu geben, nachdem die von ihr selbst gestellte Bedingung von Gunther, wenn auch nur scheinbar, erfüllt ist, hält aber dennoch ihr Versprechen. Ihre Liebe zu Siegfried ist zwar nur in der nordischen Sage deutlich angegeben, muß aber im Nibelungenliede vorausgesetzt werden. Dem Ritte durch die Waberlohe, welchen Brynhild nur dem Siegfried zutraut, entsprechen die Kämpfe im Nibelungenliede; denn in beiden ist es eine Probe der Kraft und des Muths, welche der Werbende zu bestehen hat. Wir sehen also trotz der Verschiedenheit, welche die Wanderung der ursprünglich deutschen Sage nach dem Norden nothwendig mit sich führen mußte, doch deutlich die innere Verwandtschaft derselben, und wenn wir nun die Erzählung von Brunhildens Schicksalen verfolgen, so finden wir in den Grundzügen dieselbe Uebereinstimmung.

(Fortsetzung folgt.)

R ä t h s e l .

Wenn du die beiden letzten bist,
Kannst du das Ganze missen,
Um in des Lebens Labyrinth
Die erste recht zu wissen.

Ch. Wohlmann.

Nicht mit der alten Ordenskette
Ersteht ein altes Ritterthum,
Es füllt die ausgestorbne Stätte
Kein alt Emblem mit neuem Ruhm:
Soll werden, was das Wort gewesen,
Zeigt Thaten, statt der äußern Zier!
Kehrt es nicht um, denn so gelesen,
Gewinnt nur alte Fabel Ihr.
Das Wort, zum Heidenweiß geworden,
Hat das Emblem zum Attribut.
Nennt eben sich nach ihm der Orden,
Weil ritterlich des Weibes Brut?

H. Hagen.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens in Königsberg

No. 18.

ausgegeben den 1. November

1866.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet. Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an. Akademische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.



Das Nähere wird in der Hartung'schen Zeitung bekannt gemacht werden.

Sitzung den 21. September.

Tagesordner G. Düring. Nachdem der Tagesordner angezeigt hatte, daß der Tribunalsrath Dr. R. Neusch durch seinen leidenden Gesundheitszustand bestimmt worden sei, die Ordnerschaft des Kränzchens, welche er seit dessen Gründung (1858) geführt, jetzt niederzulegen, schilderte Prof. Dr. A. Hagen in einem längern freien Vortrage das Leben und Wirken unseres jüngst abberufenen allverehrten Freundes Prof. Dr. Erhart Hagen. Nach der Pause theilte A. Hiersemenzel mannigfache Artikel aus österreichischen Zeitungen mit, welche er während des eben ausgefochtenen sieben-tägigen Krieges, den er als Auditeur mitgemacht, in Böhmen und Mähren gesammelt hatte. Schließlich erfreute Dr. Hoffmann die Gesellschaft durch den Vortrag ansprechend gewählter Stellen aus dem neuesten Werke Fritz Reuters „Dörckläuchting“, welches der gütige Verfasser auch unserer Bibliothek verehrt hat.

Sitzung den 19. Oktober.

Tagesordner H. Frischbier. Den Hauptvortrag hatte D. Fabricius übernommen und sprach in demselben über Schleiermacher und seinen Einfluß auf die Befreiungskriege.

Er führte den Gedanken durch, daß der kriegerischen Erhebung des Volkes im Jahre 1813 eine geistige und religiöse Erhebung voraus- und zur Seite ging, an welcher außer Steffens, Fichte, Arndt u. A. namentlich auch Schleiermacher als Theologe, Philosoph, Patriot und Mensch aufs Wirksamste mitarbeitete. Der hauptsächlich auf die Schriften und den Briefwechsel Schleiermachers basirte Vortrag erregte allseits das lebhafteste Interesse. Nach der Pause las A. Stobbe drei scherzhafte, ein bekanntes zum Einzug der Truppen in Berlin verfaßtes Gedicht persiflirende, durchweg auf „Metropole“ gereimte Sonette eines nicht genannten Dichters vor, die da capo verlangt wurden. Es folgte Dr. Saalschütz mit einigen Gedichten ernsten Inhalts. Zum Schluß machte E. Wichert Mittheilung über ein von Dr. Gervais in Hohenstein verfaßtes Trauerspiel „Angebot der Skatte“, indem er Theile daraus, namentlich mehrere Scenen des vierten Aktes vorlas und den Zusammenhang durch Erzählung ergänzte.

Jahresbericht.

1.

Der Tod, der in diesem Jahre so viele Opfer in unserer Stadt forderte, so viele Familien in Sorgen und Betrübnis versetzte, hat auch unsern kleinen Kreis nicht verschonen wollen. Seine unerbittliche Hand hat uns zwei unserer werthesten Mitglieder entrißen, die Frau Kommerzienrath Burdach und den Professor Erhart Hagen, deren Andenken noch lange bei uns fortleben wird. Es erscheint uns als eine fromme Pflicht, der Erinnerung an sie einige Worte zu leihen.

In der Blüthe der Jahre ist Frau Kommerzienrath Burdach durch die entsetzliche Krankheit dahin gerafft, die diesmal so lange bei uns gewüthet hat. — In frischem Gedächtnis ist, wie oft sie uns durch ihren Gesang erfreute, wie sie durch freundliche Mitwirkung in den bei uns aufgeführten Stücken ihr schönes Talent zur allgemeinen Freude der Gesellschaft verwerthete, wie sie mit bereitwilliger Güte sich an allen Unternehmungen betheiligte, zu denen ihre Mitwirkung erbeten wurde. Je eingeschränkter der Wirkungskreis ist, welcher den weiblichen Mitgliedern in unserm Kränzchen zugemessen ward, desto schmerzlicher werden wir noch lange die Dame vermissen, deren Begabung sie so oft zur Zierde und Freude der Gesellschaft werden ließ.

Nicht minder schmerzlich ist uns der Verlust des Professors Dr. Erhart Hagen, welcher am 28. August den Folgen wiederholter Schlaganfälle erlag, deren Heftigkeit bereits in den beiden letzten Jahren seine Lebenskraft gebrochen hatte. In wissenschaftlicher Thätigkeit, als Lehrer und Erzieher, war ihm sein Leben verfloßen, und der einfache und ruhige Verlauf desselben hatte der Gesinnung des Mannes entsprochen. Geboren den 19. November 1804 in Königsberg, ein Sohn des verstorbenen Regierungs- und Konsistorialraths Hagen, ward er Ostern 1812 als Schüler in das hiesige Friedrichskollegium aufgenommen, und verließ es Michaelis 1822 mit dem Zeugniß der Reife. Nach bestandener Prüfung trat er am 14. Mai 1828 bei derselben Anstalt als Hilfslehrer ein, stieg allmählig bis zur ersten Oberlehrerstelle, und wirkte ununterbrochen bis zum 26. März 1861, an welchem Tage er von seinen Schülern und Kollegen Abschied nahm, da sein Gesundheitszustand die fernere Thätigkeit an der Schule ihm unmöglich machte. Im Oktober desselben Jahres wurde er auf seinen Antrag in ehrenvollster Weise pensionirt und erhielt bei dieser Gelegenheit den rothen Adlerorden vierter Klasse. Von Amtsgeschäften befreit, widmete er sich gänzlich, so lange es seine Kräfte gestatteten, wissenschaftlichen Zwecken, und mit besonderer Vorliebe den Interessen unseres Kränzchens. Schon im Jahre 1833 hatte er auf Grund der Abhandlung de Asopi liberis den Dokortitel erworben und sich als Privatdozent bei der hiesigen Universität habilitirt. Außer mehreren lateinischen Abhandlungen in Gymnasialprogrammen ist von ihm ein größeres Werk erschienen: Untersuchungen über die Römische Geschichte, von denen leider nur der erste Theil „Casilina“ vollendet worden ist. — Daß er bei seiner vielfach in Anspruch genommenen Thätigkeit auch für die sonstigen Bestrebungen, die in der Neuzeit aufstauden, rege Theilnahme zu bewahren wußte, beweist der Umstand, daß er nicht nur dem hier gegründeten Turnvereine sich anschloß, sondern auch als Vorsitzender des Turnraths einige Jahre hindurch die Geschäfte desselben leitete.

Was er unserm Kränzchen gewesen ist, lebt noch bei Allen in zu frischem Andenken, als daß es nöthig wäre, darüber viel Worte zu verlieren. Eins der ersten Mitglieder desselben war er zugleich eines der treuesten und eifrigsten. Er betheiligte sich lebhaft bei den Vorberathungen, war Mitglied mehrerer Kommissionen, und erfreute uns oft sowohl durch seine Vorträge, wie durch seine Betheiligung an der Debatte. Oft bewunderten wir, zumal wenn es sich um augenblickliche Beantwortung aufgeworfener Fragen handelte, sein ausgedehntes und sicheres Wissen auf vielen Gebieten, und die Gabe, es sogleich in geordnetem Vortrage darzulegen.

Die Vorträge über das Griechische Theater, über Göthe's Braut von Korinth, über den zweiten Theil des Götischen Faust sind in dem von unserem Kränzchen herausgegebenen Preußischen Almanache, bei dessen Redaktion er sich mit Eifer betheiligte, gedruckt worden; unsere Unterhaltungen enthalten seine Mittheilungen über Immanuel Kant. Anderes z. B. seine uns einst tief ergreifenden Erinnerungen an Lobeck, ist ungedruckt geblieben, da er in anspruchloser Bescheidenheit das, was er bei seiner Redegewandtheit in mündlichem freiem Vortrage

gegeben hatte, so werthvoll und ansprechend es war, nicht für des Aufschreibens werth erachten wollte. Wer erinnert sich nicht an seine Gutmüthigkeit, an seinen immer guten Humor und an alle übrigen lebenswürdigen Eigenschaften, die ihn zu einem der geschätzigsten Mitglieder unserer Gesellschaft machten, und die sein Andenken bei uns auch über das Grab hinaus lebendig erhalten werden! Sanft ruhe auf ihm die Erde!

2. Bericht der Finanzkommission.

I. Kassenbericht pro April 1865—1866.

A. Einnahme.		Thl.	Sgr.	Sp.
1. Bestand aus dem vorigen Vereinsjahre . . .	83	—	9	
2. Beiträge von 114 Mitgliedern à 3 Thlr. . .	342	—	—	
	Summa	425	—	9

B. Ausgabe.		Thl.	Sgr.	Sp.
Tit. 1. Lokalmiethe	63	—	—	
Tit. 2. Festlichkeiten	40	22	—	
Tit. 3. Gesellschaftsdiener	27	—	—	
Tit. 4. Lohndiener, je 2 à 17 1/2 Sgr. bei 9 Hauptversammlungen	10	15	—	
Tit. 5. Für die Altpreussische Monatschrift pro 1865 und I. Semester 1866	3	—	—	
Tit. 6. Inserate	17	—	—	
Tit. 7. An Tribunalsrath Dr. Neusch zu dem ihm zur eignen Verwaltung überwiesenen Fonds behufs Herausgabe der Unterhaltungen des literarischen Kränzchens (von jedem Mitgliede 1/3 seines Beitrages mit 1 Thlr.)	115	—	—	
Tit. 8. Aus dem Dispositionsfonds der Ordner	33	—	—	
Tit. 9. Rückstände an älteren Druckkosten	64	17	—	
	Summa	374	8	—

C. Recapitulation.		Thl.	Sgr.	Sp.
Einnahme	425	—	9	
Ausgabe	374	8	—	
	Bleibt Bestand	50	22	9

II. Voranschlag pro April 1866—1867.

A. Einnahme.		Thl.	Sgr.	Sp.
1. Bestand aus dem vorigen Vereinsjahr . . .	50	22	9	
2. Beiträge von 104 Mitgliedern à 3 Thlr. . .	312	—	—	
	Summa	362	22	9

B. Ausgabe.		Thl.	Sgr.	Sp.
Tit. 1. Lokalmiethe	88	—	—	
Tit. 2. Festlichkeiten und Theater	78	2	9	
Tit. 3. Gesellschaftsdiener	27	—	—	
Tit. 4. Lohndiener für 10 Hauptversammlungen	11	20	—	
Tit. 5. Zeitschriften	4	—	—	
Tit. 6. Inserate	20	—	—	
Tit. 7. Zur Herausgabe der Unterhaltungen des literarischen Kränzchens von 104 Mitgliedern	104	—	—	
Tit. 8. Zur Disposition der Ordner	30	—	—	
	Summa	362	22	9

Von dem Beitrage jedes neu hinzutretenden Mitgliedes fließt 1 Thlr. zu Tit. 7. und der Rest mit 2 Thlr. zu Tit. 8.

Kaiser Otto der Dritte.

Trauerspiel in fünf Akten von Ernst Wichert.

Akt 5.

Scene 1. Rom. Zimmer in der Engelsburg mit einem Fenster nach der Stadt.

Erster Auftritt:

Stephania allein.

Stephania. Sie wollen mich auf meinem Zimmer halten; Die schlauen Wächter! wollen mich bethören, Als sei ich krank und hätte nur geträumt.

(Auf's Herz deutend.)

Hier aber fühl' ich's schmerzlich, daß ich lebe. Otto! was that ich Dir! Wie schnell entflohen Die Liebeschwüre! Alle Ewigkeiten Der Liebe schmolzen hin in einer einzigen Minute blinden Argwohn's. Du verließst mich, Und eben hatte meine heiße Brust Gewogt an Deinem Herzen, eben hatte Mein Ruf die brennende Lippe Dir gefühlt — Weh Dir Verräther! Rache nehmen wird An Dir das Weib, das Du verstoßen hast; Nur so lang, Herr im Himmel, laß mich leben.

Zweiter Auftritt:

Giovanni als Papst. Leibwache. Stephania. Giovanni (zum Hauptmann der Wache).

Befehl die Thore dreifach. Jeder Schurke, Der waukt, wenn sich die Feinde stürmend nah'n, Wird ohn' Erbarmen aufgetriipft. Schafft Scipio Zum tiefsten Burgverließ und überbringt Den Schlüssel mir. Thut, wie ich Euch geboten. (Die Leibwache ab.)

Crescentia!

Stephania. Glück Dir! Du hast ihn mir Entrissen! Sieh mir den Verlorenen wieder! Giovanni. Wahnsinnige! Wen suchst Du hier? Ich kann Gesehenes nicht ungeschehen machen. Stephania. Wie bist Du groß gewachsen durch mein Unglück! Man nennt Dich Papst und Oberherrn der Stadt; Nimm meinen Glückwunsch, Giovanni! Ach —

Ich war so lange krank und hab' vergessen, Wie's aussieht in der Welt; war Scipio Nicht Kaiser Otto's Freund? Giovanni. Er war's, und war Der meinige zugleich und Keines Freund; Er diente zweien Herrn und hat von Beiden Den Lohn dahin; die eig'ne Schwäche bracht' ihn Zum Fall. Stephania. Entsetzlicher! Und welches Schicksal Haft Du mir ausgedacht? Auch ich hab' Otto Geliebt! Mein Haß und meine Lieb' ent schlüpfen Der Kunst des allzulist'gen Rechenmeisters! Giovanni. O Schwester, Schwester! Sieh mir nicht die Dual Zurück, die über Dich mein Ehrgeiz brachte. Ich habe keinen Trost für Dich als den: Auch meine Herrlichkeit geht schnell zu Ende. Stephania. Sieh dort hinaus auf Roma's Trümmerleib! Das bin ich jetzt und Du trägtst diesen Fluch. Giovanni. O schweige! Deinen Zorn verhöhnt mein Schicksal! Die Stunden meiner Herrschaft sind gezählt. Schon hör' ich näher die Gewitter brausen, Die ihre Blitze gegen mich entsenden. Ein kurzer Kampf und Rom ist nicht mehr mein! Stephania. Rom nicht mehr Dein? Wer wird's nach Dir gewinnen Im großen Würfelspiel um Stadt und Land? Giovanni (führt sie ans Fenster.) Siehst Du die Zelte dort in hellen Reih'n? Im Mondenschein erglänzt der Krieger Rüstung. Siehst Du die Reitermassen mit den Fähnlein Ueber die Eb'ne jagen nah bis Rom? Siehst Du die Kriegsmaschinen an den Mauern Der Stadt? Der Kaiser rüstet sich zum Sturm. Stephania. Der Kaiser? Welcher Kaiser? Giovanni. Kaiser Otto! Er lebt und droht uns blut'ge Rache. Stephania. Jungfrau Maria, schirme Rom! Giovanni. Die Heiligen Verlassen uns! — Heinrich von Baiern hat sich Mit Otto ausgeöhnt; das Heer ist von Neapel abgerufen, frische Kämpfer Aus Sachsenland, des Kaisers Erbe, zieh'n Zu Hüffe. Eine Flotte sperrt die Mündung Der Tiber, seit drei Tagen kann kein Kornschiff Nach Rom; das wetterwenderische Volk Will mich verrathen und den Deutschen wieder Die Thore öffnen; nur mit Mühe halt' ich Die Unzufriednen durch die Söldner nieder. Fast täglich rennen die Barbaren uns're Geschwächten Mauern an — heut stürzen sie. Stephania. Und Otto kann sein Rom vernichten wollen, Das er einst liebte? Giovanni. Wie man sagt, geschieht's Im Wahnsinn! Stephania. Ei! Wir können Hochzeit machen. — Still, still! Mir kispelt Jemand liebe Worte In's Ohr! Ich komme — ja ich komme! Giovanni. Schwester! Wen sprichst Du an, es ist ja Niemand hier?

Stephania. O Scherze nicht — er rief mich, aber — ach!
Nun hast Du ihn verschleudert!

Giovanni. Wer rief Dich, Schwester?

Stephania. Laß mir das Pflöckchen in der Mauer öffnen,
Nah' bei dem Thor, das zu dem Lager führt.

Giovanni. Wohin Stephania —

Stephania. Sei gütig Bruder!
Laß mich hinaus in die weite Welt. Wer kennt
Mich dort? Ich werde wandern — wandern — wandern —
Und Du wirst mich nicht wiedersehn, nicht hier,
Nicht dort, denn unsre Wege trennen sich
Im Himmel und auf Erden. Laß mich ziehn!

Giovanni. Gib diesen thörichtesten Gedanken auf,
Ich kann ihm nicht willfahren.

Stephania. Wie, Du kannst nicht?
Armseliger, Du mußt! Wie? Kennst Du mich?
Ich bin das Weib des hingerichteten
Crescentius, bin seines Mörders Weib,
Und Deine Schwester, Giovanni! Was
Du kannst, kann ich, wir sind von gleichem Blute.
Ich habe Gift bei mir, und tröpfe Dir's
Bei Nacht in Deinen Becher, Giovanni!
Ja, in den Kelch, den Du beim heil'gen Mahl
An Deine Lippen setzen mußt! — Du kannst nicht?
Gelder, wähle denn!

Giovanni. Mir schaudert! Geh!
Ich mag Dich nicht mehr halten.

Stephania. Führe mich
O Herr, daß ich den rechten Weg nicht fehle! —
Du folge mir! (Beide ab.)

Scene 2. Vor Rom; offene Gegend; Ruinen und Trümmer
überall zerstreut, einige Säulen im Vordergrund halb aufgerichtet.

Dritter Auftritt:

Otto (die Krone auf dem Haupte).
Otto. Todmüde, du mein armes Haupt, todmüde!
(Er wirft einen Säulenstumpf um).
Hier ist ein Kissen, weich und warm, so recht
Geschaffen, daß ein Königshaupt drauf ruhe.
Du edler Stein, sahst manchen Helden schon
An dir vorüberzieh'n im Schmuck des Lorbeers,
Im Purpurmantel, Kron' und Scepter tragend,
Umjauchzt vom Volke, das ihm Lieder sang! —
Du sahst denselben Helden nur zu bald
Mit aufgeriss'ner Toga, wirrem Haar
Hieherstiehn, hinter dir sich ängstlich deckend
Vor'm Rothwurf undankbarer Huben! Konntest,
Armseliger Marmor, du sein Herz erdrücken,
Das er laut weinend an dich presste, daß es
Sich nicht empörte und mit Donnerschlägen
Gegen der Brust hochfliegende Wandung wallte,
Und riesengroß aufschwoll vor Bitterkeit
Und Zorn — und brach! Komm, komm, erzähle mir davon.
(Er legt sich auf den Boden mit dem Kopf auf die um-
gestürzte Säule, die Krone fällt herab).
Sie war für mich zu groß; wer wird sie
Einmal nach mir fest auf dem Haupte tragen? —
Ich will die Krone einem Könige reichen,
Der stärker ist als ich; (Er legt einer Säule die Krone auf.)
Mein schlanker König,

Ihr seht gar stattlich aus; ich beuge mich
Vor Euch. Ihr habt viel Tugenden: Geduld
Und Sanftmuth, Ernst und Würde, Ihr seid hart
Und unbeflehtlich; Niemand liebt und haßt Ihr,
Ihr habt kein Herz, glückseliger König! Ach!
Kein Herz — kein Herz! — —

(Sich wieder zur Erde legend).

O könnt' ich ruhn in kühler Todtengruft
Zu Aachen neben Kaiser Karl! Da fosen
In ihren Träumen so vertraut die Todten,
Ihr Herz ist kalt, wie ihre Marmorfärge,
Und schlägt nicht mehr; doch über ihrem Haupte
Schallt das Gewölb', die Orgel dröhnt hernieder
In unsre tiefen Kammern: Ruhet aus
Ihr Müden, die das Leid der Welt getragen,
Ruhet aus! — Der Kaiser Karl um Witternacht
Steht auf und rüttelt mich und weckt mich auf.
Am Rhein zieht er hinab; auf schwarzen Wolken
Braust er vorüber des St. Gotthardts Haupt;
Nach Rom, nach Rom! ruft er mir zu; ich hab's
Erobert und Du hast's verloren! Herr
Der Welten! Kom verloren! —
Dir wollt ich gleich sein, großer Karl! Ich war
Dein Schatten nur, der durch die Nachwelt zog;
Zwar war er riesengroß, doch nur ein Schatten. —
Ich könnte träumen, daß ich nie gelebt,
Und fürchte fast — wir Alle sind betrogen!

(Er entschlüßt.)

Vierter Auftritt:

Willigis. Heinrich.

Willigis. Der König schläft; sein Wahnsinn ist ermüdet;
Sein irres Hirn ruht aus zu neuen Schmerzen.
Heinrich. Sein Herz ward irre, nicht sein Geist. Zu mächtig
Traß ihn der undankbaren Römer Abfall.
War diese Liebe Krankheit, so erwart' ich
Die Besserung von diesem herben Schlage
Am ehesten. Schon hat er, kaiserlich
Gesinnt, Befehl zum Sturm auf Rom gegeben
Und laut gedroht, er werde schwere Strafe
Ueber die unterjochte Stadt verhängen.
Willigis. Ich traue dieser Sinnesänderung
Nicht dauernde Bedeutung zu. Doch laßt uns
Auch so für Deutschlands Wohlfahrt thätig sein,
Für jeden Fall gerüstet und gefaßt.
Ist's Euch genehm, so gehn wir nicht zu weit
Von dieser Stelle auf und ab, beratend,
Wie wir der Noth der nächsten Zeit begegnen.
(Beide ab.)

Fünfter Auftritt:

Stephania (von der andern Seite her).

Stephania. Er ist es! Flammen der Hölle brecht hervor
Aus Euren Schlünden und versengt sein eifiges
Barbarenherz! Zerberste Unglücksberde,
Auf der er ruht; ihr himmelhohen Berge,
Ihr Felsen von Granit, gewaltige Meere
Wälzt Euch auf dieses Herz! Der Erde näher
Strebe du brennende Sonne, verglüh' den Athem,
Der mich im Ruß vergiftet hat! — Verlassen,

Verlassen bin ich und erbarmungslos
Bernimmt der Himmel meinen Schmerzensschrei! —
Er schläft! — Kann er denn schlafen? Rütteln ihn
Nicht seine Träume wach? Ich will ihn wecken.
(Zu ihm nahe herantretend).
Er ist's — o alle Heiligen, er ist's!
Otto —

(Sie sinkt neben ihm nieder, ihn küßend).

Otto (ängstlich im Traum). Stephania! süßes — liebes — Weib!
Stephania. Horch auf! er spricht im Traum! Wen nennt er da —
Stephania? Mich? — O Himmel, träum' auch ich?
Was willst Du hier, Wahnsinnige? Er hat Dich
Verstoßen, Deine Zuversicht betrogen,
Gespottet Deiner Liebe —

Otto. (im Traume) Hier — leg' an
Dein Köpfchen — hier an meine schwere Brust —
Du träumst — Du träumst, mein Liebchen, Du — hieher —

Stephania. O decke wieder über mein glühendes Auge
Dein langes blondes Lockenhaar, Geliebter —
Wieder wie sonst — o selige, selige Zeit!
So laß mich träumen, bis dein Traum verschleudert ist.
Jetzt ist Dein Aug' geschlossen, das sich zornig
Von mir gewandt — Da liegst Du willenlos —
Ein Kind! Bis er erwacht nur wahr't mein Glück,
Dann stößt sein kaltes Wort mich in die Wüste
Zurück! Ertragen kann ich's nicht, mag dann
Das Unvermeidliche geschehn, und wär's
Auch schrecklich wie der Welten Untergang.

Otto (im Traum). O Weib, — mein Weib — geliebtes Weib! —
Stephania. (sich neben ihn setzend) Er ruft
Mich immer. Ihn umflattern noch die Bilder
Vergangner seliger Stunden! — O wie schön
Bist Du Geliebter, wie so schön! Um diese
Gewölbte Stirne wallten die Gedanken
Des Ruhm's, der Größe, der Unsterblichkeit!
Hier liegt die Falte männlich edlen Zorn's;
Doch um die Wangen tanzt ein himmlisch Lächeln
Mit dem Du mich so oft beglückst! — Geschlossen
Ist doch Dein Aug', aus dem Dein Herz mir blickte,
Dein großes Herz, das eine Welt umfaßte,
Das ich verlor! — — Weh! eine Thräne fiel
Herab auf sein Gesicht; fort Schmerzensboten,
Weckt seinen Kummer nicht!

(Otto erwacht.)

Es ist vorbei.

Otto. Wachst Du, Stephania?
Stephania. Wohl wach' ich, Herr!

Otto. Noch grant der Morgen kaum, mein holdes Weib,
Leg' nur zurück Dein Köpfchen in die Kissen
Und träume weiter. Sieh, noch funkeln hell
Die Sterne, strahlende Juwelen an
Dem Mantel Gottes, den er liebend über
Die ganze Welt gebreitet, noch durchstreicht
Kein kaltes Morgenlüftchen uns die Fenster,
Kein Vogel prüft sein Lied, kein Schritt durchhallt
Die Nacht, der Wächter ging sogar zur Ruhe,
So sicher ist die Stadt.

Stephania. Es ist die Nacht
So schön und sternenhell, ich kann nicht schlafen;
Laßt uns ein Stündchen plaudern, lieber Herr!

Otto. Ich träumte schwer. Mir'war's, als irr' ich bang
Umher in den Ruinen Roms, Dich suchend,
Und rief Dich laut und fand Dich nicht. Noch jetzt
Umflort das Traumbild meinen Blick; mich dünken
Die hohen Schatten Säulen alter Tempel,
Und Schutt ist drunter aufgehäuft.

Stephania. Sieh nicht
Dorthin, Geliebter! Laß mit meiner Hand
Dein Auge decken, bis es aus dem Irnisk
Des Traumes sich herausgewöhnt an's Licht
Der Wirklichkeit.

Otto. Nein! nein! bedecke mir
Das Auge nicht. Mir ist, als müßt' ich Etwas
Ergrübeln, das mich quält in Deiner Nähe.
Wo warst Du gestern? Wie mich dünkt, blieb ich
Den ganzen Tag allein?

Stephania. O träume weiter
Schlaftrunkene Erinnerung in ihm.
Weichst Du, sein guter Geist, so ist's geschehn
Um uns're Liebe. — Still', ich will Dich wiegen.
Soll ich ein Lied Dir singen Otto?

Otto. Kannst Du
Das Lied von dem getrennen Eckhard singen?

Stephania. Ich hört' es nie.

Otto. Es ist ein deutsches Lied;
Man sagt, die Treue sei ein deutsches Märchen.

Stephania. Kennst Du das Lied, so lehr' mich's!

Otto. Laß nur —
Mich friert! Wie ist die Welt so kalt — so kalt!
Stephania. Die Lieb' erwärmt sie. Otto! liebst Du mich?
Otto. Weh! weh! ein Alp drückt wieder auf mein Herz,
Schwer wie ein Stein! Luft, Luft!

Stephania. Otto, Geliebter,
Sprich nur das eine Wort: Du liebst mich noch?

Otto. Fort Deine Hand von meinem kranken Herzen,
Sie ist wie Bleigewicht, erhitzt im Feuer
Der Hölle. (Sich aufrichtend.) Ha! Wer bist Du, Weib —
Wer bist Du?

Stephania. Ich bin's, die Dich geliebt, Stephania.

Otto. Geliebt? Nein, sieh mich an — wer bist Du?

(Aufspringend) Hat

Ein höllischer Geist in Dich sich umgestaltet,
Taucht aus dem Boden auf, mischt sich voll Tücke
In meine Träume, weckt mich im Erwachen?
Verfinke Weib! hinab! hinab!

Stephania. So war's
Ein Traum! Otto! erkenne mich, Dein Weib!

Otto. Fort, packe mich nicht an! Weh! weh! mein Herz!
Springt auf, ihr Kammern rothen Blutes, siedet
In eurer eigenen Gluth, springt hoch hinauf
Ihr Ströme, färbt den Himmel roth, der mich
Verlassen! Woran mahnst Du mich — ich habe
Rom's Liebe verloren.

Stephania. Auch ich entfloh aus Rom.
Otto. Für meine Liebe Verrath; für meine Sorge
Verhöhnung, Spott für mein Vertraun! Ich machte
Die Römer groß, reich, glücklich, und sie warfen
Mich wie ein abgenutztes Goldstück fort,
Das selbst dem Wucher nicht mehr tauglich schien.
Ich liebte sie — o Gott! ich liebte sie!

Und wenn der Herr der Welten mir die Erde
Zu Füßen rollte, — nie könnt' ich vergessen,
Was ich verlor, wie, nie! —

Stephania. Du warst zu groß
Für dieses Rom.

Otto. Ei seht — zu groß? der deutsche
Barbar zu groß den Enkeln der Scipionen?
Wo giebt's noch einen Platz für Ruhm und Größe,
Wenn Rom gemein ward? Sprich, wie steht's in Rom?

Stephania. Giovanni nennt sich Papst und Herrn der Stadt,
Und Scipio schmachtet in dem tiefsten Kerker
Der Engelsburg dem nahen Tod entgegen.

Otto. Das Ungeziefer frist sich selber auf;
Es ist ein Trost. Dank Dir für diese Kunde.
Geh, Geh! Nimm meinen Dank mit auf den Weg,
Gott mag Dir Deine Sünde nicht vergelten! —
Geh' aber, eh' mein Segen mich geruct,
Denn mein Gemüth ist so verwildert, daß ich
Nicht träum', ich sei ein Schafal, der in Roms
Ruinen gräbt nach Körnerleichen — geh!

Stephania. Ich kam nicht her um wieder fortzugehen;
Ich bin dein Weib und bleibe bei Dir, Otto.

Otto. Was willst Du noch? Ich habe nichts mehr, nichts,
Um was ihr mich betrügen könnt. Was willst Du?

Stephania. Nur Deine Liebe, Otto!

Otto. Meine Liebe?
O pfui! Du hast sie mit Verrath belohnt.

Stephania. Wenn Einer treulos war, ich war es nicht.

Otto. Du nanntest Dich Crescentia, hier trag' ich
Zum Andenken Deinen Dolch.

Stephania. Erinnerung
Mich nicht, daß einst mein erstes Liebeswort
Ein Eidbruch war.

Otto. Wer bürgt mir, daß Du nicht
Auch mir den Eid gebrochen, da's so leicht
Zum ersten Mal Dir ward.

Stephania. Das mir? War's nicht
Dein Zauberwort, Dein heuchlerischer Blick,
Dein falscher Liebeschwur, der mich verlockte?
Schmach Dir! Gib Acht, mein Fluch wird Dich verfolgen
Und hindern jede nennenswerthe That!
In Deiner Jugendblüthe sollst Du sterben!
Kein liebend Weib wird Dir das brechende Auge
Zudrücken, Dir kein Sohn die Hände küssen,
Kein Freund wird weinen über Deiner Bahre!
Mit allen Winden fliege Deine Asche!

Otto. (Nimmt die Krone von der Säule und setzt sie sich auf
das Haupt.)

Ich trotz' Deinem Fluch, rachsüchtiges Weib!
Wähnst Du, ich sei nicht mehr, der ich gewesen?
Nehmt mir die Welt, rollt unter meinen Füßen
Die Erde fort, blas' über meinem Haupte
Die luft'ge Himmelsdecke weg — was hier
In diesem Hirn gelebt, das könnt' ihr mir
Nicht nehmen; nicht ein Gut für Euch war das,
Auch nicht für die Zeit; das flattert einst
Aus meinem Sarge unvergänglich auf,
Und mischt sich in die ew'ge Speise, während
Tausenderte nach mir!

Ihr glaubt mich schwach;

Erfahret, daß ich noch der Kaiser bin!
Heda! mein Pferd! Noch diesen Tag fällt Rom.

Stephania. Steh' ab davon, ich dulde' es nicht!

Otto. Du drohst mir?

Schöster Auftritt:

Heinrich. Willigis. Adelheid. Ritter mit Fackeln.

Heinrich. Wer wagte meines Kaisers Schlaf zu stören?
Er soll es büßen.

Adelheid (mit der Fackel leuchtend). Du, verruchtes Weib?
Bringt Fesseln sie zu binden; Du allein
Hast dieses Unheil über uns beschworen!

Stephania. Mit mir geschehe, was mein Kaiser will!

Otto. Weckt uns're Mannen aus dem Schlaf; heut gilt's
Ein scharfes Reiten. Schafft mein Feldgeräth
Hieher und sattelt mir das Streitroß! Ehe
Der erste Sonnenfunken Roma's Zinnen
Erglüht, muß unser sein die Stadt.

Nun rüttelt

Die Römer mit Trompeten wach. Schafft Wein
Hieher, daß meine Treuen sich erlaben,
Wenn ihnen in der Hast des Kampfs der Athem
Bergeth! An's Werk! Ihr Heinrich packt die Stadt
Von jener Seite; dieses Thor will ich
Ins Auge fassen. Haltet Euch wie Männer!
Dem Kühnsten ist der höchste Preis gewiß.
Brecht auf!

(Trompeten. Abzug. Adelheid folgt Otto mit segnend er-
hobenen Händen; es bleibt nur Stephania. Während
des folgenden bringen Knechte Tische herbei, und stellen
Weintrüge darauf.)

Stephania.

Es ist vorbei; das Ende naht! Verrechnet
Hat sich der Astrologen Kunst; heut, heut
Läuft das Jahrtausend ab, die biblische
Verheißung wird erfüllt: zu Staub zerfällt
Die Erd' und was sie trägt. Laßt uns
Das Grausen der Vernichtung nicht erwarten;
Wir — er und ich — wir werden es nicht sehn! —
Da reitet er gen Rom! O daß ich Dir
Zujauhen könnt' in Liebe, dir den Lorbeer
Zum Kranze flechten, nach dem Siege Dich
Belohnen, und dann — sterben, selig sterben!
Du wunderbare Liebe willst nicht enden?
Kannst du noch Thränen weinen für den Mörder,
Den man zur Richtstatt schleift, kannst du noch beten
Für deinen Henker; unter Kuthestreichen
Des Peinigers dich winden und ihm lächeln? —

Ich bin es werth zu leiden: er verhöhnt mich
Und meine Liebe kann nicht von ihm lassen!

Er ist am Thor! Die Römer scheinen sich
Zu sammeln, lösen Steine von der Mauer
Und wälzen sie den Stürmenden entgegen;
Die Schilde klirren — schreckliche Musik!
Der Kaiser stets voran, wie blüht sein Schwert! —
Die Leutern werden abgeworfen — wehrt Euch,
So lang' ihr könnt, es ist vergebens, Otto,
Der Kaiser, siegt!

Er siegt und soll sich seines Sieges freu'n?
Im Taumel seines Glückes mich vergessen,

Die er so elend machte? Nimmermehr!

(Ein Gläschen aus dem Busen ziehend).

Hier ist ein Freund, der mir die Schmach erspart;
Zwei Tropfen in den Becher Wein, und ewig
Erblinden meine Augen. Wohl! es sei!

(Sie tritt zum Tische und gießt Gift in einen Krug
mit Wein).

O hätt' ich niemals, niemals Dich gesehn!

(Sie will trinken, setzt aber den Krug nochmals zu-
rück.)

Der Kaiser lenkt hieher; — ist er verwundet?
Den Helm trägt er in seiner Hand. Und dort,
Die Römer brechen durch die Thore — Himmel!
Giovanni kämpft voran! — Der Kaiser naht;
O! diese letzte Stunde ist noch schrecklich!

Siebenter Auftritt:

Otto. Reizige.

Otto. Ha! Einen Trunk vom besten Wein; mir klebt
Die Zung' am Gannem. Meine Römer machen
Die Arbeit mir nicht leicht; es ist doch noch
Ein Fünftchen von dem alten Muth in ihnen.
Schnell einen Trunk von edstem römischem Wein!
Stephania (vortretend und ihm den Gistkrug reichend).
Da nimm — und labe Dich!

Otto (trinkt hastig). Hab' Dank, hab' Dank
Für Deine Stärkung. Oder war's vielleicht
Ein Liebestrank, den Du mir reichtest? Nochmals
Hab' Dank!

Stephania. Laß uns Geschehenes vergessen.
Man sagt es gab einst einen Trank, der solches
Bergeffen schaffte.

Otto. Abschied'ne tranken
Ihn vor dem Eintritt in die Unterwelt.
Was soll's damit? Ich lebe und bin glücklich!

Stephania. Du glücklich? — O! —

Otto. Schon sinken Roma's Mauern;
Die Thore krachen vor den mächt'gen Sieben
Der deutschen Eisenart! in einer Stunde
Bin ich von Neuem Herr der Stadt! — Wenn Du
Mich liebtest, wie Du sagst, thu mir Beschaid
Aus diesem Krug, und war's mit einem Tröpfchen,
Das auf der Lippe schon verfliegt: Wohlan,
Auf guten Ausgang!

Stephania (trinkt den Rest aus). Auf ein gutes Ende!

Otto. Setz fort, ihr Tapfern! Wie ich merke, will
Der Cardinal den Sieg uns freitig machen.
Sein Ausfall war so übel nicht berechnet;
Der Baiernherzog wirft ihn kühn zurück,
Und treibt die aufgelöste Kotte stadtwärts.
Ihn nach, mein Adler! Fliege mit Gott zum Siege!
(ab mit seinem Gefolge.)

Stephania (allein). Es ist gethan! Gott, Gott — es ist gethan!

O ewige Barmherzigkeit! ich habe
Das Herrlichste der Welt vernichtet — ihn —
Ihn — ihn! — So sei auch du vernichtet, der du
Unschuldig das Verderben in dir bargst,
Wie ich einmal! (Sie wirft den Krug zu Boden.)
Berberste denn in Echerben!

Daß Trümmer neben Trümmern diese Erde
Versammeln mag! — Hier steht ein Lorbeerbaum;
Mit grünem Laube morsche Säulentrümmern
Umwuchernd, wie die frischen Rosen Gräber
Der Todten! Einen Zweig will ich mir brechen,
Und ihn zum Kranze fügen, meinen Sieger
Damit zu schmücken. Was das Leben ihm
Verweigerte, ich bring' es ihm im Tode!
(Waffengeklirr und Trompeten hinter der Scene.)

Achter Auftritt:

Otto sich auf Adelheid stützend. Heinrich von Baiern.
Hinter ihm wird Giovanni gefesselt hereingeschleppt.

Giovanni. Vergreift Euch nicht am Oberhaupt der Kirche;
Ich habe keinen Richter auf der Erde!

Otto. Kamst Du hieher als Bischof unsrer Kirche?
Wer Waffen trägt, verfällt dem Waffenrecht.
Mag Deine Seele Gott im Himmel richten,
Dein irdischer Leib ist meinem Spruch verfallen.

Adelheid. Du hast gefochten wie ein Löwe, Sohn;
Ich zählte jeden Schwertschlag, jeden Stieb
Der Streitart.

Otto. Andre Schlachten sahst Du schon
In Deinem Leben, greife Frau, drum thut
Dein Lob mir wohl!

Adelheid. Doch Du bist bleich und zitterst;
Was hast Du, Kind?

Otto. Der Heim war mir zu enge.
Gebt mir ein wenig Wein, mir wird so eigen
Zu Muth, als säh' ich tausend glühende Schlangen
Vor meinen Augen blitzen. (Er trinkt.)
Es ist besser!

Wo sind die Schlüssel Rom's, Tyrann?

Giovanni. Die Tiber
Riß sie mit fort in's Meer; pump't's aus und holt
Sie Euch!

Otto. So mögen Zimmerleute denn
Die Thore sprengen; das ist keine Arbeit
Für Ritterhände mehr! — Wein, Wein — mehr Wein! (Er trinkt.)
Sag an, wo hast Du Scipio?

Giovanni. Im Himmel!
Er ist in seinem Kerker fromm verhungert.

Otto (mit gezogenem Schwert auf ihn eindringend).
Unmenschen! Das konntest Du vollbringen?

Stephania. Halt!
Bedenke Deiner sünd'gen Seele Heil!
Denn Du hast Gift.

Otto (das Schwert fallen lassend). Gift!! und von Dir?
Giovanni (Die Binde abreifend.) Ich bin
Zum Tod verwundet — schaff mir fort, wir gehn
Zusammen in das Jenseits — ich will sterben.
(Er wird abgeführt.)

Otto. Allmächtiger Gott! Gift, und von Dir?

Stephania. Es ist so!

Adelheid. Eilt! eilt! schafft Aerzte!

Otto. Dunkel überläuft's
Mein mattes Auge schon. Wie — sterben soll ich
In meiner Jugendkraft? Soll sterben, Weib,
Mit meiner Thatenlust? mit allen Wünschen

Und Hoffnungen hinübergeln und Dich
Verlassen, schöne Welt? Verfluchtes Weib,
Was thatest Du?

Stephania. Ich liebe Dich zu sehr.
Otto. So jung und soll hinüber in das Reich
Des Todes? Nichts vollenden von dem Allen,
Was ich begann, soll keine Frucht genießen
Von all' den Saaten, die ich ausgestreut?
Du hast mich nicht vergiftet! Laß mich nicht
Verzweifeln!

Stephania. Gott! es ist zu spät.

Otto. Zu spät?

So trotz' ich Deinem feigen Gifte, Weib!
So elend stirbt der letzte Otto nicht!

(Er stößt sich den Dolch in die Brust.)

Mich selbst vernichtend scheid' ich! — Kühme jetzt
Dich Deiner That!

Stephania. Ich trank des Bechers Reige.

Otto. O Gott! Gott! Gott! — Legt mich zur Erde nieder;
Die Welt verschwindet meinem Blick!

Stephania (Zu seinen Füßen). O Otto!
Bergieb mir!

Otto. Reich mir deine Hand; so denk' ich,
Ich fasse Rom noch einmal!

Rom! — mein Rom!
Laß mich um mein verlor'nes Leben weinen! —
O Rom! ich liebe Dich so sehr!

Stephania (zurücksinkend). Leb wohl!
Die Liebe stirbt nicht!

Otto. Deine Hand wird kalt
In meiner Hand. Rom stirbt in meinem Herzen —
Kommt her zu mir, Ihr alle! Heinrich, Du,
Du reiche mir die Hand!

Heinrich. Mein Herr und Kaiser,
Ich bin nicht Eurer Vergeltung werth;
Ich brach Euch Treue, Herr —

Otto. O schweig davon,
Und hör' mich an — schon wird mein Athem knapp
Und schmerzhaft! Bringe meinen Scheidegruß
An's deutsche Volk, dem die Ottonen starben!
Einst kommt die Zeit, da wird es mich verstehen
Und seine Thräne meinem Fall nicht weigern.
Auch meiner Schwester, Heinrich, bring' Bericht
Von meinem frühen Tod, und tröste sie.

(Heinrich küßt seine Hand.)

Sagt mir, bricht schon der Morgen an?

Abelheid. O daß
Doch ew'ge Nacht fortan die Erde deckte,
Und keine Sonne mehr dies Elend schaute!

Otto. Dort! dort! Ich fühl's! dort steigt die Sonn' empor!
Hinauf, Du meine Seele, auf zum Himmel!
Willkommen, Vater, Helden — seid gegrüßt! —
Den müden Leib — schafft mir — nach Nachen — dort —
Im Dom — will ich begraben sein — im Dom —
Bei Kaiser Karl! (Er stirbt.)

Abelheid. Allmächt'ger! unsre Blindheit faßt Dich nicht!
So fällt die grüne Blätterkrone nieder
Von mächt'gen Baume, wenn der Blitz ihn traf;

Allein der marklos dütre Stamm durchwintert
Noch lang' das trostlos sonnenlose Leben.
Weh' Rom! Italien! Deutschland! weh' Euch Allen,
Das kommende Jahrtausend wird an Euch
Den letzten der Ottonen blutig rächen!

(Der Vorhang fällt.)

Ein Reimspiel.

Die Verse, mit welchen der König bei dem Einzuge in Berlin
begrüßt wurde, lauteten folgendermaßen:

„Willkommen König! Deine Metropole
Grüßt jubelnd Dich und Deine Heldenchaar!
Durchzog Borussia doch beschwingter Sohle
In sieben Tagen Friedrichs Sieben-Jahr,
Nun reicht herab von ihrem Kapitol
Viktoria den duft'gen Kranz Dir dar.
Gott ging mit Dir und wird auch weiter gehen
Bis über'm Lorbeer Schatten Palmen wehen.“

Dieselben haben dem Kladderadatsch Stoff zu einer Novelle
gegeben und ein Mitglied unsers Kränzchens zu folgendem Reim-
spiele veranlaßt.

Am Rhn!

O großer Dichter unsrer Metropole,
Es trägt der Ruhm mit leicht beschwingter Sohle
Jetzt Deines Namens Preis von Pol zu Pole
Und weiter noch — auf Kavaliersparole!
Verwundert wirst Du auf dem Kapitol,
Dich feiert der Mulatte und Kreole,
Ja staunend jauchzt Kaluude und Mongole
Dir zu als neuerstandenen Idole.

Dir reicht' — man fühl't's — Apollo die Phiole
Des Kranzes voll aus Hippotrenens Bowle
Und gab die Dichtkunst Dir zum Monopole.
Minerva selber sandte ihre Dohle,
Daß sie im Schlaf Dich zum Parnasse hole;
Die Muse schautest Du im Kamisole.

Mehr glaublich scheint es, daß der Hammel johlte,
Der Ziegenbock vergess' die Kapriole,
Ein Schmußer Kowwo vorzieht' dem Spaniole
Und für Murawiew schwärm' ein echter Pole,
Daß Brücken man erbaue ohne Bohle,
Die Häfen kunstrecht schütze ohne Mole,
Dem Popen nehme Bari und Priesterstole,
Dem Sekt sogar die Hülle von Stanniole,
Kein Gastwirth speiß' mit aufgewärmtem Kohle,
Kein Schiffer singe seine Barcarole,
Und nimmer wieder geige Bull, der Ole,
Als daß Natur — selbst zu der Menschheit Wohle —
Dich je in einem zweiten wiederhole.
Die Wahrheit ist's, klingt's auch wie Hyperbole.

Wie Demant strahlet vor dem Karneole,
Erhebt Dein Lied sich über jenes hohle,
So leichte, fade, öfters gar frivole
Gelegenheitspoetereigejohle.

Dein Name wird uns künftig zum Symbole,
Und freudig feiern wir mit Girandole,
Mit Hurrahruf und Knall der Terzerole
Dich, den umgiebt der Dichtkunst Aureole.

Werth bist Du, daß mit mancher Goldpistole
Dein Lied man lobt, Dein Bild auf Erzconsolle
Man stellt' geschmückt mit Lorbeer und Viole;
Werth, daß Dein Schuster Dich umsonst verjohle,
Pepita Dir privatim tanz' el Ole,
Und wer Dich tadelt, daß man den kielhole.

Auflösung der Räthsel S. 128.

Begeißer. — Adel und Leda.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens zu Königsberg

No. 19.

ausgegeben den 10. Januar

1867.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Der Preis des Jahrgangs beträgt einen Thaler und wird bei der Bestellung entrichtet.
Auswärtige Bestellungen nehmen alle Königl. Postanstalten an.

Mathematische Buchhandlung Schubert & Seidel in Königsberg i. Pr.

Die Scythen.

I.

Bärt'ge Männer sind die Gäste,
Alle rüftig, stolz und reich,
Welche jubeln bei dem Feste
Jugendfrisch und göttergleich;
Nur der Wirth im Silberhaare
Denket ernst, der lange Jahre
Herrscht' im Bosphoraner-Reich.

Sind es Freunde, sind es Feinde?
Fragt das Volk voll Neubegier,
Fragt schaulustig die Gemeinde,
Die sich drängt zur offenen Thür.
Nebenbuhler an dem Mahle
Schwelgen in Leukanors Saale.
Doch wo weilt des Festes Bier?

Schweiglam unter ihren Frauen
Sitzt Mazäa jung und fein,
Wunderlieblich anzuschauen
Ist des Königs Töchterlein.
Land und Schätze wird sie erben,
Die um ihre Liebe werben,
Müssen reich und mächtig sein.

Also ist Leukanors Wille,
Der mit ihr sich glücklich preist,
Wenn versorgt in Glanz und Fülle
Eines Edlen Weib sie heisst,
Eh' der Vater sie verlassen,
Eh' ein mitleidslos Erblassen
Ihn von Thron und Leben reißt.

Zechen froh vereint die Freier,
Sieht auch der auf jenen scheel.
Mund und Herz thut auf die Feier,
Wein verträgt nicht Falch und Hohl.
Weislich ließ der Wirth die Waffen
Früh genug zur Seite schaffen;
Vorbedacht geht niemals fehl.

Schwert und Becher oft verbunden,
Lauten oft nicht Liebesdank;
Wem das Schwert verletzte Wunden,
Frontmt nicht voller Becher Klang,

Wer zum Becher viel gegriffen,
Sieht zum Kampf das Schwert geschliffen,
Ficht und rast bei nicht'gem Zank.

Endlos rankt sich in den Neben
Um das Festmahl Götterlust,
Auch wer schaut und steht daneben,
Wird sich ihrer mit bewußt.
Als der Vater winkte, leise
Trat Mazäa da zum Kreise
Lächelnd mit beklomm'ner Brust.

Vaters Pflicht, sprach er, verschiebe
Nicht, wer's gut mit Kindern meint;
Schaut hieher und zeigt, daß Liebe
Arglos sich mit Freundschaft eint.
Diese Jungfrau, zierlich prangend,
Nach des Mannes Schutz verlangend,
Find' im Kreise hier den Freund.

Ihre Wahl hab' ich zu leiten.
Wer sie liebt, der möge frei,
Wahr und offen uns bedeuten,
Daß er werth des Vorzugs sei
Durch Geschlecht, Hochthaten, Güter.
Junnig bindet die Gemüther
Gleichheit als der Ring der Treu.

Sprach's und herzu zählen säumte
Mancher nicht, was einst sein Ahn,
Was sein Aeltervater träumte,
Was er selbst beinah gethan,
Was an Heerden, Wagen, Schalen
Er besitz', an Prachtpokalen,
Wie sie nicht die Reichsten sahn.

Nederschwoll gar üppig blühte.
Alle prahlen, einer nicht,
Helb Arsakomas, der Scythe,
Der nur anschaut' und nicht spricht.
Wie sie schwägten, also endet
Er nicht anzuschau'n, gewendet
Zu der Unschulb Sternenlicht.

Scharf auf jedes und auf jeden
Horchten Alle. Schweigend saß
Noch der Scyth! Ermahnt zu reden,
Stand er auf bequem und laß.

Wein vergossen aus der Schale
And're, wie es Brauch beim Mahle,
Aber nicht Arsakomas.

Er, um sie zu überbieten,
Trank die Göttergabe aus:
Art läßt nicht von Art, wir Scythen
Siegen ob in jedem Strauß.
Was weiß ich von goldnen Schalen?
Seh' ich doch ihr Auge strahlen
Boll des wunderthät'gen Thaus.

Wer zu hüten weiß die Heerden,
Hütet drum kein junges Weib,
Neigung nur entfernt Gefährden,
Sichert, daß sie treu uns bleib'.
Und bedarf ich wohl der Wagen?
Ich will sie auf Händen tragen,
Schirmen ihren süßen Leib.

Als Arsakomas gesprochen,
Ist die Heiterkeit entrückt.
Diese murren, jene pochen,
Nur Mazäa steht entzückt,
Narben im Gesicht verrathen
Ihr des edlen Kriegers Thaten,
Die holdselig zu ihm blüht.

Daß sich nicht solch Neben zieme,
Gibt des Vaters Miene kund.
Welchen Reichthums er sich rühme,
Melden soll's sein stolzer Mund.
Ich bin Meister des Geschickes, —
Wer ist Schooßkind mehr des Glückes,
Reicher auf dem Erdenrund?

Größeres, wer kennt und nennt es?
Heiß' ich doch zwei Freunde mein,
Vor Lonchates und Makentes
Schwindet Gold zu leerem Schein.
Sehet sie in Waffen blitzen,
Sehet sie zu Rosse sitzen,
Alles ist dagegen klein!

Nie entbeh'r' ich guten Rathes,
Bin ich ihnen beigeßelt.
Sind Makentes und Lonchates
Neben mir, was kann die Welt

Mir verweigern? Von dem Feste
Forder' ich darum das Beste —
Sie, für die mein Busen schwellt.

Er erklärt es, Alle lachen,
Auch die Menge jauchzt und schreit.
Reizt im Lager nicht den Drachen,
Daß er Gift und Flammen speit!
Ruhig scheint er's hinzunehmen,
Sucht durch Blicke zu bezähmen,
Wer ihm Zähne bleidend dräut.

Reid steht er im Spott und Grimme:
Wer verliert, verliert die Kraft,
Zu beherrschen Herz und Stimme
In erregter Leidenschaft.
Still! der Wirth verbeißt die Lache,
Die Entscheidung kommt zur Sprache.
Lautlos jeder horcht und gafft.

Wem die Tochter ich vermähle,
Durch sich selbst verdien' er sie,
Wen zum Eidam ich erwähle,
Schätz' ich nach den Freunden nie.
Wenn der Erbin meines Reiches
Nicht der Gatte bringt ein Gleiches,
Spar' er der Bewerbung Müß.

Ob auch der und jener große,
Sprech' ich; dir Abymachus,
König von Mäotis, zolle
Gern ich meines Beifalls Gruß,
Dir ist heut mein Kind versprochen
Und, wenn meine Kraft gebrochen,
Ist auch dein der Bosphorus.

Kingsum herrschet da Bewegung,
Aufspringt Alles, rennt und läuft,
Doch des Scythens erste Regung
Ist, daß er zur Seite greift.
Aber griff' er auch zum Schwerte,
Keinen Trost es ihm gewährte,
Da man auf sein Wort sich steift.

Denn er schwur, eh' er zum Mahle
Sich gesetzt, wär' ihm das Glück
Abhold, friedlich in dem Saale
Sich zu rüsten auf's Zurück.
In dem Schwert ein machtlos Eisen
Reicht man ihm, davon zu reisen —
Wetterleuchtend ist sein Blick.

Wie beim Zucken jäher Flammen
Aus tief schwarzer Wolken Mäh
Fährt der Königsgreis zusammen.
Nicht des Töchterleins Besitz
Gönnt er dem, der sie vermessen
Fordert, doch ist unvergessen
Ihm des Heldenauges Blut.

II.

Bei den Freunden stumm und sinnig,
Heimgelehrt vom Bosphorus,

Sitzt Arjakomas; nicht innig,
Ernst erwidert er den Gruß.
Sprich, auf einmal rufen's beide,
Wer, wer that dir was zu Leide?
Sprich in treuer Lieb' Erguß!

Fraget ihr, was ich erfahren?
Ich erfuhr, daß Schaf und Kind,
Wagen und metall'ne Waaren
Mehr als meine Freunde find.
Er erzählt's von Ingrimim Iodernd.
Und die Worte Rahe fordernd,
Keiner schlägt sie in den Wind.

Jener schließt so die Rede:
Sind wir noch an Ehren reich,
Ist jetzt Lösung: Kampf und Fehdel!
Auf! sind wir den Ahnen gleich.
Von dem mir gebor'nen Gräule
Treffen, dünkt mir recht, zwei Theile
Liebe Kriegsgesellen euch.

Das erlebtest du? So kläglich
Welkt der frischen Thaten Kranz?
Deine Kränkung ist unsäglich!
Das, was ohne Grenzen, kann's
Anfang zeigen, End' und Mittel?
Leidensbruder nicht ein Drittel,
Rein die Schande trifft mich ganz.

Dieses sprach Lonchates. Kühnlich
Stimmt Makentes bei: Auch mich
Dünkt Vergessen da nicht ziemlich,
Wo des Ruhmes Glanz erblich.
Ist doch unser Schmerz stets einer,
Leidensbruder keiner, keiner
Fühlt den Unglimpf mehr als ich.

Da — mich ruft es laut und dringend!
Nicht zu zaudern ist erlaubt.
Flugs mich auf den Braunen schwingend
Bring' ich dir des Greises Haupt.
Drauf der And're: ewig zürne,
Führ' ich nicht dir zu die Dirne,
Die der Freier dir geraubt.

Es verklärt bei dem Versprechen
Sich Arjakomas' Gesicht.
Stein und Eisen können brechen,
Nicht, was Freundes Mund verspricht.
Und er sieht zu beiden Seiten
Jach hinfort die Weiden reiten.
Zweifel schiebt vor Zuversicht.

Durch den Sturmeszug der Reiter
Wird das Kriegesfeu'r entfacht.
Eine Schaar bewährter Streiter
Ist zu sammeln er bedacht.
Nach der alten Scythen-Sitte
Dhn' Aufruf mit stummer Bitte
Wirbt er eines Heeres Macht.

Wird ein Stier aus seiner Herde
Durch das Schlachtbeil hingestreckt,
Dessen Fell auf flacher Erde
Ausgespannt und drauf gedekt
Viele Speisen sammt Getränken,
Vorzusetzen, einzuschenten
Mancherlei, was Männern schmeckt.

Mitten sitzend auf dem Felle
Schaut umher der ernste Wirth,
Ladet, wer hier an der Stelle
Frohgemuth vorüberirrt,
Schweigend ein mit trüben Blicken,
Mit den Händen auf dem Rücken,
Wie ein Sklav gebunden wird.

Um vom Nothstand ihn zu lösen,
Treten zu ihm rechts und links
Jünglinge von edlem Wesen,
Kühn, gewärtig seines Winks.
Männer, die geehrt mit Narben
Oft um blut'ge Ehren warben,
Schaaren um den Wirth sich rings.

Wessen Fuß die Haut betreten,
Dessen Arm ist ihm geweiht. —
Bald mit Hossen, Kriegsgeräthen
Steht ein mächtig Heer bereit.
Der allein und der nebst Vielen
Will des Feldherrn Lob erzielen,
Ihm vereint durch heil'gen Eid.

Erst als W' in Waffen stehen,
Fragen sie: wohin? Denkt euch,
Spricht Arjakomas, sie schmähren
Uns im Bosphoraner-Reich.
Weil ich aus dem Scythenslande,
Boten sie mir Schimpf und Schande
Und auch euch mit mir zugleich.

Jornig rasseln da die Spere
Und es scharrt vor Ungeduld
Koffeshuf im ganzen Heere,
Abzutragen schwere Schuld.
Stets für's Vaterland entglüht
Als das Heiligste der Scythe.
Mannes-That krönt Götterhuld.

III.

Boten kommen über Boten
Und Bericht folgt auf Bericht.
Was für Schreckensfürme drohten,
Zeigt Leukanors Angesicht.
Ob das Schloß mit Zinnenthürmen,
Lanzenträger ihn beschirmen —
Sicherheit erpäht er nicht.

Mit geheimnißvollen Mienen,
Schlau aus seinem Land entflohn,
Naht Lonchates sich, erschienen,
Ihm zu stützen Reich und Thron.

Was Arjakomas im Schilde
Führ' und welchen Plan er bilde,
Lehrt er mit gedämpfem Ton.

Laß die Burg mit Wall und Graben
Festigen zur Gegenwehr,
Rüste, was an Volk zu haben,
Mit Geschossen, Art und Speer —
Wenn du säumst, ein überleg'ner,
Wenn du eilst, ein schwacher Gegner
Ist der Häuptling sammt dem Heer.

Traun auf seinem Ohrenfelle
Saß er sich die Glieder steif,
Wuchs die Schaar mit Riesenschnelle,
Ist zum Sturz die Masse reif.
Zieh'n wir muthvoll ihm entgegen,
Eh' er tollkühn und verwegen
Greift nach deiner Krone Reif!

Sonst sein Freund hab' abgeschworen
Ich den Bund für ew'ge Zeit;
Mich zu höh'rem Rang erkohren,
Lästerte sein blasser Reid.
Was ich will, soll er erfahren,
Was ich kann, soll er gewahren,
Stirn an Stirn im blut'gen Streit.

Was er will, von mir verrathen
Wird es, schenkst du mir Vertrauen,
Was er kann, durch meine Thaten
Sollst du es vernichtet schau'n. —
Drauf der König: dein Erbieten
Nehm' ich an, will wider Scythen
Auf des Scythen Hülf' baun.

Wo Gefahr ist, gilt kein Wählen,
Kein Bedenken hat da Raum.
Auf des Fremdling's Schutz zu zählen,
Dünkt Leukanor mißlich kaum.
Jener blickt zum König schweigend,
Auf den nahen Tempel zeigend,
Welcher ragt am Waldes-Saum.

Vorsicht schützt vor später Reue,
Spricht er dann mit list'gem Sinn,
Wo wir uns geloben Erneue,
Komme nicht ein Dritter hin.
Der Verhandlung Werk verhülle
Dort der Tempel — Abendfülle
Ist sonst leicht Verrätherin.

Um die heil'ge Säulrunde
Weht der Mond den Silberdust,
Als die feierliche Stunde
Dahin die Verschwornen ruft,
Wo Gott Mars, der Schlachtenleiter,
Sichert jedem wadern Streiter
Kampfpfeis oder Ehrengruft.

Abseits gehn die Lanzenträger,
In den Tempel tritt das Paar,
Wo die Opferflamme reger
Sprüht um Standbild und Altar,

Als der Greis, den Gott zu ehren,
Und den Bundeschwur zu schwören,
Betend bringt Gellübde dar.

Als er dasfeht fromm und edel —
Jach, gleichwie die Schlange zischt,
Sauft das Schwert und fliegt der Schädel,
Daß sich Blut und Staub vermisch't.
Umgestürzt vom mächt'gen Streiche
Sinkt an den Altar die Leiche
Und die Opferglut verlischt.

Helt Lonchates an den Haaren
Zieht das Königshaupt hervor,
Um es sorglich zu verwahren,
Hebt den Mantel er empor
Und verbirgt es in den Falten. —
Wort hat er noch nicht gehalten,
Der das Nichtamt sich erkohr.

Denn verschließt er auch die Thüren,
Scheint der Mond gefährlich hell.
Seine Beute zu entführen,
Macht sich auf der Thäter schnell.
Unfern an des Hains Gehege
Warten Männer an dem Wege:
Sage, was du trägst Gesell!

Auf der Lanzenträger Frage
Reck sein dreister Mund erklärt:
Ein Geschenk ist's, das ich trage,
Mir vom Könige verehrt;
Was er auch an Schätzen habe,
Wahrlich die Gesandtschaftsgabe,
Mehr als Alles ist sie werth.

Ein Gefäß von blankem Stoffe,
Angefüllt mit dunklem Wein,
Wird verschönnen, wie ich hoffe,
Bald die freitenden Partei'n.
Was Leukanor im Geheimen
Dort erfleht in heil'gen Räumen,
Fried' und Eintracht soll gedeihn.

Freudig hört er in der Nähe
Wiehern laut das treue Roß.
Flugs als wenn der Nordwind wehe,
Trennt er sich vom blöden Troß.
Warum flüchtet der Verbundene?
Fragen sie. Ist der Verschwundene
Gegner oder Kampfgenos?

Bald ist er dem Blick verloren
Und in ferner Gegend bald.
Soll da bringt zu seinen Ohren
Hufgestampf und donnernd Halt.
Nah' sind ihm entschloß'ne Männer,
Ihn verfolgen flinke Kenner.
Vorwärts stürmt er mit Gewalt.

Seinem Braunen in die Seite
Setzt den Sporn er mitleidslos:
Liebling sei du Trost mir heute,
Zog ich dich doch selber groß.

Der im Betritt stets der erste,
Halt' es jetzt nicht für das Schwerste,
Bring' mich in der Heimat Schooß!

Aller Müdigkeit vergessen
Strecke dich im jähesten Lauf,
Wie viel Meilen du durchmess'en,
Merke nicht der Gegner Hauf.
Ist das Große dir gelungen,
Hast du heut den Preis errungen,
Gib dann Müß' und Arbeit auf.

Frei und los treib' in die Haide
Ich dich vielgeliebtes Thier,
Sollst auf grüner, fetter Weide
Dann dich pflegen für und für. —
Weit von der Verfolger Zuge,
Immer weiter geht's im Fluge —
Und erreicht ist das Revier.

IV.

Alles regt im Königshause
In Mäotis Hand und Fuß,
Da zu prächt'gem Hochzeitschmause
Gäste lud Abymachus,
Da sammt Frauen die Erwählte,
Wieviel Freier sie auch zählte.
Zu ihm kam von Bosphorus.

Zu dem König ungeladen
Tritt Makentes mit dem Wort:
Von des Tanais Gestaden
Ritt ich her zu diesem Ort.
Deiner künftigen Gattin Ahnen
Sind die meinen, sind Alanen,
Die vor Zeiten herrschten dort.

Unfern Volksstamm offenbaren
Tracht und Sprache. König schau
Hier mein Haupt mit kurzen Haaren,
Höre mich, sprach' ich auch rauh:
Meiner Mutter Schwester-Tochter,
Sie ein Sproß längst unterjochter
Völker, ward Leukanors Frau.

Was als Heil der Mutter blühte,
Ist zu Unheil ihr gereift,
Weh', indem den Gruß ich biete,
Schrecken sich auf Schrecken häuft,
Denn ihr Vater ist getödtet
Und Empörung blutgeröthet
Stürztet, was sie frech ergreift.

Weh' Mazäa, die nun plötzlich
Sich getäuscht um Alles sieht —
Wird nicht, was sonst unerfesslich,
Jetzt erkämpft hab' und Gebiet.
Ihr Erzeuger wär' am Leben,
Wenn er sie nicht fortgegeben;
Viele weinten, da sie schied.

Soll der König traun dem Munde,
Der den Jüngling nie gesehen?
Bald bestätigt die Kunde,
Daß der graue Mord geschehn.
Er beschließt, den Lärm zu dämpfen,
Reich und Ruhm sich zu erkämpfen
Und verschiebt die Hymenän.

Nach dem Bosphorus zu eilen,
Ist auch des Manen Rath.
Bei ihr, spricht er, will ich weisen,
Bis dort Ordnung herrscht im Staat,
Da Mazäa nicht Bekanntschaft
Hier besitzt und von Verwandtschaft
Mich allein zum Beistand hat.

Das will jenem nicht behagen.
Nein, sie möge, fällt er ein,
Meinem Heer und Kriegeswagen
Folgend dir befohlen sein!
Stieg ihm Eiferjucht zu Sinnen?
Sollt' ihm Volkes Günst gewinnen
Des Erschlag'nen Tochterlein?

Nicht dem Helden, nicht dem Pferde
Schien die Sache recht gewählt,
Wird mit freundlicher Gebärde
Auch Verdrüßliches verhehlt.
Nachzufolgen Kriegerhaufen,
Mit dem Angespann zu laufen,
Wie das Roß und Reiter quält!

Los sich reißen möchten beide,
Doch von der Verlobten nicht,
Die in bräutlichem Gesämeide
Beugt des tiefen Grams Gewicht.
Um das Rütteln ihr zu sparen,
Wird oft Schritt für Schritt gefahren
In der Nacht bei Mondensicht.

Als der Wagen hält, da fraget
Sie: warum? Angstweh durchdringt
Ihr Gemüth, als unverzaget
Er auf seinen Klappen springt.
Statt der Antwort fühlt die Arme
Wie er sie mit kräft'gem Arme
Auf des Rosses Rücken schwingt.

Hülfe schreit sie, doch er flüstert:
Freund und Scythe bin ich, laß
Allen Gram, der dich umbüßert!
Deiner harret Arsfakomas.
Zitternd kann an allen Gliedern
Sie ihm nicht ein Wort erwidern,
Die nun schwebend vor ihm saß.

Auch Makentes, der als Reiter
Nimmer Scheu empfand im Kampf,
Siehet sie mit stets erneuter
Furcht in stetem Todeskampf.
Auch das Roß, nach Lob sonst lüstern,
Schnarrend stößt es aus den Nüstern
Wie verathmend heißen Dampf.

Kappe nimm dich heut zusammen!
Ist dir schwer die schöne Last?
Heben dich nicht Liebesflammen,
Da du sie zu tragen hast?
Laß vom Freund' und mir dir danken!
Muthig, muthig sonder Wanken!
Muthig, muthig sonder Raß!

Schrecklich, wenn sie uns ereilen,
Wenn du fällst, welch eine Noth!
Ist von Schimpf nicht und an Pfeilen
Ehr' und Leben uns bedroht?
Wacker lief der Kappe. Keuchend
Noch der Heimat Grenz erreichend
Sank er nieder und war todt.

V.

Seht die Scythen schnell sich rüsten!
Alles ist bereit zum Zug.
Wer den Feind will überlisten,
Seht im Sturm und eilt im Flug.
Stets gedenkt der Freund der Fremde:
O daß keiner doch der Feinde
Die Gewaltigen erschlug!

Held Lonchates kommt geritten:
Reuch zum Bosphorus und greif
Herzhaft an, denn abgeschritten
Ist sein Haupt sammt Kronenreif.
Soll ich Waffenbruder werden,
Nehm' ich eins von deinen Pferden,
Ich bin frisch, mein Brauner steif.

Held Makentes kommt gegangen:
Es gelang, was ich versprach,
Wolle deine Braut empfangen
Und dein Königreich hernach.
Willst du mich zum Kampfgesossen,
Gib mir eins von deinen Rossen,
Ich ertrag's, mein Kapp' erlag.

Die in Schlachtreihn zu erwarmen
Glüheten, All voll Wuth und Haß,
Sehn in seiner Brüder Armen
Ruh'n Freund Arsfakomas.
Die gethan, was sie gelobet,
Unererschütter, kampferprobet
Halten Treu ohn' Unterlaß.

Sind zusammen sie getroffen,
Kennen nicht die Drei Gefahr,
Ihrem Schwert legt klar und offen
Dann der Erbschaftsstreit sich dar. —
Kopflös ist Leukanors Leiche,
Kopflös kämpft in seinem Reiche
Schaar heißblutig gegen Schaar.

Des Erschlag'nen Nebenbruder
Nützt der wirren Zeiten Stand,
Und ergreift tollkühn das Ruder
In dem unberath'nen Land,
Eubiotus nennt den Pöbel
Seiner Herrschaft mächt'gen Hebel,
Zucht und Ordnung ist verbannt.

Als des Staates Schirm und Retter
Rückt ins Feld Abymachus,
Setzt in jähem Schlachtenwetter
Hoher Unbill Ziel und Schluß.
Noch im Streit sind die Tyrannen,
Als Arsfakomas die Mannen
Hinführt in den Bosphorus.

Jener, dem des Aufruhrs Haufen
Schutz verheißen, Hülf' und Halt,
Sieht sie aus einander laufen,
Als der Scythen Ruf erschallt,
Flieht zur Burg mit Windeschnelle,
Graben sollen ihn und Wälle
Schirmen vor der Kriegsgewalt.

Eh' die Fallbrück' aufgezoget,
Will Lonchates raschen Ritts,
Dem nicht fremd des Burgthors Bogen,
Ihn ereilen wie der Blitz.
Manches Pfeiles wird er inne,
Denn herabschießt von der Rinne
Rechts und links ein Bogenschütz.

Nicht das Spiel gibt er verloren,
Wenn ihm auch der Plan mißlingt.
Lodeswund setzt er die Sporen
Müchtig ein, er wagt's und springt.
Mit dem Roß, das er erzogen,
Hält' er Abgründ' überflogen —
Aber dies versagt und sinkt.

Niederstürzt er in den Graben
Mit zerschmettertem Gebein,
Lautlos stirbt er. Freunde haben,
Ist kein lautlos Nachschrein.
Ringsum brennt es ohne Ende,
Sturmes Fittig trägt die Brände
Mitten in das Schloß hinein.

Flammen um das Burggemäuer
Wogen furchtbar auf und ab,
Jenen Saal ersäht das Feuer,
Den einst hohe Pracht umgab,
Eingedenk des Scythen-Gastes —
Und die Trümmer des Palastes
Sind des Asterkönigs Grab.

Niemals, droht ein Feind auch minder
Mindert sich der Freunde Haß —
Starb der Held doch mit dem Säbder;
Und auf Leichen faß und blaß
Stürzen Leichen roth und blutig.
Mit Makentes Löwenmuthig
Schwingt das Schwert Arsfakomas.

Auch Abymachus nicht träge
Kämpft, daß laut erdröhnt der Grund,
Mit der Streitart arge Schläge
Arg erwidern. Scythenhund!
So begrüßt er den Manen,
Weiß er doch sich hinzubahnen
Zu der Heldenfreunde Bund.

Ihn, der's rief aus voller Lunge,
Blickt Makentes finster an,
Bebt nicht vor dem mächt'gen Schwunge
Seiner Wehr Mann gegen Mann.
Trohte doch des Schicksals Reide
Stets noch seines Schwertes Schneide,
Das der Wunder viel gethan.

Eine Wagenburg sich dränget
Zu gewalt'gem Gegenstoß,
Held Makentes eingeengt
Schlägt sich durch den Königstroß.
Als verlegt der Hengst sich bäumet,
Ungebärdig schnarcht und schäumt,
Denkt er an sein todt's Roß.

Ficht mit furchtbarer Gebärde
Wider neuer Kämpfer Wuth,
Ohne Helm springt er zur Erde,
Stirn und Brust verströmet Blut —
Bis sich unter Porphyrdecken
Lebensmatt die Glieder strecken,
Er bei seinem Pferde ruht.

Aus Lucian's *Toraris* *).

Uebersetzung von Wieland.

Arsfakomas war von uns an den Fürsten der Bosphoraner
Leukanor abgesandt worden, um den Tribut einzufordern, den
drei die Bosphoraner sonst immer bezahlt hatten, jetzt aber schon
vni Monate über die Zeit schuldig geblieben waren. Als dieses
Geschäft zu Ende gebracht war, gab ihm der Fürst einen Ab-
schiedschiemaus, wo er die Tochter desselben Mazäa, eine junge
Dame von prächtigem Wuchs und großer Schönheit, zu sehen
bekam, und sich so heftig in sie verliebte, daß es von diesem
Augenblick an um seine Ruhe geschehen war. Es ist im Bospho-
rus der Gebrauch, daß die Freier, die um ein Mädchen anhalten,
ihr Besuch bei Tafel anbringen, und zugleich den Titel anzeigen,
der sie berechtigen kann, an eine solche Verbindung Anspruch zu
machen. Nun fügte sich gerade, daß damals verschiedene Fürsten
und Fürstentöchter, unter andern Tigrapates, Herr der Lazier,
und Abymachus, Fürst von Madylene, zugegen waren, die sich
alle um die Prinzessin bewarben. In einem solchen Falle ist es
Sitte, daß ein jeder, der sich als Freier angegeben hat, sich die
Mahlzeit über ganz ruhig verhalte und nichts von seiner Absicht
merken lasse: aber sobald man abgeseift hat, verlangt er eine
Trinkschale, gießt seine Libation auf den Tisch aus, erklärt sich
öffentlich als einen Mitbewerber um das Mädchen, wovon die
Nede ist, und hat nun volle Freiheit, sich selbst anzupreisen, und
seinen Adel, oder seinen Reichthum, oder seine Macht geltend zu
machen, so gut er kann und will. Als nun die anwesenden Freier
alle, diesem Gebrauch zu Folge, ihre Libation gemacht, um die
Prinzessin angehalten und ihre Fürstenthümer und Schätze vor-
gerechnet hatten, verlangte zuletzt auch Arsfakomas die Trink-
schale; aber anstatt sie als Libation auf den Tisch zu gießen, trank

*) Der Vergleich mit der Quelle, aus der die Erzählung „die Scythen“
geschöpft ist, dürfte das Interesse der poetischen Bearbeitung erhöhen.

Solch ein Hieb — so ungeheuer!
Kühlt zu Eis jähzornig Blut,
Birgt in Schutt des Krieges Feuer,
Lähmt zur Feigheit Löwenmuth.
Wie der Jagdruf scheue Rehe,
So zersprengt den Feind das Wehe. —
Ausgetobt ist alle Wuth.

Held Arsfakomas im Haine
Senkt' ins Grab das Freundespaar,
Berghoch ließ er häufen Steine,
Wo die Ruhstätte war.
Mein Lonchates sei gefeiert,
Dein Gedächtniß sei erneuert
Mein Makentes immerdar!

Also sprach er. Weiches Trauern
Hält der Sieg der Rache fern,
Glänzend tritt aus Nebelschauern
Neu hervor der Ehre Stern.
Deckt die Freunde Todeschweigen,
Ist Mazäa doch sein eigen —
Scythen sind des Reiches Herrn.

Kugust Sagen.

er sie auf Einen Zug aus, und sagte zum Fürsten: gib mir
deine Tochter zum Weibe; denn wenn es auf Reichthum und
große Besitzungen ankommt, so bin ich eine viel bessere Parthie als
diese hier. Da nun Leukanor, der sehr wohl wußte, daß Arsa-
fakomas arm und nichts mehr als ein gemeiner Mann unter den
Scythen war, seine Verwunderung über diese Rede bezeugte,
und ihn fragte: nun, wie viel Weiden und wie viel Wagen hast
du denn Arsfakomas? denn darin besteht doch bei euch aller Reich-
thum — antwortete jener: ich habe zwar weder Wagen noch
Heerden, aber ich besitze zwei so brave und edle Freunde, wie sich
kein anderer Scythe zu haben rühmen kann. Bei diesen Worten
brach die ganze Tischgesellschaft in ein lautes Gelächter aus, man
trieb sein Gespötte mit ihm, und glaubte, daß er zu viel getrunken
haben müsse. Des folgenden Tages wurde die Braut dem
Abymachus zugesprochen, und er machte sogleich Anstalt, sie zu
seinen Madylern an den Mäotis heimzuführen.

Sobald Arsfakomas wieder nach Hause gekommen war,
erzählt er seinen Freunden, wie verächtlich ihm der Fürst begegnet,
und wie er bei Tafel seiner Armuth wegen ausgelacht worden
sei; da ich ihnen doch (fuhr er fort) deutlich gesagt hatte, wie reich
ich bin, weil ich euch beide zu Freunden habe, und wie viel schätz-
barer und dauerhafter eure Liebe zu mir in meinen Augen ist,
als alles Hab und Gut der Bosphoraner zusammengenommen.
Das sagte ich dem Fürsten, aber er modierte sich über euch, und
gab seine Tochter dem Madyler Abymachus, weil er sich rühmte,
er habe zehn massiv goldne Trinkschalen, und achtzig Wagen,
jeden mit vier gepolsterten Sitzen, und eine Menge Schafe und
Rühe. Dieses Vieh also, und etliche unnütze Trinkgefäße, und
ein Haufen schwere Wagen sind mehr in seinen Augen werth als
brave Männer! Nun, lieben Freunde, sind hier zwei Dinge, die
mich schmerzen; ich bin in das Mädchen verliebt, und die
Schmach, die ich in Gegenwart so vieler Leute habe einzufluchen
müssen, ist mir tief zu Gemüthe gedrungen. Ihr beide seid, dünkt

nicht, nicht weniger gekränkt; denn der dritte Theil der Beleidigung trifft einen jeden von euch, weil wir, seit dem Augenblicke da wir uns den Freundschaftsbund geschworen haben, nur Eine Person ausmachen, und Freud' und Leid mit einander gemein haben. — Nicht nur das, fiel ihm Lonchates ein, sondern jeder von uns hat die Beleidigung ganz empfangen, da du sie erlitten hast. — Was ist also zu thun? sagte Makentes. — Theilen wir die Arbeit unter uns, versetzte Lonchates; ich verspreche dem Arsakomas, ihm den Kopf des Leukanor zu bringen, und du holst ihm die Braut. — Es bleibt dabei, sagte jener. Du aber, Arsakomas, bleibst indessen hier, und, weil es doch vermuthlich, wenn wir unsern Streich ausgeführt haben, zum Krieg kommen wird, so bringst du indessen so viel Pferde und Wagen und Kriegsvolk zusammen, als du nur immer aufstreifen kannst. Einem so braven Mann, wie du bist, kann es nicht fehlen, ohne Mühe ihrer eine große Anzahl zu bekommen, zumal da wir eine sehr zahlreiche Verwandtschaft haben; und allenfalls darfst du dich ja nur auf die Ochsenhaut setzen.

Dieser Vorschlag wurde gut geheißen; die beiden Freunde schwangen sich unverzüglich auf ihre Rosse, und ritten davon, Lonchates nach dem Bosporus, Makentes zu den Machlyern; Arsakomas aber, der zu Hause blieb, trat indessen mit andern jungen Männern seines Alters in Unterhandlung, bewaffnete eine Menge seiner Verwandten und Bekannten, und da dieß nicht zureicht, setzte er sich zuletzt auf die Ochsenhaut. Mit dieser Gewohnheit hat es bei uns folgende Beschaffenheit. Wenn einer von einem mächtigern beleidigt worden ist und sich rächen möchte, aber zu schwach ist, es mit ihm aufzunehmen, so opfert er einen Ochsen, schneidet das Fleisch in Stücken, kocht es und legt es vor sich hin; er selbst aber, die Arme auf den Rücken gebunden, setzt sich auf die ausgebreitete Haut, welches bei uns die dringendste Art um Hülfe zu bitten ist. Nun gehen seine Bekannten, und wer sonst will, hinzu, nehmen ein Stück von dem Fleische, setzen den rechten Fuß auf die Haut, und versprechen ihm, jeder nach seinem Vermögen, eine Anzahl Reiter, denen er weder Sold noch Unterhalt geben darf, der eine fünf, ein anderer zehn, ein anderer noch mehr; andere versprechen eine gewisse Zahl schwer oder leicht bewaffnetes Fußvolk, so viel jeder kann; die ärmsten versprechen sich selbst. Solchergehalt wird zuweilen eine Menge Volks auf dieser Haut zusammengebracht, und ein solches Kriegsheer ist eben so zuverlässig als unüberwindlich; denn man kann sich darauf verlassen, daß sie nicht eher auseinander gehen, bis sie ihrem Beschützten die verlangte Genugthuung verschafft haben. Dazu machen sie sich anheischig, sobald sie den Fuß auf die Haut setzen, und dieß gilt so viel als der heiligste Schwur. Auf diese Weise also brachte Arsakomas fünftausend Reiter und gegen zwanzigtausend Mann zu Fuß, schwer und leicht bewaffnete, zusammen.

Inzwischen langte Lonchates unerkannt im Bosporus an, ging gerades Weges zum Fürsten, der eben in Regierungsgeschäften begriffen war, und gab sich für einen Abgeordneten der Scythen aus, der einen geheimen Auftrag von großer Wichtigkeit an ihn habe. Als man ihm nun sagte, daß er nur reden könne, sprach er: Was mir die Scythen aufgetragen haben, ist im Grunde nichts als die alte alltägliche Beschwerde, daß nämlich

eure Hirten nicht in unsere Tristen treiben, sondern sich innerhalb ihrer Lehden halten sollen: was aber eure Klagen über die Räuber betrifft, die in eurem Lande herumstreifen, so behaupten sie, daß die Republik daran keinen Theil habe, sondern ein jeder dieser Leute für seine eigene Rechnung Beute zu machen suche; wenn ihr also einen von ihnen beim Kopfe krieget, so seiest du Herr ihn abzustrafen. Dieß ist alles, was ich im Namen der Nation anzubringen habe. Für mich aber melde ich dir, daß dir von Arsakomas, Mariantens Sohn, der vor nicht gar langer Zeit Gesandter bei dir war, ein großer Ueberfall bevorsteht, weil er es, so viel ich weiß, sehr übel nimmt, daß du ihm deine Tochter abgeschlagen hast. Er sitzt schon seit sieben Tagen auf der Ochsenhaut, und hat bereits ein beträchtliches Kriegsheer gegen dich zusammengebracht. — Mir ist auch schon etwas davon zu Ohren gekommen, sagte Leukanor, aber daß es auf uns gemünzt und Arsakomas das Triebrad sei, wußte ich nicht. — Genug, fuhr Lonchates fort, die Zurüstung gilt dir, darauf kannst du dich verlassen. Aber Arsakomas ist mein Feind, weil es ihn verdriest, daß ich bei unsern Alten in besserem Credit stehe und ihm in allem vorgezogen werde. Willst du mir nun deine zweite Tochter Barcetis versprechen, deren ich in keiner Betrachtung unwürdig zu sein glaube, so will ich in kurzem wieder da sein und dir seinen Kopf mitbringen. Ich verspreche es dir, sagte der Fürst, dem gar nicht wohl bei der Sache zu Muthe war, weil er die Veranlassung der Erbitterung des Arsakomas gegen ihn nicht verstanden hatte; und überhaupt immer in Furcht vor den Scythen lebte. Schwöre mir also, versetzte Lonchates, daß du die Bedingung unsers Vertrags erfüllen und nicht wieder zurückspringen willst! — Der Fürst, der zu allem bereit war, wolkte schon die Hand gen Himmel ausstrecken: aber Lonchates hielt ihn zurück. Nicht hier, sprach er, wo wir gesehen werden und unser Schwören Verdacht erregen könnte! Gehen wir lieber in den Tempel des Kriegsgottes hier, schließen die Thür hinter uns zu, und schwören dort, wo uns niemand hören kann. Denn sollte Arsakomas das geringste von dem, was zwischen uns verhandelt worden, erfahren, so ist zu befürchten, daß er mich noch vor dem Krieg aus dem Wege räumen lasse, da er schon eine zahlreiche Mannschaft um sich hat. Der Fürst billigte die Vorsicht des Lonchates und befahl seinen Leuten, daß sie sich in einer weiten Entfernung halten, und keiner eher in den Tempel kommen sollte, bis er ihn rufen würde. Die Trabanten entfernten sich also; aber kaum war Leukanor in das Innere des Tempels getreten, so zieht Lonchates seinen Säbel, verschließt ihm mit der einen Hand den Mund, stößt ihm mit der andern das Eisen in die Brust, haut ihm den Kopf ab, verbirgt ihn unter seinem Rocke, und geht heraus, indem er noch einige Worte in den Tempel hinein spricht, als ob er mit dem Fürsten rede. Ich werde gleich wieder da sein, sagt er, (damit man glauben sollte, der Fürst schicke ihn mit einem Auftrage weg) und so kommt er unaufgehalten an den Ort, wo er sein Pferd angebunden zurückgelassen hatte, schwingt sich auf und reitet in vollem Sprung nach Scythien zurück, ohne daß ihm jemand nachgesetzt hätte, theils weil es lange währte, bis die Bosporaner erfuhren, was vorgegangen war, theils wegen der Unruhen, die über die Thronfolge entstanden, sobald der Tod des Fürsten ruckbar wurde. Lonchates langte also mit Leukanors

Kopfe glücklich an, und entledigte sich dadurch der Zusage, die er seinem Freunde gethan hatte.

Makentes war noch unterwegs, als er von dem, was bei den Bosporanern vorgegangen war, Nachricht erhielt; und als er bei den Machlyern ankam, war er der erste, der die Zeitung von Leukanors Tode mitbrachte. Die Bosporaner, sagte er zum Ahyrnachus, rufen dich, als den Schwiegerohn des Verstorbenen, zum Thron. Es ist also nöthig, daß du dich unverzüglich auf den Weg machest, um Besitz davon zu nehmen und durch deine Erscheinung Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Die Prinzessin aber laß sogleich mit ihrem Gefolge auf Wagen nachkommen: denn du wirst die Herzen des Volkes desto leichter gewinnen, wenn sie die Tochter ihres Fürsten sehen. Ich, fuhr er fort, bin ein Mlane, und von der Mutter Seite mit der Prinzessin, deiner Braut, verwandt; denn Leukanors Gemahlin Mastira war aus unsrer Familie, und ich komme unmittelbar von ihren Brüdern in Manien, mit dem Auftrag, dich zu ermahnen, daß du so schleunig als nur immer möglich nach dem Bosporus abgehst, und nicht etwa durch Zögern Gelegenheit gebest, daß Eubiotus, der uneheliche Bruder Leukanors, sich der Regierung bemächtigt, der sich immer zu den Scythen gehalten hat und ein erklärter Feind der Manen ist. Makentes, da er dieses sagte, hatte nichts in seinem Aeußerlichen, was den geringsten Zweifel erregen konnte, ob er auch derjenige sei, für den er sich ausgab: denn er hatte die Kleidung, Waffen und die Sprache eines Manen, weil die Scythen beides mit den Manen gemein haben. Der einzige äußerliche Unterschied ist, daß die letztern die Haare nicht so lang tragen als die Scythen: aber dem hatte er dadurch abgeholfen, daß er sich seine Haare so verschnitten hatte, wie es bei den Manen gebräuchlich ist; so daß er also völligen Glauben fand, und ohne Anstand für einen Verwandten der Prinzessinnen Mastira und Mazäa passirte. Es kommt nun, fuhr er fort, bloß auf dich an, ob ich mit dir in den Bosporus abgehen, oder hier bleiben soll, wenn du es für nöthig hältst, um die Prinzessin zu geleiten; ich bin zu allem bereit. Das letztere wäre mir am liebsten, sagte Ahyrnachus, da du ein so naher Verwandter von ihr bist. Denn wenn du mit uns in den Bosporus gehst, so haben wir bloß einen Reiter mehr: führst du mir hingegen meine Gemahlin zu, so ersparst du mir dadurch ihrer viele. Dieser Abrede zufolge; ging also Ahyrnachus schleunig ab; und Mazäa, mit welcher er das Belager noch nicht vollzogen hatte, wurde dem Makentes übergeben, um mit ihr hinten nachzukommen; wozu denn auch sogleich Anstalt gemacht wurde. Während des ganzen ersten Tages ließ er sie die Reise im Wagen machen: aber sobald die Nacht eingebrochen war, setzte er sie vor sich auf sein Pferd, und ritt in Begleitung eines einzigen Reiters, den er hieher bestellt hatte, mit ihr davon. Aber anstatt längst dem Mäotischen See fortzureisen, drehte er sich gegen die mitteländischen Gegenden, so daß er die Berge der Miträder immer rechter Hand hatte, und ritt so scharf, daß, wiewohl er die Prinzessin einigemal ausruhen ließ, er doch die Reise aus dem Lande der Machlyer bis an den Ort, wo sich Arsakomas im Scythienlande aufhielt, binnen drei Tagen zurücklegte. Aber sein Pferd war, nach Vollendung dieses Laufs, kaum einige Augenblicke gestanden, so fiel es um und war todt.

Makentes lieferte die schöne Mazäa in die Hände seines Freundes. Hier, Arsakomas, sprach er, empfangen, was ich dir versprochen habe! und da dieser, über den unverhofften Anblick ganz außer sich, ihm seinen Dank nicht genug auszudrücken wußte, sagte er: höre auf mich zu einem andern zu machen als du selbst bist! denn wenn du mir für das, was ich gethan habe, dankest, so ist es gerade als ob meine linke Hand, wenn sie verwundet wurde, sich bei meiner rechten dafür bedanken wollte, daß sie von ihr verbunden und freundlich besorgt und in Acht genommen wurde. Es wäre ja lächerlich, wenn zwei Freunde, die schon lange, so zu sagen, in Eine Person zusammengewachsen sind, noch so viel Aufhebens davon machen wollten, wenn ein Glied etwas zum Besten des ganzen Körpers gethan hat; denn er hat es ja, als ein Theil des Ganzen, dem dadurch Gutes geschehen ist, für sich selbst gethan. So beantwortete Makentes die Dankfugungen seines Freundes Arsakomas.

Ahyrnachus, sobald er sah, daß er hintergangen worden, setzte seine Reise nach dem Bosporus nicht fort (denn Eubiotus, der sogleich aus Sarmatien, wo er sich aufhielt, abgerufen worden war, hatte vom Throne bereits Besitz genommen), sondern kehrte geraden Weges nach Hause zurück, wo er ein zahlreiches Kriegsvolk zusammenbrachte und damit durch das Gebirge in Scythien einrückte. Bald darauf fiel auch Eubiotus mit allen seinen Griechen, an der Zahl zwanzigtausend, und mit zweimal so viel Manen und Sarmaten, als Hülfsstruppen, ein. Beide, als sie sich mit einander vereinigt hatten, waren neunzigtausend Mann stark, wovon der dritte Theil aus berittenen Bogenschützen bestand. Wir aber (denn ich hatte auch Antheil an diesem Feldzuge, da ich mich gegen Arsakomas auf der Ochsenhaut zu hundert Reitern anheischig gemacht hatte), wir hatten zwar nicht über dreißigtausend Mann, die Reiter mit gerechnet, zusammengebracht, waren aber doch entschlossen, ihnen unter Anführung des Arsakomas die Spitze zu bieten, und da wir sie anrücken sahen, gingen wir ihnen entgegen und ließen unsere Reiterei den Angriff thun. Nach einem langen hartnäckigen Gefecht gingen die unsrigen an zu weichen, unser Phalanx wurde gesprengt, und zuletzt unser ganzes Heer in zwei von einander abgeschchnittene Haufen getrennt, wovon der größere Theil sich zurückzog, ohne eigentlich geschlagen zu sein, so daß ihre Flucht das Ansehen einer Retirade hatte und die Manen sich nicht recht getrauten sie zu verfolgen: der andere und kleinere Haufen der unsrigen aber war ganz von den Manen und Machlyern umzingelt, die ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten, und sie mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspießen überdeckten. Sie befanden sich also in sehr bedrängten Umständen, und die meisten streckten bereits die Waffen. Zufälliger Weise waren Lonchates und Makentes bei diesem Haufen, beide, da sie sich der Gefahr zuerst ausgesetzt, schon verwundet; dem ersten hatte ein brennendes Geschos den Schenkel verbrannt, der andere hatte mit einer Streitart eine Wunde am Kopf, und eine andere mit einem Spieß an der Schulter bekommen. Aber Arsakomas, der auf unserer Seite war, hatte nicht sobald Nachricht davon erhalten; als er, durchdrungen von der Schande zu fliehen und seine Freunde im Stich zu lassen, seinem Pferde die Sporen gab, mit gezücktem Säbel und großem Geschrei in die Feinde einhieb, so daß die Machlyer die stürmende Wuth seines

Anlaufs nicht aufhalten konnten, sondern sich zu beiden Seiten trennten, um ihm Platz zu machen. Raum hatte er seine Freunde aus der dringenden Gefahr gerissen, so rief er allen übrigen zu, ihm zu folgen, drang auf Achymachus ein, und gab ihm mit einem krummen Säbel einen so gewaltigen Hieb über den Kopf, daß er ihn bis an den Gürtel spaltete. Sobald man diesen Anführer fallen sah, geriethen die Mächtyer in Unordnung und ergriffen die Flucht; nicht lange, so flohen auch die Alanen, und die Griechen folgten ihrem Beispiel. Wir erhielten also von neuem wieder die Oberhand, und würden sie noch länger verfolgt und ihrer eine noch größere Anzahl getödtet haben, wenn uns die Nacht nicht in der Arbeit gestört hätte. Des folgenden Tages ließen die Feinde fußfällig um Friede bitten; die Bosphoraner versprachen den Tribut doppelt zu bezahlen, die Mächtyer erbieten sich, Geißeln zu stellen, und die Alanen machten sich zu unfrer Entschädigung verbindlich, die Sindianer, die schon lange mit uns in Fehde lebten, unter unsere Botmäßigkeit zu bringen. Auf diese Bedingungen ließen wir uns überreden, da Arsatomas und Konchates, denen das ganze Geschäft überlassen worden war, selbst zum Frieden rietzen, und so wurde die öffentliche Ruhe wieder hergestellt.

Nicht wider den Strich.

Es hebt der Zimmermann die Schnur,
Gezogen ist die Zeile,
Der rohe Stamm erhält Figur
Dann durch die Kraft der Beile.
Wißt ihr das Holz nicht zuzuhau'n,
So könnt ihr keine Hütten bau'n,
Wie einzelnes muß alles traun
Sich fügen nach dem Striche,
nach dem Striche.

Es legt der Künstler an die Brust
Die Geige mit Gefallen,
Daß hell des Herzens Schlag und Laßt
Die Saiten wiederhallen.
Doch prüft sein Finger sie vorher,
Und kimmernd schafft er sich Gewähr,
Daß nichts verletze das Gehör,
Sonst kann er gut nicht streichen,
gut nicht streichen.

Vom Arm, der ihn beschützt lind,
Verlangt nach mir der Zunge,
Vor Vaterwonne selbst ein Kind,
Schmalz' ich mit Hand und Zunge.
Das stimmt ihn so zur Lustigkeit,
Daß er vor Freude jauchzend schreit.
Es regt ihn auf, das thut mir leid,
Drum still' ich ihn durch Streicheln,
ihn durch Streicheln.

Wer Liebe so für Liebe schenkt,
Der nennt das Glück sein eigen,

Der baut auf guten Grund, dem hängt
Der Himmel voller Geigen.
Wider den Strich, versucht es nie!
Zulezt verrauscht die Harmonie —
Sonst ist das Ende aller Müß'
Ein Strich durch eure Rechnung,
eure Rechnung.

Der Schnee.

(Nach einem älteren Gedicht. *)

Von oben, von der Himmelsöh',
Kann es so zart und weiß nur fallen!
So rief sie, als der erste Schnee
Herniederflog in lustgem Wallen.
Mit ihrer Hand fing auf die Schöne
Ein Flöckchen Schnee so weiß und zart,
Doch sieh! vor Schaam und Trauer ward
Das Flöckchen Schnee — zur Thräne.

Der Traum.

Gottlieb wach' auf! Durch Klagen, Stöhnen
Weck' ich dich oft, doch heute nicht.
Ich träumte von so vielem Schönen,
Noch laßt es mir in's Angesicht.
Von Holz träumt' ich. Wer sich auf Träume
Versteht, der rechnet Glück daraus.
Ich war im Wald', ich wählte Bäume
Und ließ mir bau'n ein eignes Haus.
Ein Haus? fragst du. Wo ist der Zahler?
Wer borgt dir Dhm? Sieh Kind es ward
Zum reichen Schatz voll blanker Thaler,
Die Wenigkeit, die ich erspart.
Dies Geld, das ich mit Angst bewachte,
Spring' auf und hol' es mir einmal!
So rief der Greis, der Knabe brachte
Ihm einen Beutel, klein und schmal.
Dies fand ich Dhm nur in der Lade,
Bier Thaler sind es und nicht mehr.
Da murrte der Alte: Schade, Schade!
Bier Thaler waren's auch vorher.
Doch hurtig! reiche mir die Kleider —
Zum Mietzins, da — da fehlt noch viel;
Arbeit' ich denn als Hungerleider,
Nur zu! So lang es Gott so will.
Er quält sich, lahm an Händ' und Füßen,
Am Webstuhl ab. Da wird er krank,
Um ew'ge Ruh' bald zu genießen.
Schwer seufzt er, doch er seufzt nicht lang
Und Todesschweiß nezt ihm den Scheitel.

Bald zahlet man dem Tischler aus
Bier Thaler aus demselben Beutel —
Mehr kostet nicht das eigne Haus.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. Pränumerationen nehmen die hies. akadem. Buchhandl. Schubert & Seidel, sowie auswärts alle Rgl. Postanstalten an.

N^o. 20.

im Auftrage herausgegeben

von dem zeitigen Ordner Dr. R. Neusch

vertheilt den 6. März

Buchhändl. u. a. literar. Infectionen werden gegen Zahlung von 2 Sgr. pro Spaltzeile (20 Silben) von dem Herausgeber gerne angenommen und in der nächst erscheinenden Nummer gedruckt.

1867.

Redaktions-Anzeige.

Herr Professor Dr. A. Hagen hat sich dem vielseitig ausgesprochenen Wunsche, seine Vorträge über „Die Geschichte der Baukunst“ unserer Vereinschrift anzuvertrauen, freundlichst gefügt und so wird denn der folgende Jahrgang (Ostern 1867/68) eine Reihe ebenso lehrreicher als anziehender Aufsätze bringen können.

General-Versammlung vom 6. Februar 1867.

Als im verwichenen Jahre unser allgeliebte und verehrte Dr. E. Hagen in das Jenseits abgerufen ward und fast gleichzeitig unser bisherige Ordner Dr. R. Neusch in eine langwierige Krankheit verfiel, verbreitete sich über das, sonst so harmlose und heitere Kränzchen, eine solche Mißlaune und Muthlosigkeit, daß einige Mitglieder ihren Austritt erklärten, andere sogar die Schließung des ganzen Vereins für nothwendig hielten und endlich zur Entscheidung darüber heute eine General-Versammlung statt hatte. Zu derselben fanden sich 19 Mitglieder ein und nahmen zunächst ein Schreiben des Dr. R. Neusch entgegen, in welchem derselbe anzeigte, daß er wieder so weit hergestellt sei, um sein Amt als erster Ordner des Kränzchens, welches er seit dessen Stiftung mit Vorliebe verwaltet, auch ferner beibehalten zu können. Ebenso erklärten die übrigen geehrten Herren, welche den Verein bisher getragen haben, daß sie demselben auch fernerhin ihre Mitwirkung nicht entziehen würden. Endlich wurden die eingegangenen Austrittserklärungen geprüft und es ergab sich, daß von unseren 105 Mitgliedern nur äußerst wenige unordnungsmäßig *) abgemeldet sind. Demnach beschloß die General-Versammlung mit 12 gegen 7 Stimmen die Fortsetzung des Kränzchens und seines Vereinsblatts.

Sitzung den 21. Dezember 1866.

Tagesordner E. Schwahn. — H. Elditt hatte sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, der Gesellschaft den Inhalt eines früher sehr beliebten, jetzt aber wohl völlig vergessenen Romans von Andreas Heinrich Buchholz „Der christliche Hercules“ in

*) Der §. 5. unserer Vereinsbeschlüsse lautet: „Der Austritt aus dem Kränzchen ist nur zulässig, wenn er drei Monate vor Ablauf des Osterjahres, also spätestens mit Ablauf des Monats Dezember, dem Ordner schriftlich angezeigt ist.“ Später eingegangene Austrittserklärungen können daher erst für das Osterjahr 1867/68 und bloß mündlich angebrachte gar nicht berücksichtigt werden.

Kürze zu erzählen, indem er zugleich den seltenen Druck desselben von 1724 vorlegte, probeweise einige Stellen daraus vorlas und eine Besprechung des vor Kurzem erschienenen, gebiegenen Werks des Herrn Professor Dr. Cholevius „die deutschen Romane des 17. Jahrhunderts“ daran knüpfte. — Nach der Pause hielt der Tagesordner einen kürzern Vortrag über Schiller's Wallenstein.

Ueber die Frauengestalten der Nibelungen Sage.

Vortrag von E. Schwahn.
(Fortsetzung und Schluß vergl. S. 123.)

Wir fahren nun in der Schilderung Brunhildens nach dem Nibelungenliede fort.

Brunhild konnte, als sie mit Gunther vermählt war, nicht fröhlich werden. In der Hochzeitsnacht erwacht noch einmal ihr ehefeindlicher Sinn. Sie will sich Gunthers Umarmungen nicht gefallen lassen, ringt mit ihm und er, der Hilfe Siegfried's beraubt, muß unterliegen und sich von ihr schmählich fesseln lassen. Erst nachdem Siegfried, von Gunther zu Hilfe gerufen, sie zwingt, wobei er ihr Ring und Gürtel nimmt, ergiebt sie sich Gunthern. Kriemhild aber, welche sich mit Siegfried des innigsten Liebesglückes erfreut, zieht mit ihrem Gemahl nach dessen Heimath.

Brunhildens Charakter scheint von nun an sehr gesunken. Der Schmerz um ihre verlorene Liebe nagt heimlich an ihrem Herzen und macht sie mürrisch, neidisch und hochmüthig. Obgleich sie Siegfrieden höher schätzen muß, als ihren Gemahl Gunther, so hält sie sich doch daran, daß er als Gunthers Dienstmann aufgetreten ist, und wünscht ihn nun auch als solchen zu sehen und zu behandeln, deshalb beredet sie Gunthern, Siegfried und Kriemhild nach Worms zu entbieten. Gunther erwidert ihr: Wie möchten wir sie hieher zu diesem Lande bringen

„Sie wohnen uns zu ferne, ich darf sie nicht drum bitten. Da gab die Frau ihm Antwort mit gar hoffärtigen Sitten: Und wäre noch so mächtig eines Königs Mann, Was ihm sein Herr gebietet, das muß doch sein gethan.“ Gunther wußte wohl, daß Siegfried ihm zu keinem Dienste verpflichtet sei, doch da Brunhild fortwährend in ihn drang, entschloß er sich, ihn nebst Kriemhild zu einem Hofgelage zu sich zu laden. Die Einladung wird angenommen, Siegfried mit Kriemhild und seinem Vater Siegmund ziehen nach Burgundenland und werden dort mit allen Ehren empfangen. Doch Brunhildens innere Verstimmlung läßt sie nicht lange ruhen. Als

die beiden Königinnen einst beisammen sitzen, sagt Kriemhild, in liebendes Wohlgefallen an ihrem Manne versunken:

„Ich habe einen Mann,
Ihm wären diese Reiche alle billig unterthan.“

Brunhild antwortet finster, so lange Gunther lebe, könne das nimmer geschehen. Kriemhild fährt unbefangen in ihrem liebenden Entzücken fort: Siehst du, wie er dort so herrlich vor allen Helden geht, wie der lichte Vollmond vor den Sternen? Darum bin ich so fröhlich. Brunhild aber entgegnet grollend: Sei dein Mann noch so schön und tapfer, Gunther gebührt doch der Vorrang. Kriemhild erwidert darauf, daß ihr Mann wohl Gunthern gleichkomme. Brunhild pflichtet ihr vielleicht im Herzen bei, doch will sie Kriemhilden nicht nachsehen, deshalb sagt sie:

„Als Gunther meine Minne so ritterlich gewann,
Da sagt es Siegfried selber, er sei des Königs Mann:
Drum halt ich ihn für eigen, ich hör' es ihn gestehn.“

Kriemhild bittet sie freundlich, diese Rede zu lassen, ihre Brüder hätten sie keinem Eigenmanne zur Gemahlin gegeben. Brunhild antwortet trotzig: Ich lasse die Rede nicht; Siegfried ist uns unterthan. Da wird auch Kriemhild zornig und erwidert: Siegfried ist doch noch besser, als mein Bruder Gunther, und es wundert mich, daß er, wenn er euer Dienstmann ist, euch so lange keinen Zins geleistet hat. Brunhild antwortet: Ich will doch sehen, ob man dich so in Ehren halten wird, wie mich selber. Ja, ruft Kriemhild, wir werden es sehen, ob ich nicht bei dem heutigen Kirchgange den Vortritt haben werde. Sie gehen nun zur Kirche, aber nicht, wie bisher, in freundlicher Gemeinschaft, sondern jede abgefordert mit ihrem Gefolge. Brunhild bleibt vor dem Münster stehen und ruft vor allem Gefolge der Kriemhild zu:

„Es soll vor Königsweibe die Eigenholde nicht geh'n.“

Auf diese Weise herausgefordert, wallt nun auch Kriemhildens Zorn über und sie ruft Brunhilden zu: Du hättest sollen stille schweigen; du bist von Siegfried geminnet und verlassen; auch hat er dich bezwungen und nicht Gunther. Brunhild ist auf's Tiefste getroffen und sagt nur: Das will ich Gunthern sagen. Kriemhild sucht einzulenken und spricht: Du bist selbst schuld, daß wir in diesen Streit gerathen sind, mir ist es immer leid, „Zu trauter Herzensfreundschaft bin ich immer wieder bereit.“ Doch Brunhild war zu tief verletzt; sie weinte und dachte nicht mehr daran, es zu verhindern, daß Kriemhild zuerst in das Münster ging.

„Wie man da Gott auch diene, was man immer sang,
Es währte Brunhilden die Weile viel zu lang,
Denn ihr war allzutrübe der Sinn und auch der Muth.“

Da Brunhild öffentlich vor allem Gefolge auf das Größte beleidigt ist, so fordert sie beim Ausgange aus der Kirche Kriemhilden, indem sie diese wiederum anhält, auf, zu beweisen, was sie vorherin gesagt. Kriemhild kann nicht mehr zurück und zeigt zum Beweise den Ring und den Gürtel, welchen sie von Siegfried erhalten. Brunhild ist tödtlich getroffen. Die früher so starke und stolze Jungfrau, die von allen bewundert und begehrt wurde, hat jetzt nicht allein den Schmerz um eine verlorene Liebe zu tragen, sondern sie ist auch in Schmach und Schande gestürzt und zwar durch den Mann, welchen sie geliebt hat; denn nach

Kriemhilden's Worten muß sie wohl glauben, daß Siegfried sich ihrer Ueberwältigung gerühmt. Sie ist ganz trostlos und kann sich nur noch an dem Gedanken der Rache halten. Sie wendet sich daher an Gunther und klagt ihm die ihr widerfahrne Beleidigung und treibt ihn an, dieselbe zu rächen. Gunther sendet nach Siegfried und ist zufriedengestellt, als dieser mit einem Eide erhartet, daß er sich nie eines Verhältnisses mit Brunhild gerühmt habe. Brunhild aber konnte sich nicht zufrieden geben und zeigte solche Traurigkeit, „daß es erbarnten mußte die in Gunther's Bann“. Als auch Hagen sie so in ohnmächtiger Wuth weinend findet und sie ihm ihre Schmach klagt, findet sie bei ihm, was sie bei Gunthern nicht fand: eine schnell bereite Hand zur Vollziehung ihrer Rache an Siegfried. Dieser wird nun auch verrätherischer Weise unter der Zustimmung Gunthers erschlagen. Brunhild aber tritt jetzt im Nibelungenliede gänzlich zurück. Zwar wird sie noch einige Male genannt, doch ist sie ohne weitere Bedeutung.

Gehen wir jetzt wieder auf die nordische Sage zurück. Der Streit der Königinnen ist hier ganz ähnlich gehalten. Nach der jüngern Edda und der Völsungasage gingen beide Königinnen an den Strom, um ihre Haare zu waschen. Brynhild ging höher hinauf am Strom und erwiderte auf Gudrun's Frage, warum sie das thäte, daß ihr Mann rühmvollere Thaten vollbracht habe, denn er sei durch die Waberlohe geritten; Sigurd aber sei nur ein Knecht. Gudrun bewies ihr dagegen ganz wie im Nibelungenliede durch den Ring, daß Sigurd es gewesen sei, der durch die Waberlohe geritten wäre und sich mit ihr vermählt hätte. Da schwieg Brynhild und ging heim. In der ältern Edda ist dieser Streit der Königinnen nicht erzählt. Hier scheint nur ihre gekränkte Liebe zu Sigurd, welcher sie verlassen, nachdem er sich ihr durch Eide verbunden hatte, die Veranlassung ihrer Rache zu sein. Sie saß allein draußen, wenn der Abend kam, und begann laut mit sich zu sprechen:

„Sterben will ich oder Sigurd hegen,
Den alljungen Mann, in meinem Arm.“

Und doch bereuet sie alsbald wieder diese rasche Rede. Sie erinnert sich, daß sie Gunnar's Gattin sei und er der Gatte der Gudrun. Ihre Treue will sie Gunnar nicht brechen, doch ihren Schmerz um Sigurd kann sie nicht besiegen. „Oft ging sie ganz von Gram erfüllt über Eis und Gletscher“. Sie reizte die Männer zum Morde Sigurd's und seines Sohnes auf und drohte dem Gunnar, ihn zu verlassen, wenn er nicht Sigurd sterben ließe. Gunnar war darüber sehr traurig, weil er Sigurd den Eid brüderlicher Treue geschworen hatte, aber seine Liebe zu Brynhild war stärker, als die Treue gegen Sigurd, und um nicht selbst die That zu vollbringen, reizte er Guttorm dazu auf. Als Brynhild Gudrun's Wehgeschrei über Sigurd's Tod hörte, lachte sie laut auf. Es scheint aber, daß ihr diese Fröhlichkeit nicht von Herzen kam, denn in der Völsungasage spricht Gunnar zu ihr: „Nicht lachst du darum, daß dir froh aus Herzensgrunde sei; oder warum verwandelst du deine Farbe? oder bist du todt?“ darauf sagt sie ihm, daß sie ihn nie geliebt habe, sondern nur Sigurd, und daß sie, nachdem sie nun auch erfahren, daß dieser für ihn durch die Waberlohe geritten, nicht mehr mit ihm zusammen leben, sondern mit Sigurd sterben wolle:

„Denn wie soll ein edel geartetes Weib
Mit fremdem Manne das Leben führen.“

Gunnar schlingt seinen Arm um ihren Hals und bittet sie, von ihrem Vorhaben abzustehen, so auch alle Andern. Doch sie stieß Jeden von sich und ließ sich von Niemand den langen Gang verleiden. Darauf sagt sie das künftige Schicksal der Sinfungen voraus und ordnet an, daß sie mit Sigurd's Leiche zusammen verbrannt und das blinkende Schwert Gram zwischen sie gelegt werden solle, wie damals, als Sigurd sie für Gunnar gewann.

Man sieht, daß die bedeutendste Abweichung der nordischen Erzählung von dem Nibelungenliede darin besteht, daß in jener Brynhild, nachdem die Rache an Sigurd vollzogen ist, das Leben nicht länger ertragen kann, sondern sich selbst den Tod giebt. Es ist dies augenscheinlich poetisch wirksamer und mehr dem gewaltigen Charakter der Brynhild gemäß. W. Grimm sagt darüber: „Großartig ist der Charakter der Brynhild und in dem Widerstreit unverkämpfter Liebe zu Sigurd und der Nothwendigkeit, für die preisgegebene Ehre seinen Tod zu fordern, mit nicht gewöhnlicher Kraft und Tiefe dargestellt. Ihre letzte Rede, die Anordnung ihrer und Sigurd's Leichenfeierlichkeit und die Prophezeiung, womit sie endigt, hinterläßt einen vollkommen tragischen Eindruck.“ Dennoch ist das Zurücktreten Brynhild's in unserem Nibelungenliede nicht uncharakteristisch, wie ich später ausführen werde.

Ich gehe jetzt zur Schilderung Kriemhildens nach unserem Nibelungenliede über. Sie ist hier mit allem Liebreiz und aller Anmuth der Jugend und Schönheit ausgestattet:

„Es wuchs in Burgonden ein edel Mägdlein,
Wie in allen Landen nichts Schöneres mochte sein.
Kriemhild war sie geheißnen und ward ein schönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.
Schön war ohne Maßen ihr edler Leib zu schaun;
Die Tugenden der Jungfrau ehrten alle die Frau.“

Ihr träumte einst, daß sie einen schönen wilden Falken zöge, den zwei Adler ergriffen und tödteten. Voll banger Ahnung erzählt sie diesen Traum ihrer Mutter Ute, und diese deutet ihn so:

Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann:
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan.“

Kriemhildens Herz ist aber noch in voller kindlicher Unschuld und Unbefangenheit und hat noch nie in Liebe eines Mannes gedacht, wie viele auch schon um sie geworben haben, denn sie antwortet ihrer Mutter:

„Was sagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne will ich immer sein;
So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
Daß ich von keinem Manne je gewinnen möge Noth.“

Doch die weise Mutter spricht zu ihr: Verred es nicht so völlig. Wenn du jemals von Herzen froh werden willst, so geschieht es von Mannesminne; du wirst eines edeln Ritters schönes Weib. Kriemhild aber in ihrer kindlichen Sicherheit wünscht sich kein glücklicheres Loos, als wie sie es jetzt genießt und antwortet: Es ist an manchen Frauen erwiesen, wie Liebe am Ende mit Leide lohnen kann. Ich will sie beide meiden, dann ergeht es mir nie übel.

Auch Siegfried vernahm das Lob ihrer Schönheit und Tugend und beschloß, um sie zu werben. In Worms angekom-

men, erkennt ihn Niemand, aber Hagen von Tronei sagt: Obgleich ich noch nie Siegfrieden gesehen habe, so will ich doch glauben, daß er es ist, der so herrlich dort geht und ich rathe, ihn wohl zu empfangen. Dieses geschieht auch und es werden fröhliche Kampfspiele auf dem Hofe des Königspalastes gehalten. Diesen Kampfspiele schaut Kriemhild verstoßen durch das Fenster zu und vergift bei dem Anblick des herrlichen Helden aller andern Kurzweil. Ein Jahr lang ist Siegfried bereits am Hofe der Nibelungen und noch hat er die herrliche Maid nicht gesehen. Da kündigen die Sachsen Gunthern Krieg an und Siegfried erbietet sich, ihm zu helfen. Er nimmt das Anerbieten dankbar an und mit Hilfe Siegfrieds werden die Sachsen vollständig geschlagen. Da endlich wird zur Feier des Sieges ein großes Ritterspiel gehalten, zu dem auch Kriemhild mit ihrer Mutter Ute kommen darf. Die holde Anmuth ihrer Erscheinung kann wohl nicht schöner als mit den Worten unseres Liedes geschildert werden:

„Da kam die Minnigliche: so tritt das Morgenroth
Hervor aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth
Der sie im Herzen hegte, was lange war gesehn.
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.
Von ihrem Kleide leuchtete gar mancher edle Stein;
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Was Jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er hier auf Erden noch nichts so Schönes gesehn.
Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut.“

Siegfried ist ergriffen von ihrer hohen Schönheit und Anmuth und sie macht einen so hohen, überwältigenden Eindruck auf ihn, daß er bei sich selbst sagt:

„Wie dacht ich je daran,
Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, so wär ich sanfter todt.“

Gunther führt Siegfried zu Kriemhilden, um sie zu begrüßen, und als sie sich nun voll gegenseitiger Bewunderung gegenüberstehen, da zieht sie zu einander sehnender Minne Zwang und sie schauen sich mit liebenden Blicken verstoßen an. Auch ohne daß sie mit einander Worte wechseln, zieht die Liebe siegend in ihre Herzen. Denn sie erblickt in Siegfried den kühnsten und edelsten aller Helden, und er in ihr nicht allein die schönste, sondern auch die lieblichste und fittigste aller Jungfrauen. Nachdem sie aus der Messe gekommen sind, dankt ihm die holde Jungfrau für die tapfere Hilfe, die er ihren Brüdern geleistet hat, und er gesteht, daß es nur ihr zu Dienst geschehen sei. Zwölf Tage weilen sie so bei einander und Siegfried will schon wieder abziehen, ohne die Werbung um Kriemhild zu wagen, läßt sich aber durch den jungen Giselher leicht bestimmen, noch zu bleiben, wo er am liebsten war und wo „er alle Tage die schöne Kriemhilde sah.“ Inzwischen will Gunther um Brunhilden werben und bittet Siegfried um seine Hilfe. Dieser sagt dieselbe zu, wenn er ihm zum Lohne seine Schwester versprechen wolle, und um die herrliche Jungfrau zu gewinnen und sich ihrer immer würdiger zu machen, thut Siegfried alles, was Gunther von ihm begehrt, und begiebt sich so gleichsam in dessen Dienst. Nachdem die Werbung Gunthers durch Siegfried glücklich vollbracht ist und sie wieder in Bur-

gundenland angelangt sind, erinnert Siegfried Gunthern an sein Versprechen. Dieser ist gern bereit, es zu erfüllen, läßt Kriemhild zu sich entbieten und bittet sie, seinen geleisteten Eid einzulösen.

„Da sprach das edle Mägdelein: Lieber Bruder mein, Ihr sollt mich nicht bitten, ich will euch folgsam sein; Wie ihr mir gebietet, so soll es sein gethan; Dem will ich mich verloben, den ihr, Herr, mir gebt zum Mann.“ In jungfräulicher Demuth fügt sie sich dem Willen des Bruders, wohl ahnend wer der ihr Bestimmte sei, und als sie nun gefragt wird, ob sie Siegfried angehören wolle, da reicht sie diesem in holder mädchenhafter Scham und doch glücklich in ihrer stillen Liebe die Hand, und in der Helden Gegenwart empfängt sie von Siegfried den Verlobungsfuß. Sie wird nun des Helden Weib und zieht mit ihm nach seiner Heimath. Kriemhild geht ganz in der Liebe zu ihrem herrlichen Gatten auf; sie ist ganz Liebe und Zärtlichkeit und äußert ihre stolze Freude und ihr Entzücken an dem geliebten Manne bei jeder Gelegenheit. Dies ist auch die Veranlassung zu ihrem Streite mit Brunhild. Sie hegt keinerlei Groll gegen dieselbe und hat also auch nicht die Absicht, Brunhild zu verletzen; aber daß letztere Siegfried gegen Gunther herabsetzen will, kann sie nicht ertragen. Sie ist verlegt in ihrem gerechten Stolze als liebendes Weib, und wird darum heftig bis zur Bitterkeit gegen Brunhild. Deshalb gereuen sie ihre allzu hastigen Worte auch gleich und sie ist gleich zur Versöhnung bereit; aber da sie Brunhild, ohne die bewusste Absicht dazu zu haben, weit tiefer und grausamer beleidigt hat, so ist dies unmöglich und Brunhildens Rache trifft Siegfried und am meisten die liebende Kriemhild, deren ganzes Lebensglück mit einem Male zerstört ist.

Als Siegfried die falsche Kunde von einem Heereszuge gebracht wird, um ihn hinweg zu locken und zu tödten, dieser auch, wie immer, zu treuer Hilfe bereit ist, da ist ihr Herz wohl von freudigem Stolze auf ihren edeln Gatten bewegt, aber zugleich ist sie auch voll banger Sorge um ihn. Darum bittet sie Hagen ihn zu schützen, und damit er dieses nach ihrer Meinung besser könne, bezeichnet sie ihm genau die Stelle, an der er einzig verwundbar ist, und verspricht, an derselben ein Kreuz auf sein Gewand zu nähen. Es ist unbeschreiblich rührend, wie Kriemhild in ihrer Arglosigkeit und hingebenden Liebe zu Siegfried für weiter nichts Augen und Sinn hat, als für den geliebten Mann. Sie bemerkt nicht Hagens heimtückisches düsteres Brüten; nicht ihrer Brüder ängstliches, unentschlossenes Wesen; auch ihren Streit mit Brunhild hat sie beinahe vergessen und es fällt ihr nicht entfernt ein, daß diese auf Rache sinnen könne. So liefert sie ihn, den sie überall mit ihrer sorgenden Liebe umgeben möchte, selbst in seines Mörders Hand. Hagen, der nun weiß, wie er ihn auf leichte Weise tödten kann, bedarf jetzt keiner angeblichen Heerfahrt mehr; darum wird eine Jagd veranstaltet. Obgleich nun hierbei scheinbar keine große Gefahr sein konnte, so mochte Kriemhild doch ahnen, daß sie ein Geheimniß verrathen habe, welches ihrem Siegfried Gefahr bringen könne; darum wird ihre Seele von bangen Ahnungen erfüllt und unheil-drohende Träume quälen sie. Als er von ihr auf die kurze Zeit des Jagens zärtlichen Abschied nimmt, beschwört sie ihn unter vielen

Thränen, nicht mitzuziehen, es sei ihr bange vor Verrath und sie fürchte, daß man Etliche erzürnt habe und die ihn nun mit feindlichem Haß verfolgen könnten. Siegfried aber tröstet seine liebe Traute: es könne ihm Niemand Haß oder Neid nachtragen; alle seien ihm hold und er verdiene es auch nicht anders um sie, und so scheidet er mit holdem Kusse von ihr, um sie nie wieder zu sehen. Nachdem nun Hagen den herrlichen Helden im Walde beim Brunnen erschlagen hat, läßt er voll grausamen Uebermuthes die Leiche vor Kriemhildens Thür tragen, und als Kriemhild früh Morgens, wie sie gewohnt ist, zur Messe gehen will, sieht einer ihrer Kämmerer den Erschlagenen liegen, ohne zu wissen, daß es Siegfried ist, und benachrichtigt sie davon. Kriemhildens ahnungsvoller Schmerz bei dieser Nachricht, der sie mit zweifelloser Gewißheit ihr ganzes Unglück empfinden läßt, ohne daß es ihr bekannt gemacht zu werden braucht, ist in unserm Liebe so einfach schön und rührend geschildert, daß ich es mir nicht versagen kann, die ganze Stelle hierher zu setzen.

„Oh sie noch selbst gesehen, es sei ihr lieber Mann, An die Frage Hagens zu denken sie begann, Wie er ihn schützen möge: da ahnte sie ihr Leid. Mit seinem Tode entsagte sie aller Lust und Fröhlichkeit. Sie sank zu der Erden, kein Wort mehr sprach sie da; Die schöne Freudeloße man da liegen sah. Kriemhildens Jammer wurde groß und voll; Sie schrie nach der Ohnmacht, daß all die Kammer erscholl. Da sprach das Gefinde: Ein Fremder könnt' es sein. Das Blut ihr aus dem Munde brach vor Herzenspein. Sie sprach: Nein, Siegfried ist es, mein geliebter Mann: Brunhild hats gerathen und Hagen hat es gethan.“

Sie ließ sich nun zu dem todtten Helden geleiten und erhob sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand:

„So roth er war von Blute, sie hat ihn gleich erkannt.“ Ihr Jammer ist unendlich groß und Alle klagen mit ihr und versuchen sie umsonst zu trösten. Auch Gunther und Hagen treten herzu, um Siegfrieds Tod zu beklagen; Kriemhild aber antwortet: „Wenn euch das betrübte, so wär es nicht geschahn.“ Wie sie nun ihren Antheil am Tode Siegfrieds leugnen, fordert Kriemhild sie auf, an die Bahre zu treten und ihre Unschuld zu beweisen, und als Hagen herantritt und die Wunden wieder fließen, ist Kriemhild von Hagens und Gunthers Schuld überzeugt und mit ihrem unfäglichen Schmerz tritt auch der Wunsch nach Rache in ihre Seele. Vorläufig behält jedoch der Schmerz in ihr die Oberhand, und wie sie vorher ausschließlich der Liebe zu ihrem Gatten gelebt hatte, so jetzt nur dem Schmerze um den Verlorenen. Sie zieht auch nicht mit ihrem Schwiegervater Siegmund nach dessen Heimath und zu ihrem Kinde zurück, sondern verweilt an der Stätte, wo sie ihn verloren hat und wo er begraben ist. Drei Jahre lang spricht sie mit Gunthern kein Wort und Hagen läßt sie nie vor sich kommen. Letzterer giebt den Rath, eine Sühne zu versuchen und den Nibelungenhort, der Kriemhildens zur Morgengabe zugesagt war, holen zu lassen. Kriemhild giebt endlich den vielen Bitten nach und entschließt sich, Gunther zu begrüßen und sich mit ihren Brüdern zu versöhnen. Nicht so mit Hagen, von dem ihr zu viel Leid geschehen ist. Den großen Nibelungenschatz verwendet Kriemhild zu Werken der Milde und Freigebigkeit, so daß Hagen wieder besorgt wird, sie

könne sich zu viel Anhang dadurch erwerben und ihnen schaden. Endlich wird der Hort ihr genommen und in den Rhein versenkt. Dadurch wird sie zu neuem Anmuth gegen Hagen und ihre Brüder aufgereizt und begiebt sich nun nach Lorich zu ihrer Mutter Ute, Siegfrieds Leiche mit sich führend.

Dreizehn Jahre lang hat sie so um den Tod ihres Gemahls getrauert, als dem König Egel seine Gemahlin Helche gestorben ist und man ihm rath, um Kriemhild zu werben. Rüdiger von Bechlarn wird abgeandt, um die Werbung anzubringen, doch Kriemhild will nichts davon wissen. Ihr Gram um den geliebten Mann ist zu groß und sie hat zu viel an ihm verloren, als daß sie noch wünschen könnte, eines Andern Weib zu werden. Alles Zureden von Seiten Rüdigers, ihrer Brüder und ihrer Mutter Ute ist umsonst. Erst als Rüdiger ihr verspricht, ihr Ungemach zu vergüten und ihr schwört, daß er der erste sein wolle, der Rache an dem nehmen werde, der ihr ein Leid thun würde, da giebt sie nach, aber nur, weil sie hofft, durch ihre neugewonnenen Freunde ihren Siegfried rächen zu können, und so zieht sie denn mit Rüdiger zu den Hunnen. Ihre Hochzeit mit Egel, dem mächtigsten aller Könige, wird gefeiert, aber sie gebet doch immer mit heimlichen Thränen des edeln Siegfried. So lebte sie, von Allen hoch geehrt, 13 Jahre mit Egel zusammen. Doch so glücklich sie auch schien, konnte sie ihr großes Leid nicht verschmerzen und nährte heimlich den Wunsch der Rache.

„Es schwand ihr aus dem Herzen selten dieser Muth. Sie gedacht: Ich bin so mächtig und habe solches Gut, Ich mag wohl meinen Feinden noch schaffen Herzeleid: Dazu wär ich dem Hagen von Tronje gerne bereit.“

Sie bat den König, ihre Brüder zu sich einzuladen. Egel war dazu bereit, ließ die Burgunden zu einem Hofgelage in sein Land bitten, und Kriemhild trug den Boten noch ganz besonders auf, auch Hagen mitzubringen. Dieser, der wohl weiß, daß Kriemhild auf Rache sinnt, und daß ihrer in Hunnenland nichts Gutes wartet, widerrath zwar die Reise dringend, aber die Könige nehmen dennoch die Einladung an und Egels Boten reisen voraus, um dieses dem König und Kriemhild zu melden. Als letztere die Nachricht hört, wird sie sehr froh und spricht in ihrer Freude zu Egel:

„Wie gefallen euch die Mären, viel lieber Herr mein? Was mich je verfangete, das soll nun bald vollendet sein.“ Die Burgunden ziehen in Egels Land ein und als Kriemhild, mit ihrem Gemahl am Fenster stehend, sie von ferne sieht, ruft sie aus: Das sind meine Verwandten, wer mir nun wird hold sein, der denke meines Leides. Das niedere Heer der Burgunden wird auf Kriemhildens Rath in einer Herberge untergebracht und der Adel geht zu Hofe. Hagen und Volker finden sich im Hofe des Palastes zusammen und die beiden gewaltigsten Helden des Burgundenlandes vereinigen sich zu einem Bunde. Kriemhild, die Hagen im Hofe sitzen sieht, weint vor Zorn und von ihrer Umgebung gefragt, was sie so traurig und mißmuthig mache, nennt sie Hagen als den Urheber ihres Leides und fügt hinzu:

„Rähet mich an Hagen, er verliere Leben und Leib.“ Da rüsten sich die Hunnen, um den Wunsch ihrer Königin zu erfüllen, doch sie fürchten sich vor den beiden gewaltigen

Helden und wagen nicht, sie anzugreifen. Hagen und Volker stehen nun auf und gehen ruhig nach dem Königsaal. Kriemhild sucht nun Hildebrand und Dietrich zur Ausführung ihrer Rachepläne zu gewinnen, aber beide verweigern die Erfüllung ihres Wunsches. Da bestimmt sie durch große Versprechungen Blödelin, den Bruder ihres Gemahls, das Burgundenvolk in der Herberge zu überfallen. Diese werden von Dankwart angeführt, der allein dem Blutbade entrinnt und die Schreckensnachricht seinen Herren bringt. Wüthend erheben sich die Burgunden, die eben beim Mahle sitzen, und rächen die Erschlagenen an den anwesenden Hunnen. Nur Dietrich mit seinen Mannen, Rüdiger, Egel und Kriemhild dürfen den Saal verlassen; alle übrigen von Egels Leuten werden getödtet. Kriemhildens Wuth und Rachedurst ist auf's Höchste gestiegen, und das edle, liebende, hingebende Weib Siegfried's zur Furie geworden. Alle Helden, die in Egel's Lehne stehen, sendet sie nach und nach in den Tod, um ihre Rache an Hagen zu befriedigen, und keiner von ihnen kehrt lebend wieder zurück. Auch von den Burgunden sind nur noch Gunther und Hagen übrig. Da endlich gelingt es Dietrich von Bern, Hagen zu bezwingen. Er bindet ihn und bringt ihn so zu Kriemhild; desgleichen Gunthern. Dann bittet er noch die Königin, das Leben der Helden zu schonen und geht weinend davon. Doch Kriemhild will ihre fürchterliche Rache vollenden. Sie verspricht Hagen, daß sie ihm das Leben schenken wolle, wenn er ihr den Nibelungenhort wiedergäbe. Aber der grimme Held, der bis zum Tode seinen Troß bewahrt, erwidert: „Ich habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, so lange noch einer meiner Herren am Leben ist.“ Da läßt die Grausame dem Bruder das Haupt abschlagen und zeigt es Hagen. Doch dieser nennt ihr auch jetzt nicht den Ort, wo der Schatz eingesenkt ist, sondern spricht:

„Der Schatz weiß nun Niemand als Gott und ich allein: Der soll dir Teufelsweibe immer verholten sein.“

Da nimmt Kriemhild das Schwert Balmung, welches Siegfried getragen, als sie ihn zuletzt sah, und rächt mit diesem Schwerte seinen Tod an seinem Mörder. Doch alsbald wird auch dieser Mord gerächt. Der alte Hildebrand, ergrimmt über diese entsetzliche That, tödtet Kriemhild mit seinem Schwerte und sie sinkt mit einem furchtbaren Schrei neben Hagen's Leiche nieder.

Vergleichen wir nun die Kriemhild des Nibelungenliedes mit der Gudrun der nordischen Sage, so finden wir, daß beide im ersten Theile fast völlig übereinstimmen, nur daß in unserem Liede ihre Anmuth und Lieblichkeit in noch reizendern Farben geschildert wird. Ihr Schmerz über Siegfried's Tod ist ebenso tief und rührend dargestellt. Nach der Edda saß Gudrun über dem todtten Sigurd und weinte nicht wie andere Frauen, aber schier wäre sie vor Leid zerprungen. Viele Männer und Frauen traten hinzu, sie zu trösten, aber es war umsonst. Wiederholt heißt es:

„Doch Gudrun konnte vor Gram nicht weinen, So trug sie Trauer um den Tod des Gemahls, So füllte sie Grimm um des Fürsten Mord.“

Da, als der Schleier von der Leiche Sigurd's wegzogen und ihr seine erbliche Wange zugekehrt wird, wie sie des Helden Haar vom Blute erharicht und seine leuchtenden Augen erloschen sieht,

da sinkt sie auf's Kissen zurück, ein Thränenstrom rinnet ihr in den Schoß und sie beginnt um ihn zu jammern. Später weilt sie in Dänemark bei Thora 7 Halbjahre, nachdem ihr Grimhild einen Vergessenheitstrank gegeben hat. Sie läßt sich ebenso wie in der deutschen Sage durch ihre Verwandten bewegen, dem König Atli (dem deutschen Egel) ihre Hand zu reichen, und von nun an ist die nordische Sage von der deutschen ganz und gar verschieden. Gudrun rächt sich nicht an ihren Brüdern, mit denen sie versöhnt bleibt, sondern an ihrem Gemahl Atli. Dieser loßt nämlich die Giflungen, welchen er den Tod seiner Schwester Brynhild schuld giebt, oder nach einem andern Piede, weil er sich ihres Goldes bemächtigen will, in sein Land, um sie zu tödten. Dem Högni läßt er das Herz ausschneiden und Gunnarn in den Schlangenthurm setzen, wo er durch sein schönes Harfenspiel die Schlangen besänftigt, bis ihn doch eine große Ratter zu Tode sticht. Gudrun rächt sich dafür an Atli auf's Furchterlichste. Sie ermordet ihre mit ihm erzeugten Kinder und giebt ihm aus ihren Schädeln mit ihrem Blute gemischten Wein zu trinken, während sie ihm ihre Herzen als Speise vorsetzt. Darauf ermordet sie Atli im Schlafe.

Obgleich die Rache Kriemhild's im Nibelungenliede schon sehr furchtbar erscheint und sich kaum mit ihrem früheren, sanften und lieblichen Charakter vereinigen läßt, so ist das Graufige in der nordischen Erzählung doch noch bei weitem gesteigert und erscheint zu unmenschlich, wenn man nicht etwa den Umstand, den mehrere Sagen berichten, daß Sigurd seinem Weibe etwas von dem Herzen Fafnirs zu essen gab, wonach sie grimmer wurde, als Motiv ihrer Grausamkeit gelten lassen will. Wenn nun auch die nordische Gestalt der Sage die ursprünglichere sein mag und ihre Erzählung in den eddischen Liedern etwas wild Großartiges und Hochpoetisches an sich trägt, so wenden wir uns doch lieber zu der Erzählung unseres Nibelungenliedes, welche uns Kriemhild trotz ihrer blutigen Rache an den eigenen Brüdern doch menschlich näher bringt, denn wir sehen dahinter die unverlöschte Liebe und die nie verfliegende Treue gegen ihren edlen Siegfried. Auch scheint ihr Rachedurst dadurch noch mehr erklärt und gemildert, daß sie von Hagen fortwährend gehöhnt und gereizt wird, und ist darum natürlicher, als die Rache der nordischen Gudrun an Atli wegen ihrer Brüder, die sich doch so wenig brüderlich gegen sie benommen haben. Sahen wir daher bei der Schilderung Brunhildens, daß diese in der nordischen Sage noch höher steht, als in der deutschen, so müssen wir dagegen von Kriemhild sagen, daß sie im Nibelungenliede gehobener erscheint, obgleich augenscheinlich der letzte Uebersetzer des Liedes sie im zweiten Theile mehr hat fallen lassen und ihr nicht mehr dieselbe Vorliebe zugewendet, mit der er sie im ersten Theile behandelt hat.

Ich habe in dem, was ich bis jetzt über die Gestalten Brunhild's und Kriemhild's gesagt, mich lediglich an die Sage gehalten, wie sie uns jetzt in dem Nibelungenliede, den beiden Edden und der Völsungasage vorliegt, ohne zu untersuchen, was in denselben echte Uebersetzung oder späterer Zusatz ist, theils weil ich nicht gelehrt genug dazu bin, theils weil ich es überhaupt für unmöglich halte, eine endgiltige Entscheidung darüber abzugeben. Wer will die Bahnen genau ergründen, welche der schaffende

Geist eines jugendlich kräftigen Volkes durchläuft! Wie uneinig sind selbst die Fachgelehrten hierüber. So hält z. B. Peter Erasmus Müller die Völsungasage für eine entstellte nordische Dichtung, während W. Grimm sie für eigenthümlich deutsch erklärt.

Ebenso wenig will ich mich auf eine mythologische Erklärung einlassen, denn dazu müßte man ja nothwendig erst die ursprüngliche Gestalt der Sage ausgemittelt haben, und wenn auch die Nibelungensage unzweifelhaft mythologische Beziehungen gehabt hat, so sind doch diese in ihrer jetzigen Gestalt bereits so verwischt, daß alle Bemühungen, die Sage auf eine mythologische Bedeutung zurückzuführen, mehr oder weniger wie willkürliche Annahmen und vorgefaßte Meinungen erscheinen. Auch mag eine solche Arbeit wohl allerdings für die Sagenforscher von hohem Interesse sein, im Allgemeinen wird sie aber wenig zur rechten Würdigung unseres Epos beitragen. Eine der besten Arbeiten in diesem Fache ist Wilhelm Müller's „Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage“. Er entkleidet die Sage zuerst derjenigen Erweiterungen, welche durch historische Anlehnung entstanden sind und die sich allerdings leicht nachweisen lassen. Wenn wir uns nun aber seiner weiteren Föhrung überlassen und die Sage schließlich so umgestaltet finden, daß Kriemhild und Brunhild nicht gesonderte Personen, sondern verschiedene Seiten eines Wesens darstellen, ferner Siegfried in ähnlicher Weise mit dem Drachen Fafnir identisch sein soll, wenn endlich dieser auf den Gott Freyr und jene auf die Göttin Freyja bezogen werden, so entbehren diese Annahmen, trotz der scharfsinnigen Folgerungen Müller's, doch zu sehr einer sichern Grundlage, als daß wir uns ihnen unbedingt anschließen möchten.

Wir wollen uns daher lieber mit unserem Epos beschäftigen, wie es eben jetzt vor uns liegt, und finden da genug des Schönen und Erhabenen, an dem wir uns erwärmen und innig freuen können. Aus der gegebenen Schilderung von Brunhild und Kriemhild will ich nun versuchen, eine eingehendere Charakteristik von Beiden zu entwerfen. Beide stehen, besonders im ersten Theile des Liedes, in einem augenscheinlichen Gegensatz. Brunhild ist eine erhabene, starke und gewaltige Natur; Kriemhild dagegen eine zarte, hingebende, liebende. In Beiden zusammen finden wir alles das ausgebrüht, was die Natur des Weibes umfaßt. Mag immerhin Brunhild in der frühern Sage eine Gottheit gewesen sein und eine Naturgewalt dargestellt haben, wir finden jetzt in ihr einen zwar großen und gewaltigen, aber doch menschlichen Charakter mit einem tiefen Seelenleben, und wir werden bei dem Tausch nicht verlieren. Brunhild ist eine kühne, hochstrebende Frauennatur, welche über die gewöhnlichen Schranken, die dem Weibe gezogen sind, hinausgeht. Sie fühlt sich, das deutet ihre wunderbare Kraft an, den gewöhnlichen Menschen, Frauen wie Männern, überlegen. Ungleich den zarten, schwächlichen Naturen, welche gewohnt sind, es sich als höchstes Glück zu denken, einem Manne angehören zu dürfen, ist sie sich selbst genug, ist stolz auf ihre Kraft und ihre jugendfräuliche Freiheit. Die Bestimmung des Weibes, dem Manne anzugehören, erscheint ihr nur in dem widrigen Lichte einer Unterordnung, einer Erniedrigung ihrer selbst. Sie ist ihr eine Strafe, welche Odin ihr für ihr eigenwilliges Ueberschreiten seiner

Befehle auferlegt hat, und als solche empfindet sie dieselben und möchte sich dagegen empören. So ist in der Bibel dem Weibe zur Strafe für den Sündenfall, dem eigenwilligen Ueberschreiten des göttlichen Gebotes, der Fluch auferlegt: Er soll dein Herr sein und du wirst seinem Willen unterthan sein. Es wird dieses im Allgemeinen ganz und gar unberücksichtigt gelassen. Man findet es ganz in der Ordnung, daß das Weib dem Manne gewissermaßen untergeben sei, und doch soll dasselbe es als sein größtes Glück betrachten, ja es als das einzige Ziel ihrer Wünsche ansehen, einem Gatten angehören zu dürfen. Es wird tausend mal gesagt, daß es natürlich und gerecht sei, wenn eine Jungfrau, ohne daß schon die Liebe zu einem Manne sie besonders zu diesem hingöge, sich überhaupt darnach sehne, Gattin zu werden. Anders ist die Anschauungsweise in unserem Nibelungenliede und ich möchte behaupten, daß darin eine gerechte Würdigung der weiblichen Natur liegt. Unter allen Völkern haben die Deutschen die Frauen am höchsten geachtet. Tacitus erzählt, sie haben geglaubt, daß dem Weibe etwas Göttliches innewohne. Später in dem Geiste des Ritterthums steigerte sich diese Achtung bis zur Verehrung, während merkwürdiger Weise die verheirathete Frau doch in eine ziemlich untergeordnete Stellung herabsank. Von der hohen Achtung, in welcher die altdeutschen Frauen standen, und der Galanterie des Ritterthums finden wir nun auch das Nibelungenlied und auch die im Norden aufgezeichneten Lieder durchdrungen. Ueberall ist das Weib in hoher Weise gewürdigt, und es ist dieses bei der Auffassung von Brunhild wohl zu berücksichtigen. Brunhild wünscht also nicht, sich zu vermählen, im Gegentheil, sie hält ihre ungebundene Freiheit hoch und ihr jugendfräulich herber Sinn widerstrebt dem Joche der Ehe. Ihr stolzes Selbstgefühl erhebt sie über die Männer, sie will mit jedem in die Schranken treten, denn sie fühlt sich in ihrer Kraft, ihrem hohen Geist und Sinn ihnen mehr als ebenbürtig. Brunhild ist aber in dieser Beziehung nicht eine Einzelne, eine Ausnahme und Abart ihres Geschlechts, sondern sie ist das Weib, welches sich seiner Hoheit, seiner Gottähnlichkeit, seiner Ebenbürtigkeit mit dem Manne bewußt ist, sich gegen den Fluch der Unterordnung empört und die Schranken, welche ihm Herkommen und Natur angewiesen haben, durchbrechen möchte. So ist Faust in seinem Streben, über die Schranken der Menschheit zu gehen, und mit seinem Wissen die ganze Natur zu beherrschen, nicht ein Mensch, sondern der Mensch, mit seinem unstillbaren Wissensdurst und seinem dämonischen Gange Gott gleich sein zu wollen. Darum möchte ich Brunhild einen weiblichen Faust nennen. Die Sagen aller Völker berichten von solch' hochstrebenden Frauen, einer Dido, Semiramis, Deborah und einer neueren Johanne d'Arc. In jeder höhern Frauennatur findet sich etwas von dieser herben Jungfräulichkeit und dem Widerstreben gegen die Ehe, besonders nach dem Uebergange aus dem unbefangenen und unentweigten Zustande der Mädchen-Kindheit — dem jeder Gedanke an Liebe fern liegt, wie ein unentdecktes Land — in den bewußteren des Jungfrauenalters, der das Leben zum ersten Male überschaut. Sie ist dann nicht etwas Widernatürliches und Unweibliches, sondern wohl begründet und entschuldbar. Und kommt dann die Liebe mit ihrer versöhnenden und umschmelzenden Gewalt, da wird aus der herben, freiheitsstolzen

Jungfrau die liebende, hingebende Freundin des Mannes. — Auch in Kriemhild ist etwas von diesem Jungfrauenstolz; er offenbart sich, wenn auch viel milder, in den Worten: Was rebet ihr mir vom Mann? Ohne Mannesminne will ich immer sein. Bei Brunhild tritt er viel stärker auf. Wenn sie sich vermählen soll, so will sie sich nur dem unterwerfen, der beweist, daß er der Frauen Meister sein könne. Unter allen, die ihr nahen, erfüllt nur Siegfried ihre hohen Ansprüche. Durch Muth und Kraft, sowie durch Tugend und Adel der Bestimmung steht er hoch über allen andern Männern, und vor ihm beugt sich willig ihr hoher, stolzer Sinn. Aber er verläßt sie und sie wird durch List behört, das Weib eines Mannes zu werden, der ihr nicht ebenbürtig ist, und tief unter dem von ihr geliebten Siegfried steht, welcher allein im Stande ist, sie zu bestegen. Dadurch muß sie sinken. Denn während die Liebe und die Vereinigung mit dem geliebten Manne die Herbigkeit ihres Wesens gemildert und aufgelöst hätte, wodurch die Hoheit ihres Charakters nicht beeinträchtigt, sondern noch verschönt und verklärt wäre, so wird hier, wo sie nur der Gewalt, der Nothwendigkeit sich fügt, durch ihr Zusammenleben mit einem ungeliebten Manne die stolze Freiheit ihres Willens geknechtet: Mit ihrem Jungfrauenstande verliert sie nach unserem Liede auch ihre gewaltige Kraft und ist nun nicht stärker als ein anderes Weib. Aber nicht weibliche Zartheit und Anmuth treten an deren Stelle, sondern finsterner Anmuth und Haß. Als sie am Hochzeitstage die glückliche Kriemhild neben Siegfried sitzen sieht, ist es nur der Schmerz um ihre verlorene Liebe, welche ihre Thränen fließen macht, als sie aber Gunther's Gattin ist, da tritt der Meid an die Stelle ihrer früheren Hoheit, und ihre frühere Liebe zu Siegfried ist erloschen und wird Rachedurst, sobald sie erfährt, daß er selbst sie in Gunther's Hände geliefert und sich ihrer Ueberwältigung gerühmt hat. Auch scheint Siegfried's Tod mehr ein Mittel, die von ihr beneidete Kriemhild ihres Glückes, welches doch nie ihr selbst zu Theil werden konnte, zu berauben, als Rache an Siegfried; denn das Nibelungenlied weiß nichts von irgend einer Gemüths- bewegung, welche ihr Siegfried's Tod verursacht hätte, sondern erwähnt nur ihrer grausamen Gleichgültigkeit bei Kriemhildens Schmerz. Brunhild ist nunmehr so gesunken, daß sie gar keine Theilnahme mehr erweckt, ja nicht einmal mehr Beachtung verdient. Ihr früherer Stolz ist zu kleinlichem Hochmuth, ihre ehemalige Hoheit und Kraft zur völligen Ohnmacht und Energielosigkeit geworden, die sich zur Erreichung ihres Zweckes nur in Thränen, Klagen und Aufreizungen äußert und zuletzt zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsinkt. Es ist dieses zwar unbefreitbar viel weniger poetisch als ihr feierliches stolzes Ende in der nordischen Sage, aber vielleicht naturgemäßer.

Kriemhild ist nun ganz der Gegensatz von Brunhild. Ist diese gewaltig und erhaben, so jene lieblich und anmuthig. Lebt Brunhild in stolzer Unabhängigkeit, so Kriemhild in stiller Zurückgezogenheit und ihre Brüder als Stellvertreter des Vaters ehrend. Wie ferner Brunhild ihren Bewerbern feindlich gegenübertritt, lebt Kriemhild nur in unbefangener, wunschloser Zufriedenheit, nicht begehrend, was sie noch nicht kennt. Doch widerstandslos öffnet sie der Liebe ihr Herz, und in ihrem Schine entfaltet sich ihr ganzes Wesen zur holdesten Lieblichkeit; doch mehr

noch als in dem ursprünglichen Charakter Weider liegt ihr Gegensatz in ihrem verschiedenen Geschick. Denn wie Brunhild durch das Zusammenleben mit einem ungeliebten, unter ihr stehenden Manne erniedrigt, so wird Kriemhild durch den Besitz ihres Siegfried, der in Allem ihre vollste Bewunderung verdient, beglückt und verklärt. Sie ist das Weib in seiner schönsten Bestimmung, glücklich in der Liebe und durch ihre Liebe wieder beglückend. Ihre ganze Natur ist zu vollstem Einklange gekommen. Darum kann sie wohl vorübergehend gereizt werden, als Brunhild ihren Siegfried herabzusetzen sucht, doch ist sie gleich wieder zur Veröhnung geneigt und ihr Groll schwindet leicht. Ihr ganzes Wesen geht in der Liebe zu Siegfried auf, und so ist auch ihr ganzes Leben nur ihm geweiht, es ist lauter Liebe, Sorge für ihn, Freude an ihm, Stolz auf ihn. Wird ihr nun der Gegenstand dieser hingebenden Liebe geraubt, so ist ihr Leben vollständig zwecklos, ihr Wesen ganz gebrochen. Darum ist Kriemhild's Schmerz bei Siegfried's Tode endlos, wie ihre Liebe und um so herber, als sie selbst durch ihre überärztliche Sorge sein Verderben beschleunigt hat. Nichts kann sie aufrichten. Sie klammert sich an Siegfried's Leiche und kann den Ort nicht verlassen, wo er begraben ist. Wie sie in seinem Besitzgegen alle Liebe und Freundlichkeit ist, so ist bei seinem Verluste ihr alles andere gleichgültig. Sie zieht nicht mit Siegmund, ist selbst gleichgültig gegen ihr Kind. Sie wünscht sich den Tod, doch da er nicht kommt, kann sie nur dem Schmerze um Siegfried leben. Der Schmerz erfüllt nun ihr ganzes Sein, wie früher die Liebe, doch neben dem Schmerze wohnt der Wunsch nach Rache in ihrer Seele, denn es ist nicht das Schicksal allein, welches sie um seinen Verlust anzuklagen hat, sondern er ist ermordet und ihr Leid an dem Mörder zu rächen ist ihr einziges Bestreben, um deswillen sie es selbst über sich gewinnt, noch einem Manne die Hand zu reichen. Doch obgleich sie sich so scheinbar dem Leben wieder zuwendet, so bleibt sie doch unwandelbar ihrem innersten Leben, welches eben ganz in Siegfried aufgegangen war, treu, treu dem Schmerze um ihn, treu den Racheplänen für ihn. Es ist klar, daß bei dieser Auffassung der Kriemhild es ihr ganz angemessen erscheint, wenn sie den Gemahl, selbst an den Brüdern, die um seinen Mord mußten und ihn nicht hinderten, rächt. Es würde die Einheit ihres Charakters aufheben, wollten wir uns der nordischen Erzählung anschließen, wonach sie sich mit den Brüdern versöhnt, Siegfried's nicht mehr gedenkt und für die von Alf getödteten Brüder die grausamste Rache an diesem nimmt. Auffallend könnte bei der Erzählung des Nibelungenliedes nur erscheinen, daß sie ihre Rache so lange hinausschiebt, denn sie war schon 13 Jahre Egels Gemahlin, als sie diesen bestimmte, die Burgunden zu sich zu laden, und eben so lange hatte sie schon in ihrem Vaterlande um Siegfried getrauert, wenn man nicht annehmen wollte, daß gerade durch die lange Zeit diese ihre Treue gegen Siegfried und den ihr aufgeprägten Charakter ganz besonders betont werden soll. Dadurch, daß Kriemhild für ihr einseitiges Festhalten am Schmerze und an den Racheplänen, welches sich durch die entsetzliche Ausführung der Rache als große Schuld erweist, bei derselben selbst den Tod erleidet, wird die poetische Gerechtigkeit auf's Schönste erfüllt, gerade wie sie sich an Brunhild für ihre Selbst-

überhebung dadurch vollzieht, daß diese in Bedeutungslosigkeit zurücksinkt.

Gedenken wir nun noch vorübergehend der übrigen Frauen des Nibelungenliedes: Der weisen, mütterlichen Ute, Kriemhild's Mutter, der zärtlich liebenden Mutter Siegfried's, Siegelind, sowie Godelinden, der gastlichen, liebenswürdigen Hausfrau des edeln Rüdiger von Bechlarn, und endlich dessen lieblich züchtiger Tochter, welche in der Klage Dietlinde genannt wird, so müssen wir gestehen, daß alle Frauengestalten so hold und schön geschildert sind, daß kaum ein Dichter im Stande ist, sie so treu und liebend, so züchtig und sittig, so klug und demüthig, so gastfrei und häuslich, so geschickt und fleißig, so einfach und erhaben zu zeichnen, als unser altes Volksepos sie uns vorführt. Daher kann ich nicht umhin, dem Schlusse meiner Schilderung noch den Wunsch hinzuzufügen, daß die deutschen Frauen unserer Tage, welche sich ja so gern mit Liebe allem Schönen in der Poesie zuwenden, doch auch unserm Nibelungenliede mehr Aufmerksamkeit schenken möchten, als es wohl im Allgemeinen bis jetzt geschieht. Der erste fremdartige Eindruck schwindet bei liebevoller Betrachtung bald und man wird gewiß durch vieles Schöne in diesem großartigen Werke belohnt werden.

Briefwechsel.

W. in A. Ihre „Steppen“, die Sie uns im Mai v. J. gütigst zugesandt haben, sind leider weder an mich noch, wie der Katalog anzeigt, zu unserer Bibliothek gekommen. Ihre Spur, die ich anfänglich zu entdecken glaubte und daher verfolgte, hat nur auf eine Verwechslung mit Ihren „Ranten und Reben“ Unterh. Jahrg. 1. S. 145. geführt. Dr. R.

Jahresbericht

vergl. Unterh. Jahrg. 2. S. 130.

3. Bericht über den Druckfond, vergl. Unterh. Jahrg. 1. S. 98.

Rechnung pro 1. April 1866/67.

Soll.		A. Einnahme.		Hft.	
100	—	1.	Vorjähriger Bestand: Hofenbauobligation Memel Litt. C. Nr. 301. über 100 Thl.	—	—
5	—	2.	Jahreszinsen derselben	5	—
102	—	3.	Beiträge d. ordentl. Mitglieder à 1 Thlr.	101	—
13	13	4.	Abonnem.-Einnahme p. Jahrg. 2. Unterh.	2	13
10	—	5.	„ 3.	10	—
13	21	6.	Geschenk des „Prof. A.“ Hagen (Rein- ertrag seiner Vorlesungen)	13	21
13	—	7.	Zuschuß aus der Hauptkasse	10	—
257	4		Summa	142	4
		B. Ausgabe.			
4	8	1.	Vorjähriger Unterschuß	4	8
97	12	2.	Druck der Nr. 3—10. Unterh.	97	12
130	4	3.	Druck der Nr. 10—21. Unterh.	23	23
10	5	4.	Kopialien u. Porto f. Versend. d. Unterh.	10	5
6	—	5.	Botenlohn für Umtragen der Unterh.	4	15
13	—	6.	Ausgaben für die Hauptkasse	2	—
261	0		Die Gesamt-Ausgabe. Summa	142	4
257	4		mit der Gesamt-Einnahme balancirt, bleibt im Soll	142	4
3	26		Unterschuß, während das Hft balancirt.		

Jahresbericht.

Zur Feier unsres Stiftungsfestes 1865, errichtete ich, obwohl unsere Gesellschaft schon an sich hauptsächlich literarische Zwecke verfolgt, noch eine besondere literarische Sektion, deren Aufgabe es sein sollte:

Die dem Kränzchen zugehenden Druckwerke und Manuscripte einer wohlwollenden Durchsicht zu unterziehen und das Gute darin, möchte es noch so unscheinbar sein, in unseren Sitzungen oder in unserem Vereinsblatt zur berechtigten Geltung zu bringen,

und ernannte den Herrn Gymnasiallehrer Fabricius zum Sektionsordner. Unterh. I., S. 162. Das geehrte Kränzchen ließ sich diese eigenmächtige Einrichtung langmüthig gefallen und ich freue mich, von der Treue und Umsicht des Sektionsordners unterstützt, über ihre Resultate schon jetzt einen günstigen Bericht abstellen zu können. Im Laufe des Osternjahres 1866/67 gingen bei der Sektion außer vielen Gedichten, deren Durchsicht Ch. Wohlmann gütigst übernahm, 3 Manuscripte und 2 Druckwerke ein, welche sämmtlich an Referenten ausgeschrieben und bis auf eins bereits besprochen sind:

1. Longfellow's „Spanischer Student“, übersetzt von Kreisrichter Symanski-Barten. (Manusc.) — Ref. D. Fabricius. Der Unterh. II. S. 4. angezeigte Vortrag ist ebend. S. 69. gedruckt.
2. Longfellow's „Hiawatha“, überf. von dems. (Manusc.) — Ref. Ch. Wohlmann, Korref. D. Fabricius, Der ebend. S. 81. angezeigte Vortrag harret noch des Drucks.
3. „Kaiser Otto“, Epos von Pfarrer Th. Krüger-Zusterburg. (Manusc.) — Ref. Reg.-Ass. Merlecker. Ebend. S. 17.
4. „Ashepöster“, Holländisches Gedicht von J. P. Heje-Amsterdam. (Druckw.) — Ref. Ch. Wohlmann, Korref. D. Fabricius. Ebend. S. 4. Das Werk hat den Ger.-Ass. Wandersleben zu dem Vortrage in der Januar-Sitzung „Ueber Feenmärchen“ Veranlassung gegeben.
5. „Das hohe Lied“ von Dr. Friedrich. (Druckw.) Bibliothek-Nr. 78. — Ref. Pred.-Amts-Rath. Clemens. Der Vortrag steht noch aus.

Hieraus ergibt sich nicht allein die für das Kränzchen fördernde Thätigkeit der Sektion, sondern auch der Anhang, den dieselbe auswärts findet und der sich unbedenklich steigern würde, wenn unser Vereinsblatt ausreichende Mittel hätte, wenn auch schon nicht die uns gütigst anvertrauten Manuscripte selbst, so doch wenigstens ihre Besprechungen regelmäßig und vollständig zu veröffentlichen. Dies würde sich indeß nur dann ermöglichen lassen, wenn wir durch Subscription in der Provinz zahlreicher als bisher unterstützt würden.

Auch bei Gelegenheit des Stiftungsfestes 1866 wollte ich, trotz der schweren Krankheit, welche mich damals lähmte, die Wirksamkeit des Kränzchens durch eine neue Institution, nämlich

durch Stiftung einer akademischen Sektion erweitern, deren Aufgabe ich dahin bestimmte:

daß sie, während unsere Statuten die Vorträge über ein Thema innerhalb der Sitzungen auf eine Stunde beschränken, durch fortlaufende Vorlesungen über lehrreiche Themata außerhalb der Sitzungen, die auch Nichtmitgliedern zugänglich wären, die wissenschaftliche Fortbildung derjenigen, welche die Universtität bereits verlassen oder sie nie besucht hätten, ermöglichen sollte.

Ich forderte Mitglieder, welche mir dazu besonders geeignet erschienen, brieflich auf, mich bei diesem Plane zu unterstützen, erhielt jedoch außer einer Extra-Belehrung, deren ich nicht bedurfte, und einer recht hämischen Antwort, die ich nicht verdient zu haben glaube, nur artige Ablehnungen. Einzig Prof. Dr. A. Hagen ging auf meinen Plan mit jugendfrischem Feuer ein, sagte seine baugeschichtlichen Vorträge, welche in dem nächsten Jahrgange unseres Vereinsblatts mitgetheilt werden sollen, an und las sie unter allgemeinem Beifall vor einem ebenso zahlreichen als dankbaren Auditorium. Darnach kann ich auch diesen Plan nicht für mißlungen ansehen, werde ihn vielmehr zum nächsten Winter wieder aufnehmen.

Die dramatische Sektion hat sich, trotz wiederholter Bitten, zur Erstattung eines Jahresberichtes nicht bewegen gefunden. Ich muß also auf dasjenige verweisen, was über ihre Wirksamkeit bereits in den Sitzungsberichten und namentlich in dem Berichte über das Stiftungsfest, dessen Arrangement sie übernommen hatte, gesagt ist.

Ebenso ist über die Volksthümssektion dem S. 17. Gesagtem nichts Wesentliches hinzuzusetzen. Die Sektion laborirt hauptsächlich daran, daß unser Vereinsblatt nicht den Raum hat, um die an sie eingehenden Sammlungen zu veröffentlichen, wodurch natürlich nicht nur die Anknüpfungspunkte, welche das Weiter-sammeln anregen, verloren gehen, sondern auch die Sammler selbst mißtrauisch und lässig werden. Der Stoff, welcher unserm Vereinsblatte zuliegt, ist nämlich ein so gewaltiger, daß — obwohl lange nicht alle Vorträge eingeliefert werden — doch noch mindestens für zwei Jahrgänge Druck-Material vorliegt. Dennoch beabsichtige ich, in dem neuen Jahrgange auch den Sammlungen der Volksthümer einen, wenn auch nur kleinen, Raum zu eröffnen. Alle diese Uebelstände ließen sich vermeiden, sobald unserm Blatte durch ein ausreichendes Abonnement das Erscheinen von Doppelnummern ermöglicht würde, so aber werde ich dasselbe voraussichtlich mit dem dritten Jahrgange abschließen müssen. Wir haben nur 14 Abonnenten und unser Kränzchen ist durch das Mißgeschick des laufenden Jahres auf 73 ordentliche Mitglieder und darnach der Druckfond auf 73 Thlr. rebuzirt, während die Herstellung eines Jahrganges unseres Vereinsblattes, selbst in seiner jetzigen Beschränktheit, mindestens 94 Thlr. 15 Sgr. kostet. Dennoch will ich, soweit es an mir liegt, das Blatt fortzusetzen versuchen, weil nach meiner Erfahrung bei der Einstellung des Organs auch die Gesellschaft selbst ihrem Untergange entgegen gehen würde.

Stiftungsfest den 17. November.

Die Ausfüllung dieses Abends hatte die dramatische Sektion übernommen. Die Unterhaltung begann mit einem launigen Prologe von A. Stobbe zu seinem Lustschwung „Er“. Ein junger Ehemann, welcher der Literatur zwar hold, dem Kränzchen aber sehr gram ist, bemerkt, daß seine junge Frau jeden Freitag nach dem 15. des Monats um 6 Uhr verschwindet und erst um 10 Uhr wieder heimkehrt. Er fahndet daher auf einen „Er“. — Inzwischen bewegt ihn ein Freund, an einem solchen Freitage im Kränzchen zu erscheinen und hier sieht er zu seinem Erstaunen ein von ihm verfaßtes Lustspiel aufführen und seine Frau als Primadonna debutiren. Da er nun erkennt, daß kein „Er“ sondern nur ein „Es“ seine Frau von ihm abziehe, söhnt er sich mit der Idee des Kränzchens aus und wird Mitglied. Sodann hatten die Sektionsordner (Hiersemengel und Wichert) zwei kleine Lustspiele verfaßt, welche beide dasselbe Thema, nämlich wie ein Liebespaar durch eine Mystifikation in der Hartungschen Zeitung zusammengebracht wird, behandeln, aber in ihrer Ausführung so völlig von einander abwichen, daß sie beide hinter einander aufgeführt werden konnten.

Separatabzüge.

Werden Separatabzüge gewünscht, so muß ihre Art und Zahl auf dem Manuscripte vermerkt werden:

- I. Unveränderte Abzüge der resp. Nummer der Unterh.
 - 1) 25 solcher Abzüge stehen gratis zu Gebote.
 - 2) Je 50 Mehrabzüge kosten 10 Sgr.
- II. Für umgebrochene Abzüge des resp. Aufsatzes in ein gefälliges Sedez wird berechnet
 - 1) Umbrechen der Columnen pro Bogen 1 Thlr. 5 Sgr.
 - 2) Satz eines eigenen Titelbattes 15—20 „
 - 3) 50 Abzüge je eines Bogens 10 „
 - 4) Farbiger Umschlag für je 50 Exemplare 4—5 „
 - 5) Das Heften mit farbigem Falz, sowie das Brochüren wird billigt besorgt.
- III. Bei den obigen Sätzen ist auf das Papier der Unterh. gerechnet. Velin kostet pro Bogen 6 $\frac{1}{2}$ Pf. mehr.

Badesfreiheit.

On öck wär wedder önn Kure onn spazeerd mött mien lange Piep in de Allee's bie'm groote Huus' rom. Da hör öck hinter mi schrie „Goden Dach, Badder Neusch, goden Dach!“ Önn öck dreeg mi önn onn seh en Pungel Dams, de hadden mi dat toropen onn öck teh mine schwarte Möz aff — denn mienem witte Hoot dreeg öck nich mehr, wiel he, siet öck dat Leed op emm gemakt hebb, Rationalelegendom geworde öff — onn segg ganz fründschaflich „Na, Willkommen önn Kure!“ Da kömmt ee fiener Schnughart opp mi to onn secht: „Mein Herr, das kostet einen Silbergroschen!“ onn hölt oof foorts de Hand henn, aff wenn öck emm stracks betahle warr. Deck awersch frag blos „Wat kost ee Dittke?“ Sei secht: „Das Abziehen der Mütze. Sie sollen militärisch grüßen! So!“ onn damött lecht he ee Finger anne Hoot onn sacht mi so an, aff wenn hei segge wult: Lett dat nich „höchst nobel“. Deck awersch krieg den Lachkramp onn segg: „Wer Diemel hefft datt befahle?“ „Das Vergnügungs-Komite, mein Herr!“ secht he. Deck war noch dommer onn frag: „Wat öff dat, Vergnötet Komite?“ Secht he: Das sind fünf Herren, welche es güttigst übernommen haben, für das Vergnügen der Bade-Gesellschaft Sorge zu tragen. Dof ee recht onnözige Anstalt!“ segg öck. „Wie verstehen Sie das, mein Herr?“ secht he. „Aff wie öck?“ segg öck. „Na öck wenigstens sy ömmer am Vergnüglichsste, wenn mi Jedwedder to Freed let onn wer dat Vergnöße nich önn söck dreegt, dem wart et von Bute keiner önn pramsfe. Mit diesen Gesinnungen, secht he, gehören Sie garnicht zur Badegesellschaft, secht he, ich werde dafür sorgen, daß Sie ausgeschlossen werden! Datt sull mi ganz recht sönn, segg öck, aber dann forge toglied dafür, datt öck miene süß Gille toröck krieg, dee öck schons toor Gemeentass geblecht hebb.“ „Dho“, reep he, „die bringen wir Ihnen mit Pauken und Trompeten zurück!“ „Ach“, seeb öck, „datt wart schön warre! Wenn doch man miene Frau to Huus' wär, wenn see ankame, denn de lewt Mausöck!“ Ihrer Frau Gemahlin, secht he, wird der Skandal wohl nicht angenehm sein. Damött schloch hei söck wedder mött twei Finger anne Hoot on tog aff, öck awersch größt em mött mine schwarte Möz dep nah. „Herjös“ schrege dee Dams, dee dem Krawall togehört hadde, „wat wart nu warre?“ „Wat nu warre wart?“ seeb öck. „Nuscht wart warre: Dat Vergnöte Komite befillt, wat et wöll, hei kost wat hei wöll onn öck doh wat öck wöll! Das heißt: Badesfreiheit.“

Der Vorstand des literarischen Kränzchens, das hierselbst seit 9 Jahren besteht, findet es für angemessen, einen Theil der in ihm gehaltenen Vorlesungen durch den Druck zu veröffentlichen, um Zeugniß seines Strebens einem grössern Kreise vorzulegen. Freunde der Literatur würden der Herausgabe dankbaren Vorschub leisten, wenn es ihnen beliebte, das Erscheinen der Unterhaltungsblätter anzuzeigen und auf ihren reichhaltigen Inhalt hinzuweisen.

Dr. A. Hagen. Dr. R. Reusch.